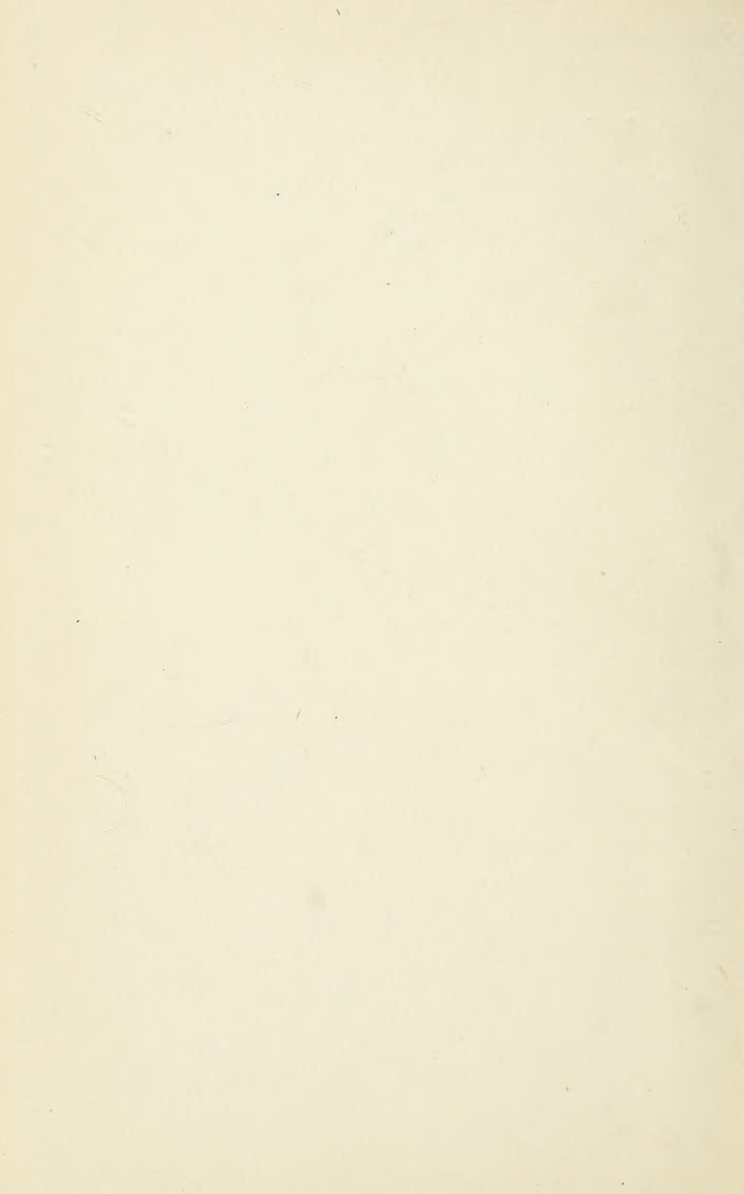


Saphir's
Schriften.
Gesammt-Ausgabe.



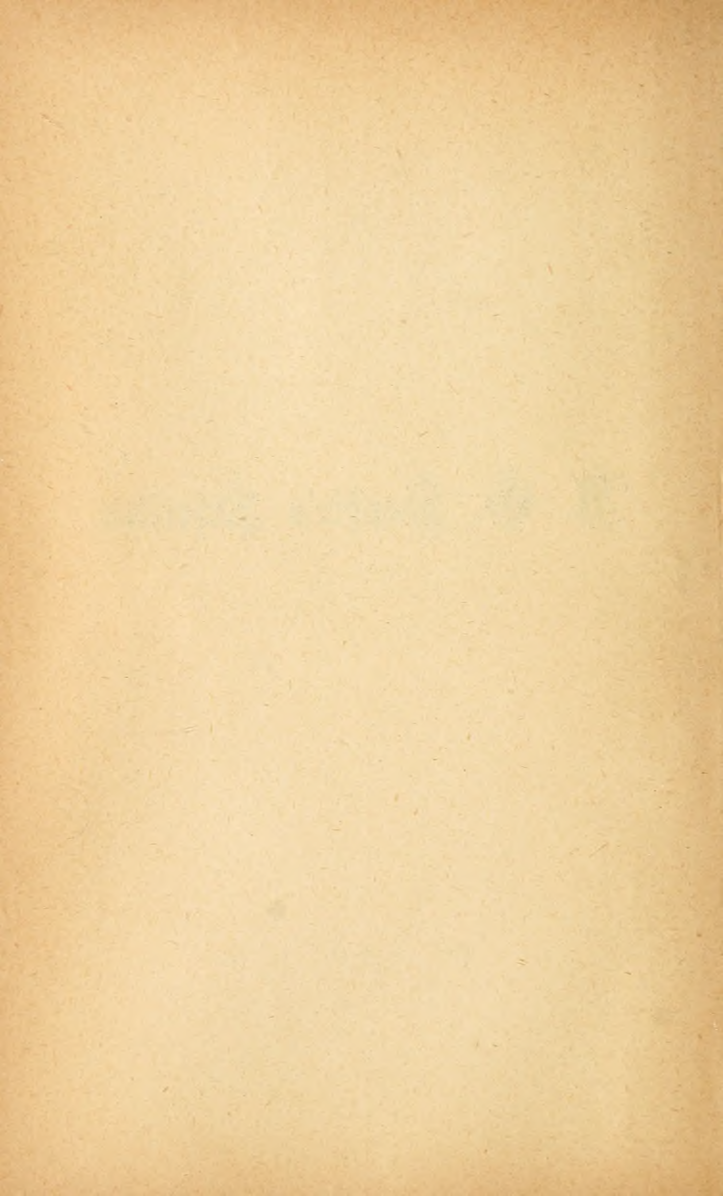








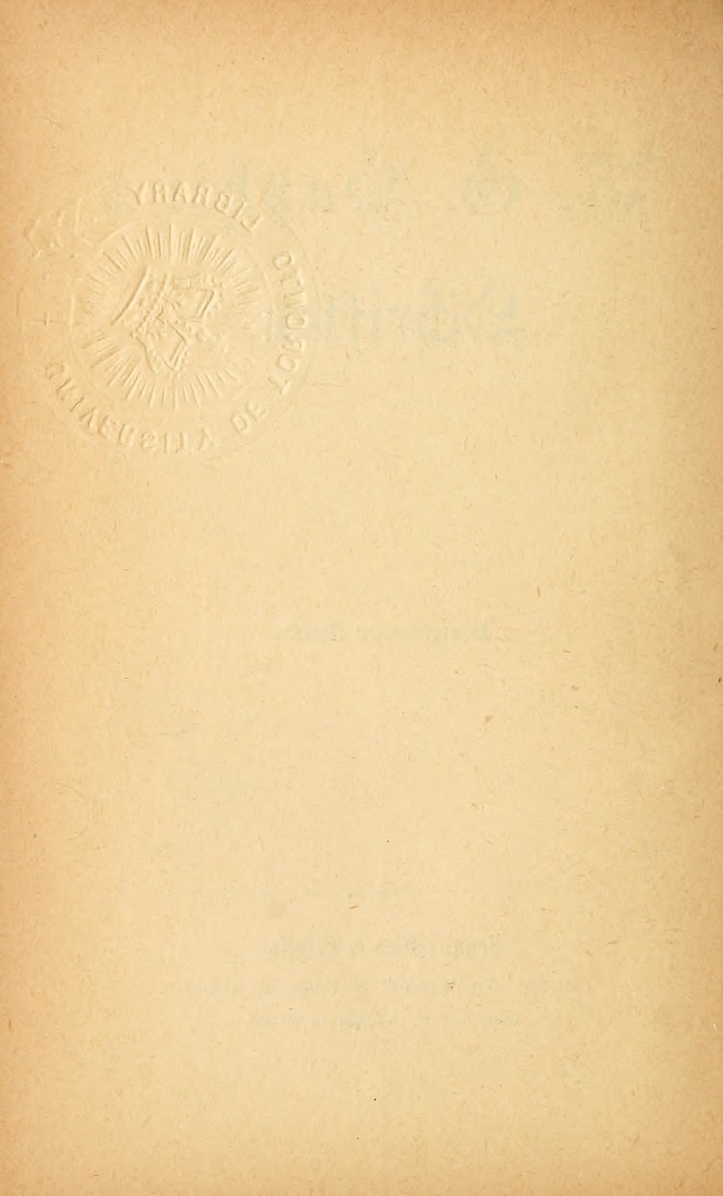
M. G. Saphir's Schriften.



M. G. Saphir's Schriften.

Dreizehnter Band.

Brünn, Wien & Leipzig.
Verlag von Karafiat & Sohn in Brünn.
Druck von Fr. Karafiat in Brünn.



Pariser Briefe.

(Auswahl.)



Vorbrief zu meinen Briefen

über die

Pariser Welt-Industrie-Ausstellung.

An Frau von D—n in Paris.

Ihr liebes, liebes Schreiben athmet die Gemüthlichkeit einer Deutschen, die Liebenswürdigkeit einer Französin und die Herzlichkeit einer Freundin!

Beim Lesen Ihres Briefes stand Mainz, der Rhein und Ihre beiden graziösen Genien wieder vor mir wie im vorigen Jahre, und die Erinnerung setzte noch einige Flügel an meine Sehnsucht, Sie und die Ihrigen wieder zu sehen!

Ihr Brief, so voll Güte und Wohlwollen er ist, birgt eine Natter unter Rosen, eine giftige Schlange im Paradiese: die Stelle, die mir anzeigt, daß Sie mir ein hübsches Quartier in Ihrer Nähe ausgewittert haben! Das Quartier ist die Rose, Ihre Nähe das Paradies, die Schlange aber ist der Preis, die Natter ist der Monatszins!

Dreihundert Francs monatlich! Plagt Sie der

Russe, Sie böse Freundin? Wie hoch schätzen Sie denn Ihre Nähe? Ist diese nicht mit der Gegennähe eines deutschen „Humoristen", eines „primo-Humoristen-assoluto" genug bezahlt? Das Herzklopfen, welches Ihre Nähe erregt, gar nicht mitgerechnet!

Aber wenn ich einmal dort bin, so wollen wir uns à l'amiable arrangiren. Ich dictire Ihnen meine „Briefe aus der Pariser Industrie-Ausstellung", und dafür, daß Sie diese köstlichen Früchte zuerst von meinen Lippen pflücken, dafür, daß Sie sie zuerst lesen diese brieflichen Abspiegelungen von Paris, der Industrie-Ausstellung, der Pariser Kunst- und geselligen Zustände, der Moden, Conversation mit so vielen politischen Reverbères dazwischen als nöthig ist, um die ganze Pariser Saison in einer papiernen Fata morgana meinen einigen Millionen Lesern anschaulich zu machen; für diese Dictir-Wonne oder für diese Dictatur werden Sie mir schon einige Francs herabhandeln! nicht wahr? Wo nicht, so bestrafe ich Sie exemplarisch! — ich nenne Ihren vollen Namen und wie Sie mir im vorigen Jahre von heiler Haut um den Hals gefallen sind und mich — geküßt haben! —

„Darf ich's der keuschen Sonne nennen und mich
vernichtet nicht die Scham?"

Und wenn Sie die Verwirrung Ihres gesunden Menschenverstandes vor der Welt läugnen wollten, dann habe ich zwei Zeugen: den alten Vater Rhein und die etwas jüngere Lorelei!

Ja, meine edle Freundin, ich folge diesem Brief fast auf dem Fuß nach. Wie könnte auch eine

„Welt-Industrie-Ausstellung"

ohne mich „Welt-Industrie-Ausstellung" genannt werden!

Die Pariser Ausstellung hat schon den Vortheil für sich, daß die Londoner ihr vorausging! Die Mängel, die sich in London fühlbar machten, werden hier vermieden werden; aus den Erfahrungen und Anregungen der Londoner Ausstellung wird die Pariser den Character der ihrigen destilliren, reiner, practischer und ausgreifender klären und gestalten.

So viel weiß ich, und ich habe, als zur Mission in diese Ausstellung bestimmt, mich auch schon überzeugt, daß auch die Vorarbeiten viel umfassender waren und sind, nicht blos die technischen, sondern daß auch die scientifischen für Classification, Contrastirung, Tabellirung u. s. w. weit zweckmäßiger in Angriff genommen worden sind.

Wie Michel Angelo in seinem Siegel drei Ringe führte, für Baukunst, Malerei und Bildhauerkunst, so werde ich in meinem Missions-Siegel drei Ringe führen als Sinnbild meiner Auffassung der Pariser Ausstellung: die welthistorische Bedeutung derselben in „industrieller", „intellectueller" und „politisch social civilisatorischer" Beziehung. Drei Zweige, die wie die drei Grazien nur in schwesterlicher Eintracht ein vollkommenes Bild gewähren.

In industrieller Beziehung wird die Leistungsfähigkeit eines jeden Landes der Concurrenz aller civilisirten

Welt gegenüber ihren Beruf und ihre Werkthätigkeit zu beweisen haben.

Es liegt daher im Interesse eines jeden Landes, ihre industrielle Capacität dort zur Anschauung zu bringen, und das nicht nur in einzelnen Firmen, sondern noch mehr in der Darlegung eines ganzen Complexes von industriellen Hervorbringungen, um die allgemeine Weltmarktfähigkeit der Industrie des Landes zu bekunden. —

Oesterreich hat diese industrielle Seite auch als nationale Ehrensache beanschaut, davon gab London und nachdrücklichst München den glänzenden Beweis. Wenn aber der industrielle Zweck in dieser Weise zur Nationalsache erhöht wird, dann fängt die politische und civilisatorische Bedeutung der Ausstellung an. Die Ausstellung wird zu einem Rendez-vous der Mäkler! Die verschiedenen Industrie-Capacitäten mit ihren Eigenthümlichkeiten, die Erfinder und Verbesserer aller Industriezweige mit ihren specifischen Vorzügen, mit ihren bezugsweisen Fortschritten geben sich ein „Stelldichein", um sich gegenseitig kennen zu lernen, sich mitzutheilen, im vertraulichen Austausch sich zu erfreuen und zu belehren.

Auch für die Kunst im idealen Sinn, für die Genien, welche die Sitten veredeln, das Leben verschönern, und den Gürtel der Anmuth um den üppigen, vollen Leib des Gewerbs- und Industrie-Fleißes schlingen, wird sich in der Kunsthalle dieser Ausstellung ein hoher, ein universeller Standpunct gewinnen lassen. Verschiedene

Kunstzweige werden da in Bild, Form, Farbe, Ton zu einer Welt von Vergleichungen anregen, zu einem Fond von Andeutungen führen, und eine Entwicklungs-Reihe von Anschauungen und Ideen aufschließen.

Sie sehen nun, meine holde Freundin, daß in meinen „Briefen" Abwechslung genug sein wird, genug um daß Sie sich nicht über die Einförmigkeit des Inhalts beim Dictandoschreiben zu beschweren haben werden.

Ich werde in allen angedeuteten drei Reichen dieser Ausstellung flibustiren und Stofflese halten.

Sie werden wohl selbst wissen, daß der Sänger der „wilden Rosen" nicht nach Paris geht, um z. B. über Leder zu berichten, dafür sind lederne Berichte genug in der Welt, auch nicht um über Oel, Thran u. s. w seinen Geist auszugießen, dazu werden Schmierer aller Länder genug da sein. Aber ich werde jeder hervorragenden Erscheinung auch in jedem Specialfache der Industrie eine Aufmerksamkeit, eine Würdigung angedeihen lassen, und besonders mit inniger Vorliebe an die Darlegung alles Vorzüglichen gehen, womit die Industriellen Oesterreichs diese Ausstellung bereichern werden. Ich werde in dieser Beziehung auch mit dem besten Willen Winke und Andeutungen von den in Paris sich befindlichen Industriellen entgegennehmen.

Sie wissen es, meine verehrte Freundin, daß ich mit Paris, mit der Pariser Journalistik, mit den Pariser Schriftstellern und Künstlern in mancher Verbindung

stehe, und auch nach dieser Seite hin den Industriellen Oesterreichs dort angenehm zu sein im Stande bin.

Uebrigens werden Sie die Feder nicht unwillig wegwerfen, wenn ich Ihnen kunterbunter dictire, ohne pedantischen Zusammenhang, heute ein Stückchen Industrie, morgen ein Stückchen Theater, dann wieder ein Bischen »rues de Paris«, dann wieder Silhouetten von interessanten Persönlichkeiten, dann Skizzen über Volksleben, Mode, und besonders über das schöne, schwache, schönschwache und schwachschöne Geschlecht, u. s. w. Alles gerade eben frisch, wie ich den Eindruck aufgenommen habe.

Meine Leser sind diese meine Flankenzüge und Katzensprünge schon gewöhnt, und haben sich bon gré mal gré so daran gewöhnt, daß sie ordentlich darauf verwöhnt sind.

Und nun leben Sie wohl, meine kunstsinnige Freundin, leben Sie wohl, bis ich komme, dann leben Sie noch wohler, und wenn ich abreise, wohl am wohlesten!

Bereiten Sie Paris auf meine Ankunft vor, besonders die Familie Gl—t mit der höllischen Himmelsbescheerung von fünf schönen Töchtern! Bereiten Sie sie vor auf meine Erscheinung langsam, vorsichtig, mit einer Gradation der Wahrheit sich nähernden Personalschilderung des „lebendigen deutschen Humoristen", sagen Sie ihnen aber auch, daß meine Devise ist:

»Les esprits comme nous ne sont pas fait pour tenir la chandelle.« (Voltaire.)

Und nun Adieu! Der Himmel segne Sie, breite meine Fittige über Sie aus und lasse mein Antlitz auf Sie leuchten!

Wenn Sie meine Schrift nicht lesen können sollten, so gedulden Sie sich, bis ich selbst komme, ich bringe Ihnen zu diesem Behuf meinen „Setzer“ mit, der einzige Mensch auf Erden, der meine Schrift lesen kann.

Ich vertraue Ihnen im Folgendem ein Staatsgeheimniß an: Ich und mein Setzer wir werden, als seit 19 Jahren wundersam zusammengewachsen, in die „Industrie-Ausstellung“ geschickt als ein Wunderfabrikat! Ich kann ohne ihn nicht leben, denn Niemand sonst kann meine Schrift setzen; aber auch er kann ohne mich nicht leben, denn der gute Mann kann gar keine andere, ordentliche Schrift mehr lesen oder setzen! So laufen wir vierfüßig wie Katzenbergs Hase herum. Wir müssen miteinand sterben und auf unserem Grabstein wird zu lesen sein:

„Hier liegt ein Paar, ganz wunderlieb,
Der Eine setzte was der Andere schrieb;
O Himmel! rechne es ihnen nicht böse an,
Sie haben's Beide nicht gern gethan!“

Doch nun genug! Vale et fave! — Sprechen Sie Latein? — nicht? — dann, holde Frau, sind Sie mein Mann!

A propos! seien Sie so liebenswürdig und sagen Sie dem Concierge in meinem Logis, er möchte mir Mlle. Nadel um keinen Preis früher nach Amerika geben

lassen, bis ich dort, d. h. in Paris, bin! Ich hoffe, meine edle Tragödin wird mir entgegen kommen mit den Worten Phädras:

Le dessein en est pris, cher „Humorist“!
Je ne quitte les lieux wo Du jetzund bist!

Noch einmal: à propos! Leben Sie wohl!

300 Francs! und doch: „Leben Sie wohl!“ Ich bin ein Engel an Großmuth und Güte und zwar Ihr ganz Ergebenster.

Dresden, Hotel de Saxe.

An B. D—n.

Hier bin ich nun wieder in dem schönen Elb-Florenz!

Gottlob, wir Deutsche haben Alles, Alles! Ein Florenz an der Elbe, ein Athen an der Isar (München), ein Rom am Rhein (Köln), ein „Paris“ an der Pleisse u. s. w. — Bei so viel magerer Phantasie und so viel realer Forschung als die Deutschen haben, ist das gewiß bemerkenswerth.

Da sitze ich wieder in dem comfortablen, freundlich gelegenen, allen Fremden bestzuempfehlenden Hotel de Saxe, mit der hellen, freien, lebendigen Aussicht auf den „Neuen Markt“. Aber mir fehlen zwei Dinge: Sie und der Sommer.

Ich glaubte, wie ich Bodenbach, den toskanischen Boden, id est Sachsen, betreten werde, wird Waldes-

grüne, Wiesenschmelz, sonniges Laubgewinde sich über mir zum schattenden Dach wölben.

Aber es kömmt anders. Wie man den teskanischen Boden betritt, betritt man die besonnenste aller Eisenbahnen! Die sächsischen Locomotiven scheinen nicht mit Pferdekraft zu fahren, sondern mit sächsischer — Kaffeekraft. —

Nirgends sind die Personenzüge der Eisenbahn so unregelmäßig, so zeitverschlepperisch, so ordnungslos als in Sachsen. Drei Jahre hintereinander bin ich etwa 12- bis 15mal abwechselnd von Berlin nach Dresden, von Dresden nach Leipzig, von Leipzig nach Berlin gegangen und niemals ohne daß ich vom Conducteur die angenehme Antwort erhielt: „Heute wird wohl noch ein halbes Stündchen d'raufgehen!" — ein halbes Stündchen, das sich bis dreiviertel Stündchen ausdehnt.

Dafür aber sind die Waggons superb!

Nicht nur der „Sommer" fehlt mir jetzt hier in Dresden, sondern auch Sie, mein Dresdner „Sommervogel", mit Ihren ewigbewegten Kunstfittigen, durch welche Sie in die heitere Region des Lebens fliegen und mit sich fliegen lassen.

Das „romantische Dresden", wie es im Sommer genannt werden kann, liegt jetzt in erstorbenen Farben vor mir; das „grüne Gewölbe" des Frühlings und Sommers ist kahl und sonnenscheinlos. Ganz und gar von der Natur zurück und auf Kunst- und Gesellschaft hingewiesen, erscheint mir Dresden jetzt wie eine Schöne

nach abgelegter Toilette, manche Illusion schwindet und die eigentliche Körperlichkeit tritt nackter und schmuckloser hervor.

Wer so östlich her nach Dresden kömmt, namentlich wer aus dem gehäbigen, großartigen und doch ungenirten Wien über die böhmischen Berge herab den sächsischen Boden betritt, Dresden, welches mit den beiden Fühlhörnern den deutschen Süden und den deutschen Norden betastet oder vielmehr von denselben betastet wird, der fühlt sich hier zum erstenmale genirt von dem „Maulkorb des Anstandes", von den „steifleinernen" Kitteln der Etiquette des Vornehmthums, in welchen hier Kunst, Literatur und Gesellschaft herumspaziert, und man wird aus der Atmosphäre der Behaglichkeit und des bequemen Sichgehenlassens so aufeinmal in das Schniegeln und Bügeln des Wortes und des Ausdrucks, in das Bürsten und Glätten des innern Menschen, bevor man sie in die Conversation losläßt, hineingeworfen, daß derjenige, welcher nicht darüber steht, ganz verschüchtert und eingeschüchtert nur sein Selbstbelauscher und Aufhorcher seines eigenen Wortes wird.

Es ist sonderbar, wie sich alles steigert und wie alles gradatim geht, sogar mit der Scala des Conversations-Tons. In Italien schreit man, in Oesterreich spricht man, hier in Dresden fängt schon das Flüstern an. Man hört hier kein lautes Wort, an öffentlichen Orten ist bloß eine Lispelei hörbar.

Wer nicht für unanständig gehalten werden will,

muß dem Kellner als ein Geheimniß zuflüstern: „Ein Schnitzel mit Erdäpfel!"

Es ist alles kühl, aber höflich, es riecht schon nach Berliner Verstand, aber es ist noch ein Nachgeschmack österreichischer Gemüthlichkeit.

Das Naturell der Dresdner ist allerliebst, freundlich, zuthunlich und das Bischen Singen in ihrer Aussprache hör' ich gerne, es ist stets ein Mollton, es klingt nach Gemüth.

Im Sommer liegt die Stadt Dresden, mit seinen durch den Kohlendampf geschwärzten Häusern in grünen Wickelbändern, in blumigem Umschlag, und der Contrast der dunkeln Gemäuer mit den flatternden grünen Lichtern und sonnigen Lichtstreifen bietet einen romantischen Eindruck.

Auf Dresden ist Schillers Ausspruch in Beziehung deutscher Kunst:

„Kein Augustisch Alter blühte"

nicht anzuwenden.

Zwei Auguste haben Dresden zum Tempel der Kunst gemacht.

Da steht sie, aus Erz gegossen, die Reiterstatue Augusts des Starken, des Zweiten, im römischen Imperatoren-Gewand, das Antlitz der Neustadt und seine wie des starken Rosses Nachtseite der Altstadt, der Brücke, der Terrasse zugewendet —! Und doch verdankt ja Dresden diesem August seine Pracht, seine Kunst und sein monumentales Leben. Zu allem was die nachfolgenden

Auguste in dieser Beziehung gethan, hat August der Starke, dieser Typus der Kraft, der Frische, der Kühnheit und der Verschwendung den Grund gelegt.

Das ganze spätere so wie jetzige architectonische Dresden ist eine Schöpfung von Sprößlingen und Schößlingen und Setzlingen aus der Zeit des gekrönten Hercules von Sachsen, der die zum Cultus erhobene Ueppig keit der Kraft und der physischen Begier auch in genialer Uebermüthigkeit auf Kühnheit der Entwürfe in Bauten und monumentalen Schöpfungen ausdehnte.

Troja ist durch eine Helena zu Grunde gegangen, das war ein Troja, aber es gibt mehr Troja's, die durch schöne Helenen erbaut worden sind! Wie viele Versailles und St. Clouds u. s. w. sind nicht durch schöne Helenen erstanden?! Und jene Länder befinden sich noch immer glücklicher, deren Fürsten durch Maintenons geleitet wurden als die, deren Herrscher durch Mazarins regierten.

August der Starke hat viel geliebt! Aber er war die Natur darnach! Er schwelgte in Frauen wie in mächtigen Plänen, wie in den schwelgerischen Entwürfen, seine Reiche an die Großmachtseite der Zukunft zu nageln.

Das gemauerte Dresden erinnert noch immer an die Helenen jener Zeit! Ist doch das Gartenschloß in Form eines „H" gebaut — Anfangsbuchstabe der Frau von „Hoymb", und der Palasttheil an der Elbseite wird nach der Gräfin Cosel benannt.

Diese Gräfin Cosel, mein Freund, wurde im Schloß

Stolpen eingesperrt; das ist nichts, aber sie saß 43 Jahre! — von 1716 bis 1759, — dreiundvierzig Jahre! Ein junges, schönes Weib dreiundvierzig Jahre gefangen! Und für was büßte sie? Für eigene oder für fremde Sünden?!

Mir träumte heute Nacht von der Gräfin Cosel! woher kam das? sollte es die Folge der Aufregung sein, in welche mich gestern Abend „die falsche Pepita" brachte?

Ja, mein Freund, Sie sind fort von Dresden, Emil Devrient auch; also der Bayard und der Alcibiades der Bühne abwesend, die Ney auch, die hausbackene Nachtigall, — zum Teufel ist der Spiritus, der „Räder" ist geblieben.

Ja ich werde gerädert! Abends von 6 bis 9 Uhr ge-Rädert!

Da hat, glaub' ich, Herr Taglioni in Berlin ein Ballet componirt: „Alladin", und zu diesem Ballet horribile dictu hat Herr Räder Worte gemacht, und das Dings, welches riecht nach Ballet, stinkt nach Posse und räuchelt nach „Gsing-Gsang", dauert drei Stunden.

Es ist kaum glaublich, ein Hoftheater, ein Hoftheater, welches nach 10 Tagen wieder eröffnet wird, gibt „Alladin!" und Tags darauf „Pietsch in Madrid" und die „falsche Pepita", und als ich nach vier Tagen wieder kam, wieder „Pietsch" und wieder „Sennora Pepita, mein Name ist Meier!" und ein Elend in der Darstellung!

Ach, lieber Freund, ich fürchte, wenn ich zurückkomme, ist mein Geschmack so ledern geworden, daß ich das Burgtheater vortrefflich finde!

Sollten Sie, lieber D., so was hören, dann kommen Sie ja gleich und schießen mir eine Kugel durch den Kopf, ich werde Ihnen nachher für diesen Liebesdienst so lang ich lebe dankbar sein.

Heute, indem ich dieses schreibe, bringt man mir den Theaterzettel: „Chonchon!"

„Chonchon!" die „Grazie der Butterbrotfresserei!" Und das im Dresdner Hoftheater, in Dresden, wo Shakespeare's „Hamlet" auf der „Terrasse" heimisch ist!

Zum Teufel hinein, Herr D — n! Hab' ich Ihnen Urlaub gegeben? Wo stecken Sie? War ich so tactlos, Ihnen Urlaub zu geben, und dem Emil und der Ney auf einmal, so daß nichts übrig bleibt als „Pietsch", „Sennora Pepita" und „Alladin"?

„Alladin!" In diesem Stück hat Herr Räder alle Wiener Possen klein gehackt und als Dresdner Thürsteher ausgeboten! Welcher unsinnige Gebrauch des Unsinns!

Ich kann's entschuldigen, wenn Jemand Mißgeburten auf die Welt setzt, es verdient Mitleid, wenn Jemand „Selbsterzeuger von Trotteln" ist, aber Mißgeburten und Trottel an sein Schreibzeug anstellen, wie Jakob die bunten Stäbe an die Schaftränke, damit die Phantasie solche Trottel werfe, das verdient kein Mitleid! Trottelmacher sein ist ein Unglück, aber Trottel

aus Geschmack und Neigung an Kindesstatt annehmen und ihnen seinen Namen geben, dazu gehört — dazu gehört — dazu gehört — der Verfall des Theaters wie er ist!

Und nun noch Eines, lieber D., mir passiren jetzt in Dresden lauter Satyren, lauter Pasquille! An einer Straßenecke steht angeschlagen:

„Wiener-Affen-Theater"

in der „Schuster-Innung". Heißt das nun „Wiener-affen-Theater" oder „Wiener-Affentheater"? und in einer „Schuster-Innung"? Müssen denn die Wiener überall Pech haben?

Nicht minder sondersam und bedenklich ist der Maueranschlag über die „Hundesteuer", die hier eingeführt worden ist. In diesem Maueranschlag heißt es: „Da nach Paragraph so und so des Gesetzes verboten ist, Hunde ohne Maulkorb herum laufen zu lassen, werden alle Durchreisenden und Fremden auf diesen Umstand aufmerksam gemacht u. s. w." — Heißt das alle durchreisende und fremde Hunde?

Aber das Lustigste ist folgende Annonce:

„Im Thiene-Salon"

„Humoristische Vorlesung von M. G. Saphir."

„Cercle-Sitz 12 Neugroschen."

Da muß ich doch hingehen! Ich habe mir schon längst gewünscht, mich einmal lesen zu hören! Wenn ich mir nicht gefalle, so pfeif' ich mich aus!

Morgen schreib' ich Ihnen als ausgepfiffener Selbstauspfeifer.

Dresden, Hotel de Saxe.

An L . . . g R . . . t in Wien.

Also gestern hab' ich mich gehört!

Haben Sie je einen „Rhetor" genoßen! Einen „Rhetor" mit Essig und Oel?

Sie wissen vielleicht gar nicht, was ein „Rhetor" ist! Wo kann ein „Rhetor" anders wachsen als in Berlin? Zwischen Pankow und Stralow in der specifischen indo-germanischen Latinität? Herr Schramm war „Rhetor der Erste", Vater: der Geist der alten Römer; Mutter: „Neue preußische Zeitung".

Hugo Wauer ist „Rhetor der Zweite" aus dem Stamme der Rhetoriden.

Also ein „Rhetor" ist ein specifisch preußischer Schreihals, welcher die Hegemonie über fremde Geistesproducte antritt und diese für acht Silbergroschen den deutschen Stämmen aller Zungen, die da essen „Gänse-Sauer" oder „Humer", die da trinken „kühle Blonde" oder „Mumme", in Hotels oder Wirthshäusern, in den Abendstunden zwischen 5 und halb 12 Uhr vorschreit, id est vorliest.

Die staatliche Nothwendigkeit eines solchen „Rhetors" für die Gauen Teutoniens, ohne Unterschied der Wein-, Bier- oder Schnapps-Stämme, ist nachgewiesen Seite so und so in der Culturfibel der Weisen, die da sind so viel wie Sand an der Spree.

Herr Hugo Wauer ist nun ausgegangen als „Rhe-

tor" von Berlin und zog gen Dresden, um allda zu lehren Literatur-Furcht, Poesie-Furcht und Furcht vor Rhetorik im Allgemeinen und Speciellen.

Herr Hugo, der „Rhetor von Lungens-Gnaden" rhetorirte an einem Abende für 10—15 Silbergroschen drei diverse Spiritualitäten: „Louise v. Plönnies" — „Herr Schanz" — „M. G. Saphir".

M. G. Saphir mußte der ärgste Verbrecher gewesen sein: er wurde zuletzt gehängt!

Ueber „Louise von Plönnies" brauche ich Ihnen wohl nichts zu sagen. Die deutsche Literatur erschuf sie und — allen Respect vor der deutschen Literatur!

Herr Schanz aber ist ein homo novus, ein Neugreischen! Ich kenn' ihn nicht, relata refero. Seine Entstehungsgeschichte fällt in die Zeit, wo die Professoren und Proletarier die Kurzsichtigkeit des lieben Herrgotts curiren wollten! Um jene Zeit soll Herr Schanz die ersten Körnlein seiner Brechbohnen-Poesie in die Furchen gelegt haben, welche der demagogische Pflug in die harten Schädel des Volkes zog, welches die Eiche zu seinem Stammbaum erkies'te, weil ihre Frucht den Geist fett und die Nationalität stark macht. Für diese ersten melodischen und rhythmischen Tyrannenscheuchen seiner Poesei erhielt Herr Schanz nach der Hand Gelegenheit, einige Zeit „fern von allem Getriebe der Menschen" darüber nachzudenken, wie das gemeinsame Deutschland sich zu erhalten vermag, wenn seine größte Integral-Capacität

unter Schloß und Riegel der practischen Weisheit von demselben abgeschnitten ist.

Nach überstandener Epoche der abgeschiedenen Selbstbeschauung ging das bessere Licht, man möchte sagen: das allerbeste „Zodiakallicht" in Herrn Schanz auf, er verurtheilte sich selbst zu lyrischer „Schanz-Arbeit" und singt nun au contraire im Gegentheil und justament Lieder zu Ehren „Kaiser Nicolaus", als welche und solche Lieder hat Rhetor Wauer vorgetragen um zehn Silbergroschen im Hotel Thiene zu Dresden, am Abende zwischen 8 und halb 12 Uhr, am 17. April des Jahres 1855!

Und dieses ist die Schöpfungsgeschichte Waueri und Schanzi aus dem Geschlechte der Schreiber und Lungenpfeifer im heiligen römischen Reich, als welches ist nicht arm an Exemplaren ähnlicher Gattung und literarischer Umschläger und Radicalbelehrten im Norden und Süden!

Nachdem also Herr Hugo Wauer die Louise und die „matte Limonade" ausgeschenkt hatte und auch dem Herrn Schanz sein Zeitliches anthat, gürtete Herr Hugo Wauer die Schädelhaut einer Saphir'schen Vorlesung um seine Linden-Lenden und segnete sie zu Tode.

Wenn Sie wissen wollen, was die Weisen des Morgenlandes über diese rhetorische Vorlesungs-Finsterniß sagten, so hören Sie folgende Stelle, die ein hiesiger Referent darüber in der hiesigen Zeitung losließ:

„Was demselben an der schneidenden Ironie Sa-

phirs fehlte, ging dem guten Geschmack durch seinen decenten Vortrag zu Gutem!" —

Ich bitte Sie, lieber L., lassen Sie doch gleich in alle Zeitungen folgenden Aufruf setzen:

„Alle löblichen Sicherheits-Organe werden höflichst ersucht, auf Schreiber obenangeführter Zeilen zu invigiliren denselben im Betretungsfalle zu inhaftiren und ihn mittelst Zwangpasses an die nächstgelegene Irrenanstalt abzuschieben."

Dresden.

An L.. B—n.

Heute ist einmal der Frühling mit dem rechten Fuß aus dem Bette gestiegen!

Sonnenaufgang und Morgenroth!

Ach! wenn nur der „Kaffee-Aufgang" und das Morgenschwarz auch so vortrefflich wäre!

Morgenstunde hat Kaffee im Munde! Aber welchen Kaffee! Was ist das Leben ohne Liebesglanz und ohne echten, guten, duftigen Moccasaft?!

Wer nicht liebt, Kinder, Blumen und Kaffee, der kennt nicht des Lebens Lust und Weh!

Aber die Dresdner Blumen versöhnen mich mit dem Dresdner Kaffee! Es ist hier ein wahrer Blumen-Cultus! Ueberall an den Häusern Narzissen, Camelien und allerlei Blumen und Grüne Gewinde! Ich sehe aus meinem Fenster hinaus, und der Markt ist mit gequadertem

Sonnenschein gepflastert, und aus allen Fenstern rings-herum schauen mich Blumen an, und die Dolden und Glocken nicken freundlich hinüber und herüber, und das Frühlingslicht wiegt sich auf den lieblichen Wangen der Kinder Floras.

Auf dem Markte sitzen die Blumenweiber in langen Reihen und winden Kränze. In Wien hat man „Bouquets", „Sträußchen", hier windet man blos Kränze, üppige strotzende Blumenkränze!

Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen sagen, daß ich ein rechtes Glückskind bin! Der „Fechter von Ravenna" ist mir bis Weimar nachgelaufen, und hat sich mir in den Weg gestellt und sah mich triumphirend an, daß ich ihm nun doch nicht entgehen kann! „Je nun — sodann!" Ich sagte zum „Fechter" in Wien:

„Treff' ich Dich draußen im Freien."

Also über den „Fechter" später.

Die Dresdner Leciskas beschäftigen mich noch!

Wir wissen aus dem römischen Satyriker, daß der Bei- oder Spitz-Name für die „Messalinen" „Lyciska" war. —

Doch davon zu seiner Zeit.

Wenn man in Dresden auf der Brühl'schen Terrasse die silberne Elbe sieht, wie sie leise und lieblich murmelt, geheimnißvoll und anständig, als wären ihre Wellen sächsische oder preußische Oberpost- oder Oberbau-Räthe, und wenn man im Café real sitzt und die schweigsame Atmosphäre athmet, und wenn man den holden Dresdnerinnen in die Augen sieht, welche dem

großen Weltverkehr und dem Freihandel der Blicke nicht huldigen, sondern wahrhafte Protectionisten sind, und wenn man auf öffentlichen Spaziergängen die mit Höflichkeitsschleier überzogene Ruhe des gelispelten Austausches der Gedanken hört, und wenn man die Friedlichkeit, Milde und freundliche Harmlosigkeit des sächsischen National-Characters im Allgemeinen erkennt, dann wird man sich nicht wundern, daß Sachsen nicht gar zu rasch — mobil machen will!

Wenn die einigedreißig deutsche Nationalitäten-Clios zusammen kommen und sich bei einer Tasse Linden-Blüthenthee — die „Linde“ ist ja jetzt wieder zum Statthalter der „deutschen Eiche“ ernannt worden — über Gegenwart und Vergangenheit unterhalten, so müssen sie sich selbst gegenseitig unter die Nase lachen!

Doch liebster L., ich will keine Politik machen! Sie wissen, ich bin ein Mann des Friedens, ein Elihu Burrit an der Donau!

Heute Nacht hatte ich einen Traum, der mir die Friedenshoffnungen bestätigte.

Ich war nämlich etwas aufgeregt zu Bett gegangen. Ich war in den „Hugenotten“ und Herr Lindemann als Marcell brüllte so undeutsch büffelwüchsig, daß ich die Hoffnung hegte, sein „Piff—paff—puff“ sei bis Sebastopol gedrungen und dieses dadurch gefallen. Dieser Gedanke führte mich zum Nachdenken über Krieg und Frieden —

„— und also bei mir denkend schlief ich ein!“

Ich mochte ungefähr eine Stunde geschlafen haben, da weckte mich ein sonderbar Geräusch, ich schlug die Augen auf,

„und mein Geldbeutel stand vor mir!"

Mit nachdenklicher Miene sprach mein Geldbeutel:

„Montecuculi! Montecuculi!"

Ich sprach zu meinem nachdenklichen Geldbeutel: „Ich heiße Moriz und nicht Montecuculi! Was willst Du von mir?"

Da sagte mein Geldbeutel: „Zum Reisen braucht man dieselben drei Dinge, die man nach Montecuculi zum Krieg braucht:

„Geld! Geld! Geld!"

Diese Geistererscheinung meines Geldbeutels hat meine Friedensnerven gestärkt!

Friedrich der Große hat aus keinem andern Grund den Krieg begonnen, als weil ihm sein Vorfahr einen gefüllten Staatsschatz hinterließ! Aus diesem Grund beginnt jetzt Niemand Krieg!

Ich habe meinen Geldbeutel beruhigt! Ich sagte ihm, daß England die Größe seiner Macht nach der Größe seiner Staatsschuld berechnet: denn England denkt so: je größer die Staatsschuld eines Staates ist, desto größer ist die Pflicht der Selbsterhaltung im Volke, durch Treue und Ruhe und Gewerbfleiß im Frieden und durch Tapferkeit, Hingebung und Aufopferung im Krieg den Staatscredit aufrecht zu erhalten, um die Interessen richtig zu bekommen!

Wenn England nun wieder eine neue Zahl an seine Staatsschuld ansetzt, so ist das nur eine Stärkung des Patriotismus für die Männer in Guildhall und in der Krim! —

Ach, die Engländer in der Krim, da hab' ich im Waggon in meinem Shakespeare gelesen, und finde in „König Heinrich der Fünfte" eine Stelle in der Beschreibung des englischen Lagers, welche ich Ihnen als Curiosität mittheile, weil sie wie für das englische Lager in der Krim geschrieben ist.

»— — the poor condemned English,
Like sacrifices, by their watchful fires
Sit patiently, and inly ruminate
The mourning danger, and their gesture sad,
Investing lank-lean cheeks, and war-worn coats,
Presenteth them unto the gazing moon
To many horrid ghosts!«

Doch wohin verirre ich mich?

Sie wollen Reisebriefe und Sie sollen sie haben. Aber Dresden ist jetzt stofflos, mager; die Galerie-Schwalben, die Sächsische-Schweiz-Pilger sind noch nicht da; die Hotels sind noch der Wallfahrer gewärtig, sind noch salop und nonchalant, die Stammhalter der classischen Breter: Dawison und Devrient sind in das einige Deutschland auf Gastrollen ausgezogen, und so ist der Dresdner status quo ein status zwischen „Wintermärchen" und „Sommernachtstraum", und blos „Pietsch in Madrid" und „Sennora Pepita, mein Name ist

Meyer“ sind die Alliirten, welche das Theater-Balaklawa besetzt halten.

In den Hotels sind statt Gäste „Vorleser“. Im „Hotel Thiene“ der Rhetor Wau-Wauer und im „Hotel de Pologne“ Dr. Wolfssohn, der über Lessing lies't. Diese Vorlesungen sollen sehr interessant und Herr Dr. Wolfssohn eine intellectuelle und bedeutende Persönlichkeit sein.

Gutzkow fand ich nicht hier, aber Berthold Auerbach, den gemüthlichen, liebenswürdigen, erfahrenen und doch sinnigen Auerbach.

Sie wissen, er hat eine liebenswürdige Wienerin zur Frau; sie versprach mir zum Sonntag ein „Wiener Mittagsbrot!“ Das „Versprechen hinterm Wiener Herd“ war schön, aber ich wurde treulos! Ich wurde ein Abtrünniger! Ich ließ mich nämlich nach Halle zu einer Vorlesung pressen!

Ich kam Sonntag nach Halle und fand, daß der Theater-Director die Vorlesung für Sonnabend annoncirt hatte! Das sind die Folgen einer leserlichen und kalligraphischen Handschrift!

Also in Dresden kein „Wiener Mittagsbrot“ und in Halle keine „Wiener Abend-Einnahme!“

In Halle ging's mir curios.

Ich suchte meinen alten Bekannten, den Major v. Rohr, da hieß es: vor einem Monat gestorben! Ich suchte die Generalin von Werder, da hieß es: ist vor acht Tagen nach Merseburg gezogen. Ich suchte den

Forstrath von Rauchhaupt, da hieß es: ist vor drei Tagen nach Berlin gegangen. Ich suchte das Fräulein Schulze, da sagte die Schwester: grade heut' ist si. abgereis't; ich fragt: sie ferner um Fräulein Louise von Werder, da erwiderte Fräulein Schulze: die wird wahrscheinlich soeben sterben!

So hat sich Halle zu meinem Empfang vorbereitet; wer nicht fortgezogen und abgereis't ist, ist gestorben oder starb soeben!

Auerbach schreibt soeben ein Drama: „Die Wahlbrüder", den Titel aber wird er wohl noch ändern.

Ich bin begierig, wie dieses Kerntalent der Erzählung und Novelle sich in der dramatischen Rüstung bewegen wird!

Bei Auerbach fand ich Herrn Andree, den berühmten National-Oekonom und fruchtbaren Schriftsteller, der aus Bremen hieher übersiedelte. Wir kennen uns nun schon an dreißig Jahre und Herr Andree ist noch immer derselbe! Dieselbe strotzende Fülle der Vitalität und der geistigen Thätigkeit und dieselbe joviale, kerndeutsche, ehrliche, zuthunliche, angenehme Individualität.

Auerbach sagte mir ganz richtig von ihm: „Andree hat nur einen Fehler: er weiß gar zu viel!"

Und das ist richtig! Wenn man mit ihm spricht, treibt er aus allen Poren Wissen und Kenntniß aus! Er ist ein Räthsel: so vollgestopft mit vielem Wissen, mit Gelehrsamkeit und doch so ein lieber Mensch, sollte er kein Deutscher sein?

Paris, 28. April 1855.

An Herrn Dr. T...l in Wien.

Uf!

Vor drei Wochen war ich noch in Wien, vor 14 Tagen noch in Deutschland, vor acht Tagen noch in Frankreich und heute bin ich schon in Paris! Die Todten reiten schnell!

Hiermit übersende ich Ihnen den Schlüssel zu meinem Gehirnkasten, und wenn Sie gefälligst da hineinsehen wollen, werden sie eine kleine Idee bekommen, wie es hier im Industrie-Palast aussieht! Links Hobelspäne, rechts Heu und Stroh, noch rechtser Gebröckel, Trümmer, in der Mitte Chaos in Naturzustand, das Licht ringt mit der Finsterniß, die Thiere haben noch keinen Namen, die Bäume mit den Industrie-Zweigen sind noch im Wachsen, die Erzeuger harren noch auf den Spruch: „Seid fruchtbar und vermehret Euch!" die verschiedenen Nationen liegen noch in Säcken und Kisten mit der Aufschrift »fragile« — »très fragile« — »à poser avec soin« in allen Winkeln herum, die „Künste", die „Wissenschaften", die „Agricultur" wälzen sich mit dem „Bergbau" und dem „Manufacturwesen" in der unanständigsten Weise auf dem Boden herum, die „Häute" suchen ihre ursprünglichen Träger, kurz: acht Gruppen und dreißig Classen sehen noch in tausend und tausend Colli, Leisten, Ballen, Kisten und Kasten ihrer Entbindung und Taufe entgegen, und hie und da

schleichen Väter, Mütter, Großpapas um ihre eingenähten und verschlagenen Kinder umher und sehen deren großen Kaiserschnitt entgegen; dieser Kaiserschnitt hat die Geburt noch um 14 Tage aufgeschoben und die leeren Industriepalast-Wände schauen die Aussteller an und scheinen zu sagen:

„Was hat man Dir, Du armes Kind, gethan?"

Der liebe Himmel hat eine große „Weltausstellung" in sechs Tagen erschaffen, aber freilich hat er ein fügbares Material gehabt: „Nichts". Das Nichts legt keine Hemmnisse in den Weg, es ist leicht aus Nichts etwas zu machen, ein Nichts widerstrebt nicht, ein Nichts ist nicht spröde, widerhaarig, man hat nicht dagegen zu kämpfen.

Wenn der liebe Himmel, anstatt aus „Nichts", aus „Klein- und Groß-Deutschland" die Welt hätte erschaffen wollen, er wäre heute noch nicht am Ruhetag angelangt.

Aufschieben! Das ist die Devise der Zeit. Die Conferenzen sind aufgeschoben, Krim-Reise aufgeschoben, die „Eröffnung der Exposition" aufgeschoben.

Es wird ein Neubau dazu angelegt, großartig, imposant, unbegreiflich.

Ja „unbegreiflich", das ist das rechte Wort; wenn ich sage „unbegreiflich", so werden Sie mich am leichtesten begreifen.

Lassen Sie sich von all' den Beschreibungen, die Sie über den „Industrie-Palast" lesen, nichts begreiflich

machen. Es ist nicht möglich, jetzt schon aus der Anschauung etwas darüber zu sagen, und alle Schilderungen, die jetzt schon „nach dem Plan" oder „nach dem Programm" des Palastes erschienen sind, können nur todte Abklatsche sein. Ich liebe die lebendige Anschauung, lebendig vom Baume der Gegenwart gepflückt, dem Leser anzubieten, und es wird noch 14 Tage dauern, bis die nominelle Eröffnung stattfinden wird, und, glauben Sie mir, vor Anfang Juni wird von einer vollen Zustandebringung keine Rede sein, und dennoch ist's fabelhaft, was geschieht, welche riesige Thätigkeit, welche colossale Kraft und Mittel-Entwicklung sich ergibt.

Paris ist in diesem Augenblick ein großer summender, schwirrender, schwärmender Bienenkorb, es summt und flattert und surrt auf allen Seiten, Zelle an Zelle wird geklebt, wir Fremde sind die Bienen, welche den Honig in die Quartier-Zellen tragen sollen, den Stachel können wir an unseren Geldbeutel ansetzen.

Ganz Paris muß bis zum 15. Mai neu angestrichen sein. Ganz Paris ist also zum Empfang der Fremden gerüstet, jedes Haus hat ein Gerüst und Hals und Kragen, alle Fenster ausgehoben, um neu mit Gestank gefirnißt zu werden, alle Quartiere liegen mit aufgeschlitzten Bäuchen da und man sieht bis in die Eingeweide der »chambres« und »apartements à louer« hinein. Wenn man geht, tritt man unten in einen Kalkeimer, in einen Farbentopf, oben tropft einem Oker oder Mörtel auf den Kopf, zur Seite stößt einen ein Arbeiter in

die Rippen, von rückwärts schreit jemand »gare la tête« — zu deutsch „aufg'schaut!" — und vor einem hüpft eine Pariserin mit der verführerischsten chaussure der Welt über den Schmutz und über die Prosa der Welt, wie die bewußtloseste Unschuld über eine Zweideutigkeit in der Localpoesie hinwegt, und dabei soll der Mensch ruhig und unangefochten durch's Leben gehen und neutral bleiben wie ein preußischer Deutscher und deutschiger Preuß!

Da nun die Pariser ihre Häuser anstreichen müssen, so sind sie auch genöthigt ihre Gäste anzuschmieren, und so hält eine höhere Weltweisheit das europäische Gleichgewicht stets in gutem Geruch!

Ich bin Mittags um halb zwölf in der »Rue notre dame de Laurette« in meiner »maison meublée« abgestiegen, suchte sogleich eine zweite, zog Abends um sechs wieder aus und mußte für diese 7 Stunden 11 Fr. und 15 Cent. bezahlen; darunter „zwei Betten: 6 Fr. 50 Cent."

„Aber ich schlafe ja nicht hier?"

„Ja wohl, aber wir hätten indessen die Betten vermiethen können!"

Ich recitirte mit deutscher Gewiegtheit dieser Wirthin eine Stelle aus der Rede des Prinzen Napoleon vor, die er bei der ersten Sitzung der kaiserlichen Commission hielt.

„Die Gastfreundschaft in ihrem weitesten Sinne (une large et bienveillante hospitalité) wollen wir uns den Ausländern gegenüber vorbehalten."

Aber sie schien mich wegen meines rein lerchenfelderischen Französischen für keinen „Ausländer“ zu halten!

Ich wohne nun, mein edler Freund, der Sonne ganz nah' und wenn ich in den Himmel kommen sollte, so brauch' ich nur noch ein paar Stufen hinaufzusteigen!

Wenn Sie mir schreiben wollen, schreiben Sie nur: A Monsieur Saphir, rue du Helder, Nr. 27, neben dem Thor des heil. Petrus.

Ich bezahle 300 Francs monatlich, dafür hab' ich erstens: die Aussicht auf alle Dächer des Boulevards italien, und wenn ich einmal Laune habe, den »Diable boiteux« zu spielen, decke ich alle Dächer ab, und entdecke alle »Mystères de Paris« und besonders das große Pariser Geheimniß, auf welche Weise hier so viele arme Teufel und dumme Teufel wie die reichsten Teufel leben, ich könnte mir dieses Geheimniß in doppelter Weise zu Geld machen!

Ja, mein Liebster, das „Arme-Teufel-Gefühl“ überfällt den Menschen hier mehr wie irgendwo. Alles was hier in die Augen und in die Ohren fällt, ruft uns zu: „armer Teufel!“ Jeder „Bijouterieladen“ ruft dem Geldbeutel zu: „armer Teufel!“ Jeder Restaurant ruft dem Magen zu: „armer Teufel!“ Jede Dame, die sich mit halbherausgestelltem Fuß in ihrem Wagen in den »Champs elysées« hinstreckt, ruft den Sinnen zu: „arme Teufel!“ Jeder Schriftsteller, der für ein Pam-

phlet 60,000 Francs bekömmt, ruft dem ausländischen Geist zu: „armer Teufel!"

Und wenn man ein Engel ist, möchte man bei diesen Dingen des Teufels werden!

Da hat mich der Teufel gleich am Tage nach meiner Ankunft dabei gehabt, in die Champs elysées zu fahren und die Cruvelli zu besuchen, die — nicht dort wohnt, weil sie dort ausgezogen ist, weshalb ich sie dort am liebsten besucht hätte.

Plötzlich wird ein Tumult, mein Kutscher hält an und ruft: »une detonation!« — ich springe aus dem Cabriolet, was ist's!

Vor mir hundert Schritte ritt der Kaiser und ein Tellhäusler hat auf ihn geschossen!

Es war ganz nahe am »Chateau aux fleurs«, ich mischte mich unter die Umstehenden, Se. Majestät der Kaiser war mit einer römischen Ruhe weiter geritten, ohne weiter um sich zu sehen, um die Kaiserin, die voraus war, einzuholen.

Mir war alles Blut in den Adern erstarrt, ich eilte nach Hause in der bangen Erwartung eines großen Eindrucks, den dieses verabscheuungswürdige Attentat hervorbringen würde, aber es gab sich wohl das Gefühl des allgemeinen Abscheues der That, aber sonst kein großer Eindruck kund.

Am Abend erschienen der Kaiser und die Kaiserin in der Opera Comique, der Kaiser mit der Ruhe der Intelligenz in der Physiognomie, als ob gar nichts ge

schehen wäre, und das eben imponirt den Franzosen, er wurde mit Acclamation empfangen.

Ein Mann, der neben mir saß, erzählte mir, daß man einst schon den Kaiser gewarnt habe, nicht an jenem Abend in's Theater zu gehen, indem ein Complot allda im Werke sein soll, der Kaiser aber erwiderte ganz ruhig: „Das geht mich nichts an, das ist die Sache des Polizei-Präfecten!" Ist das nicht echt classisch? Und „das ist die Manier mit Frankreich umzugehen!"

Und nun leben Sie wohl, verlangen Sie noch keine systematischen Berichte, ich bin noch ein dreitägiges Kind in Paris, und doch und doch,

„O Fluch der Berühmtheit!"

Hier eine Einladung zu »le demi-monde« von Dumas fils, hier soll ich die „Cruvelli" als „Jüdin" hören und sehen, da ein Tedeum von Berlioz in St. Eustache mit 900 Sängern, worunter 600 Kinder! — („Hier schick' ich Ihnen ein halb Dutzend Rebhühner, worunter vier Tauben." Vademecum.) — Dann eine Einladung zu Halévy, dann eine Invitation zu den »grands-eaux« am 1. Mai in Versailles u. s. w. — u. s. w. „und man beneidet uns noch!"

Ich muß mit einer Anekdote schließen. Ich schlenderte gestern in der Rue Montmartre, da kommt ein solcher Deutschling auf mich zu: „Ah, ich bin Ihr Compatriot." Ich hätte ihm gern geantwortet: „Sie mein „Komm'-Patriot?" Sie sind mein „Marsch!-Patriot!"

— Er setzte sich wie ein Schrepikerl an meine Seite und fanfarennirte von seinem Glanz in Paris, er braucht und verdient ungeheuere Summen, er kommt soeben vom Frühstück zu sechs Francs u. s. w. Ich sah ihn an, er sah aus wie der „Hunger mit du pain à discrétion“. Auch sah ich sehr gut, daß die beaux restes eines frugalen Abendbrotes auf seinem Hemd Nachtlager hielten. Ich sagte ihm: „Ich muß hier im „Café Montmartre“ eine »demi-tasse« nehmen, wollen Sie nicht auch auf eine »demi-tasse« mein Gast sein?“ Der ehrliche deutsche Magen behielt bei ihm die Oberhand über den Pariser Aufschneider. »J'accepte!« rief dieser Altdeutsche aus meinem Gast heraus.

Ich ließ »deux demi-tasses« hergeben, und der gute Mann, der eben von einem Frühstück zu sechs Francs kam, brockte fünf Weißbrote in diese Tasse Caffee und verschlang sie so hungrig und hastig und geschwind wie ein Kriegsminister einen Finanzminister verschlingt!

Und dieses Mannes Thätigkeit bei diesem Geschäfte war mir genug, um seine Lebensgeschichte schreiben zu können:

So hungrig ist ein Genie, wenn es in der Phantasie um sechs Francs gefrühstückt hat!

Paris, 5. Mai 1855.

An E. J. . . . . . . n in Berlin.

Kennst Du das schöne Wörtchen „Mai?“ Das Wörtchen, welches nur noch im Wörterbuch steht? Und kennst Du die vier Wörtchen: »un panier de bois?« zu deutsch: „sechs Zahnstocher Holz“, welche zwei Francs und fünfzig Centimes kosten?! O ja! wir haben oft unser »panier de bois« zusammen verzehrt! Also es ist der stets vorwärtsschreitenden Natur gelungen, den „Mai“ und den »panier de bois« in Zusammenhang zu bringen!

Mai ist da! »Mabille« und »le jardin de plantes« und »les Champs-Elysées« liegen Arm in Arm mit dem »panier de bois«; en attendant ist der „Kamin“ unsere Sonne und das Knistern der Späne ersetzt die Nachtigallen und die Maikäfer!

Wie man aber sich an einem Pariser Kamin erwärmt, das ist eine orientalische Frage, denn ist vorne der Orient am Menschen durchgewärmt, so friert hinten der Occident am Menschen, man müßte sich an einen Spieß stecken und vom Garçon am Kamin herumdrehen lassen, bis man hübsch durch und durch warm ist und gebräunt wie ein Brathuhn!

Ach, wer doch jetzt ein Krim-oneser wäre! Die Krim-oneser haben alle festländischen Pelze absorbirt! Wo ein menschenfreundlicher Pelz in Europa athmete, wurde er nach der Krim verwiesen, und nun sitzt der

Mensch in Paris im Monat Mai am Kamin vor einem brennenden Zahnstocher-Scheiterhaufen um 2 Francs 50 Centimes und vermißt das, was die Natur dem Bären mitgab und den Menschen vorenthält: den Pelz!

Ein Industrie-Palast für einen Pelz!

Die Elemente verschwören sich gegen die deutsche Literatur! Jeden Tag zehn Francs für die partielle Erwärmung eines Futterals, in welchem ein Stückchen deutscher Geist steckt; das ist gegen alle Gesetze deutscher Buchhändler-Honorare!

Ist denn wirklich die Verschmelzung Deutschlands mit Frankreich schon ein solches fait accompli, daß das Klima vom Schwarzwalde heranrückt auf das Schloß des Louvre! Ich will's, ich kann's nicht glauben, und doch und doch! Mir klappern die Zähne vor Frost bei dieser Alliance der östlichen und westlichen Temperatur, und der Kamin bleibt neutral, nicht warm und nicht kalt, und das nennt man: Gegenwart!

Gestern, liebster Freund, hüllte ich mich in drei Hemden — drei Hemden machen einen Pelz — und streifte ein wenig durch das

„neue Paris".

Ich suchte die Plätze auf aller unserer „stillen Freuden", den Platz, wo Louis Philipp uns die Hand drückte mit seinen volksthümlichen Handschuhen, die er »à l'usage du peuple« bei seinen Spazierfahrten anzog in den Flitterwochen seines Bürgerkönigthums; ich suchte die Stelle auf, wo — wir schwach waren, ich suchte

alle die Plätze auf, die man uns als historische Monumente zeigte, aber Hammer und Kelle haben keine Ehrfurcht vor historischen Erinnerungen, ein Maurer hat kein Erbarmen mit den Manen, welche um die Stelle schweben, wo Voltaire sang, wo Coligny seine edle Seele unter Mörderhänden aushauchte: ein Maurer sieht die Schatten nicht, welche unter seinem Hammer aus den niedergerissenen Steinen emporwimmeln, in welchen Rousseau, Scarron, Racine u. s. w. die glorie jenes Frankreich gründeten, welches sie jetzt aus ihren einstigen Ruhestätten verjagt!

Aber, sagt Theophile Gautier nicht mit Unrecht, haben die Todten mehr Recht an das Leben als die Lebenden?

In und um die Stellen, welche der Erinnerung geweiht waren, dem Andenken großer Menschen, großer Thaten, wohnten mit diesen großen und heiligen Erinnerungen das Laster, begünstigt durch Dunkelheit und Winkelwerk; das Fieber und die Cholera, begünstigt durch Fäulniß und dumpfe Atmosphäre; der Diebstahl und der Mord, begünstigt durch Unzugänglichkeit und Verwirrung der Gäßchen und Sackstraßen!

Die großen Geister, die großen Thaten eines Volkes leben in der Geschichte fort, die Denkwürdigkeiten der Vergangenheit sind schlecht aufbewahrt in Stein und Mauerwerk, an welchen Zeit und Elemente noch grausamer rütteln als Verschönerungen und Neuerungen, ihr Pantheon ist die Zukunft, die Geschichte!

Die Gegenwart hat ihren Egoismus, aber dieser Egoismus ist ein nöthiger, ein wohlthuender, dieser Egoismus ist eine Wohlthat. Es ist ein großer Egoismus, das „alte Paris" zum Paris hinauszuwerfen, ohne Ehrfurcht vor seinen grauen Steinhaaren, ohne heilige Scheu vor seinen tausend Straßen-Falten und Gassen-Runzeln, ohne Zurückschreckung vor seiner dicken Allongeperrücke von Ueberlieferungen und verknöcherten Erinnerungen, die sich an morsche Thüren, an baufällige Wände, an schimmelbedeckte Dächer anklammern wie altersschwache Greise an wurmstichige Krücken, ja es ist ein Egoismus, aber nicht der Egoismus eines Einzelnen, nicht der Egoismus der Eitelkeit, es ist der Egoismus des alles verschönernden Geistes der Illustration, der seinen Geist aushaucht und ausgießt auf Holz und Stein; es ist der Egoismus der Majestät der Menschennatur, die als Ebenbild des ewigen Geistes ihr „Werde!" ausruft und auszurufen berufen ist über jedem Chaos, das sich der ordnenden Gewalt des Schönen und Großen in den Weg stellt.

Es ist merkwürdig, dieses Paris anzusehen, wie es sich aus den um ihn eingestürzten Ruinen erhebt wie ein Riese aus einer durch Erdbeben erschütterten Welt, zuerst Schultern und Brust colossal freimachend, dann die schönen colossalen Glieder immer mehr emporringend aus den Schuttwellen und Trümmerwogen, bis Paris dastehen wird, ein glorreicher, herrlicher Redivivus, ein Paris bis-cuit in colossaler Schöne und fleckenloser Formung.

Paris, die alte Stadt, schüttelt nach und nach die alten Lappen und Fetzen von sich ab, wirft ein Stück Häßlichkeit nach dem andern von sich und steht bald als die „neue Stadt Paris" da!

Die finstern Erinnerungen haben den Lichtstrahlen Platz gemacht, die eingeschnürten Gäßchen mit ihren athemlosen Häusern sind aufgeschnürt und decrottirt worden, um den gesegneten, freien, gesunden Luftstrom um Hals und Busen spielen zu lassen!

Es ist Wahnsinn, was einige Mäkler und Grübler sagen: „Diese Neuerung geschieht auf Kosten der Geschichte (aux dépens de l'histoire)."

Nie ist in tönender Hoffart ein leererer Unsinn ausgesprochen worden!

Alles geschieht auf Kosten der Geschichte! Das Leben lebt auf Kosten der Geschichte! Keine Stunde kann anders ablaufen als auf Kosten der vergangenen Stunde! Kein Jahrhundert tritt in die Geschichte anders ein als auf Kosten des vergangenen Jahrhunderts; der Mensch lebt auf Kosten seines Vormenschen, die Kunst und die Wissenschaften leben auf Kosten der Kunst und Wissenschaften der früheren Epochen! Um zu ergründen, woran die Vergangenheit zu Grunde ging, um aus dieser Ergründung die Gegenwart zu machen, muß man die Gebeine der Vergangenheit ausgraben, muß man den Grabstein von der Geschichte abheben, muß man den Staub der Erinnerung fortkehren!

Es giebt gewisse Pessimisten, die alles von der

schwarzen Seite darstellen — und welche Sache hat keine schwarze Seite? — und diese Achselzucker und in den Topf der schwarzen Loose Gucker halten allen diesen Segnungen und Vortheilen des „neuen Paris" nichts entgegen als die „Geldcassen-Frage!"

„Ziffern reden!" Ich will diesen Ziffern das Wort nicht abschneiden, ich will nur diese Ziffern redend anführen, wie sie mir ungefähr bekannt geworden sind. Ich schreibe folgende Ziffern blos ab: Zur Vollendung der Rue de Rivoli und des Boulevard du Centre und zur Herstellung des Boulevard de Straßbourg, des Boulevard du Centre, bestimmt, den Boulevard de Straßbourg bis zum Chatelet-Platz zu führen, sind nach Rechnung des Präfects der Seine folgende Summen nöthig: die Beendigung der Rue de Rivoli, sowie die Freimachung des Hotels de Ville und der Kaserne Napoleon 27,643.798, des Boulevard du Centre 73,744.397 macht zusammen 101,388.195. Die Rivolistraße nebst den Umgebungen des Hotels de Ville sollen 1856 beendet sein, in demselben Jahre soll die Section zwischen der Rue des Lombards und der Rue Rambuteau fertig werden, 1857 die Section zwischen der Rue Rambuteau und der Rue Grenéta, 1858 die complete Eröffnung bis zum Boulevard, 1859 die Erweiterung und Verbesserung der Nebenstraßen. Nach ungefährer Berechnung hält nun der Seine-Präfect hiezu eine fernere Summe von 56,304.024 Frcs. für ausreichend; etwaige kleine Irrthümer vorbehaltend, schlägt er die Realisirung einer Anleihe von 60 Millionen vor.

Die Ziffern reden, ja sie schreien; aber wer schreit, der hat Unrecht! Es mag sein, daß die Stadt Paris etwas Schulden machen wird, aber an Schulden ist noch nie ein Staat, nie eine Stadt zu Grunde gegangen, eher an einer Schuld, aber nie an Schulden!

Unsere Vorfahren haben so wenig für uns gethan und wir thun so viel für unsere Nachfolger! Unsere Vorfahren waren lauter Trottel, Cretins! Der Dampf lag vor ihnen offen da wie ein Element, lag hundert Jahre vor ihnen und sprach zu ihnen aus jedem Küchentopf, und predigte ihnen aus jedem Waschkessel und sie waren taubdumm und hörten ihn nicht! Die Electricität, diese Schnellpost der Gedanken, lag vor ihnen in Blitz und Donner u. s. w., und sie stolperten darüber weg, ohne Notiz davon zu nehmen; unsere Vorfahren haben gar nichts für uns gethan, sie haben uns auf den Hals geladen die Erfindungen, dem Leben Hand und Fuß anzuschrauben, dem Verkehr Flügel zu verleihen, dem Gedanken ein electrisches Stelldichein zu erfinden, das Meer mit unterirdischen Briefmarken zu bereichern u. s. w., und wir sollten unsern Enkeln gar nichts zu thun übrig lassen? Nicht einmal die lumpige Mission, unsere Schulden zu bezahlen? Wie? das neunzehnte Jahrhundert, welches die Eisenbahnen erfand, die Dampfschiffe, den electrischen Telegraphen, congrevische Raketen, Gasbeleuchtung, Kapselpistolen, Percussionsgewehre, Dramaturgen, Conferenzen, Tantième, Galvanoplastik, Pepitas, Industrie-Paläste, künstliche Mineralwässer, Steto-

skope, Seidlitzpulver, Daguerreotypies, griechisches Bier, türkische Civilisation, morganatische Ehen, orientalische Fragen, Revalenta; dieses neunzehnte Jahrhundert sollte nicht ein Recht haben, in Geldangelegenheit eine Anweisung an das 2000ste oder 3000ste Jahrhundert auszustellen? Es wäre doch schwarzer Undank vom 2000sten oder 3000sten Jahrhundert, wenn es die Lappalie von einigen Millionen Milliarden nicht bezahlen wollte!

Was sind also 60 Millionen Anlehen gegen ein neues Paris, ein Paris, aus welchem die verpesteten Gassen, die finstern Schlupfwinkel von Eugen Sues Romanhelden, die Lasterlöcher der Loretten, die Diebshöllen und Fäulniß-Reservoirs der Sitte und der Moral verschwunden oder doch wenigstens beseitigt sind, um dem Licht, der Luft, der Sonne, dem Athem, der Circulation, der Eleganz, der Mode, dem Leben Raum und Platz zu machen?

Ist da zu wählen? Ein stinkendes, ein mephitisches, ein rachitisches, krummbeiniges, verkrüppeltes, Moder und Seuche ausathmendes, Fäulniß und Schimmel aufbewahrendes, alle Finsterniß und Dunkel suchenden Laster und Gebrechen begünstigendes, ekelhaftes, rußiges und verstümmeltes Paris mit etwas weniger Schulden, oder ein Paris voll Licht und Luftersströme, ein Paris, wie eine Venus in jugendlicher Schöne aus dem Meer der Gegenwart gestiegen, Paris gesund und frisch und hell und lachend in brillanten Dimensionen, in vollem Schmuck wie die Königin der Städte, wie die Königin Saba, als sie den weisesten König verführte, mit etwas wenigen Schulden?

Die Wahl ist wahrlich nicht schwer!

Ich stimme nur dafür: „Die Schulden für uns, das Bezahlen für die Nachwelt!"

Und diese Lehre, Freund, beherzige, und es wird an Dir erfüllt werden, was ich Dir wünsche: „Leb' wohl!"

Paris, 8. Mai 1855.

Pianori ist zum Tod verurtheilt worden. Wer gestern in den Saal wollte, mußte queu machen wie beim Theater. Um 9 Uhr wurden die Thore geöffnet, nur wenige Karten wurden an Private wie ich bin vertheilt. Die Räume waren von der Elite der Pariser Welt besetzt, Frauen wurden gar nicht eingelassen; warum?

Nach 10 Uhr wurde der Angeklagte hereingeführt. Die allgemeine Neugierde gab sich durch eine Bewegung wie das leise Rauschen des Meeres kund.

Pianori's Persönlichkeit ist ganz unbedeutend; weder Romantik noch Schwärmerei, weder Heldenthum noch Fanatismus, weder Resignation noch Trotz spricht aus diesen stagnirenden Zügen, aus dieser mittelgroßen Gestalt, die sich ohne Energie trägt, aus diesem Mißwachs von Schnurrbart, der sich mit dem braunen Rundbart vereinigt; nur sein Auge ist kühn und sein Blick frech. —

Ruhig, ich möchte sagen mit Apathie, läßt er seine Blicke auf das Publikum schweifen, gleichgiltig, gleichsam

als fände er es nicht des Ansehens werth, kehrt er seine Blicke davon wieder weg und die Verhandlung beginnt. Die Anklageacte wird verlesen, sie enthält die bekannten Daten über das von Pianori am 28. April begangene Attentat. Aus dem Ganzen theile ich hier summarisch die Biographie dieses demokratischen Schusters mit.

Eine Depesche der französischen Legation aus Rom vom 2. Mai gibt Folgendes an: Pianori ist 32 Jahre alt, Schuster, verheirathet, Vater von zwei Kindern. Ein polnisches Assassinat bewog ihn zu emigriren, später brach er aus den Gefängnissen von Servia aus. Im Jahre 1849 diente er in den revolutionären Banden, welche gegen die Franzosen kämpften. Nach mehreren Assassinaten und Verbrechen, die Pianori beging, kam er doch von Zeit zu Zeit von Genua, wohin er sich flüchtete, zurück, um neue Verbrechen zu begehen.

Eine zweite Depesche vom 5. Mai trägt nach, daß Pianori zu zwölf Jahren Galeere verurtheilt wurde wegen eines Assassinats.

Das sind also die Antecedentien des Angeklagten.

Im Jahre 1854 begab sich Pianori nach Marseille, von da ging er unter dem Namen Liverani nach Lyon, von da nach Chalons sur Saone, und von da nach Paris, wo er bis zum December blieb, dann nach London ging, wo er bis zu Ende März 1855 blieb, und um diese Zeit nach Paris zurückkehrte. Von dieser Zeit an wohnte Pianori bei einer gewissen Michelet, Boulevard Pigale Nr. 10. Den ganzen Monat April

verlebte Pianori ohne Geschäft, ohne Arbeit, getheilt zwischen brütender Einsamkeit und liederlicher Schwelgerei. Der Morgen des Tages, an welchem er sein fluchwürdiges Unternehmen ausübte, sah in seinem Logis noch eine Orgie feiern.

Zwischen 5—6 Uhr geschah, was wir Alle schon wissen.

Pianori läugnet nicht, doch findet sich ein Widerspruch; einmal will er den Kaiser morden, weil er ihn und seine Familie brotlos machte, also ein persönliches Motiv, das anderemal will er den Kaiser ermorden, weil er sein Vaterland unglücklich, Rom unglücklich gemacht hat.

Pianori läugnet fest und beharrlich jede Conspirations-Idee, er will durchaus als Einzelner und nicht auf Antrieb gehandelt haben. Alle Daten aber sprechen dagegen. Seit 1849 treu der blutigen Fahne der Insurrection, fand ihn der 28. April 1855 nur treu dem Systeme des Mordes und der italienischen Demokratie, welchem er sechs Jahre lang huldigte. In London, wo dieser Herd der politischen Verbrecher den Meuchelmord nach allen Seiten des Festlandes aussendet, in London weilte Pianori mehrere Monate, in London kaufte er die Pistole, mit welcher er das Verbrechen beging. Von London bringt er auch die zwei anderen Pistolen mit, welche man bei ihm fand, von London bringt Pianori auch das Geld mit, welches ihn in Stand setzte, ohne Arbeit ein Wohlleben mit Debauche zu führen, sich luxuriöse Kleider und ein Dolchmesser anzuschaffen.

„Pianori," so schloß die Anklage-Acte, „handelte nicht unter dem Einfluß einer persönlichen Feindschaft; entschlossener und bezahlter Mörder, war er nur der Arm jener Partei, die ihn mit Dolch und Pistolen versah, und die ihn auch mit Geld versah."

Nach einem langen, aber unwesentlichen Zeugenverhör nimmt der Generalprocurator, Herr Roulland, das Wort und sagt: „Der Angeklagte Pianori hat dem Kaiser nach dem Leben getrachtet, er selbst bekennt das Verbrechen, er wollte, wie er selbst sagte, die Expedition nach Rom rächen, das heißt: „die römische Demagogie besiegt und verjagt durch die französischen Waffen."

In dem Geständniß dieses Verbrechers, so fährt der Generalprocurator ungefähr fort, hätte man, den Termes der Constitution zufolge, den Verbrecher an die haute-cour weisen können, allein bei so einem gemeinen Verbrecher, der seine Doctrinen in Pistolenschüße übersetzt, bedarf's einer schnellen Justiz. Man wird vielleicht fragen, so fährt der Generalprocurator noch fort — und die Worte sind inhaltsschwer! — warum dieses Verbrechen so schnell abgethan wird, ohne sich erst die Zeit mit Ergründung der Mitschuldigen zu nehmen? Man beruhige sich, die wachsame Staatspolizei berührt mit ihrem Finger schon alle Jene, welche sie im Interesse hat u. s. w.

Darauf nimmt der Advocat des Verbrechers das Wort, was er vorbringt sind Worte, die er an die Nachsicht der Jury, an die Gnade des höchsten Vollstreckers richte.

Der Präsident fragt hierauf: „Pianori, stehen Sie auf, haben Sie noch etwas zu Ihrer Vertheidigung hinzuzufügen?"

Pianori: »Non Monsieur.«

Die Jury zieht sich zurück; nach 10 Minuten kommt sie zurück und sagt: „Auf Ehre und Gewissen, vor Gott und Menschen, die Erklärung der Majorität der Jury lautet: Ja, der Angeklagte ist schuldig."

Darauf verlies't der Greffier das Verdict, welches auf Todesstrafe lautet.

Der Präsident sagt: „Angeklagter, es stehen Ihnen drei Tage zum Cassationsgesuch frei."

Pianori hört diese Worte mit jenem Phlegma an, mit welchem er eintrat, mit welchem er die ganze Verhandlung anhörte und verläßt festen Schrittes den Saal. Die Ruhe dieses gemeinen Verbrechers, — denn ein solcher ist Pianori, — ein alter, inveterirter Verbrecher, eine schlemmerische Bestie, diese fast frappirende Ruhe biegt so zu sagen der Geschichte und der psychologischen Moralgeschichte eine Paroli!

Diese Stoa, diese erhabene Ruhe, welche die Geschichte dem Tod großer Individualitäten vindicirt, diese Ruhe, mit welcher Sokrates den Tod trank, mit welcher Johanna d'Arc den Feuertod ertrug, mit welcher die Märtyrer ihrem Tod entgegensahen, diese Ruhe und stoische Todesverachtung, welche man für die Kennzeichnungen eines großen Bewußtseins, eines unbefleckten Gewissens hält, sie zeigt sich uns auch oft bei den verruch-

testen Bösewichtern, bei den von allen Lastern angefressenen Verbrechern, welche dem Galgen und Rad mit einer Philosophie, mit der frappirenden Freudigkeit eines Märtyrertodes entgegen geh'n! — Was ist die menschliche Natur?!

Ein ganz gemeiner verruchter Mörder, dem die Sünde ein Gelüste ist und das Verbrechen ein Spielzeug, der sich für Geld zur Bluttthat vermiethet, der Gott und die Bibel und die Gesetze der Natur mit Füßen tritt; dieser Mensch hält sich vielleicht verpflichtet, einen verbrecherischen Eid zu halten, den er einer Rotte von Mitmördern leistete, ihre Namen zu verschweigen?!

Diese Todesverachtung könnte eine Art von Glorie, von politischer Glorie um das Haupt eines solchen Königsmörders werfen, wenn sie nicht auch bei Räubern und Mordbrennern und Vatermördern wohnte, welche wir mit einer Art von Seelenheiterkeit und Verklärung die Stufen der Leiter betreten sehen, welche sie über ihre Mitmenschen erhebt.

Das Interessanteste in der Verhandlung war für mich das Argument, mit welcher London und England als der Mittel- und Ausgangspunct dieses und aller ähnlichen Attentate bezeichnet wurde, und mit welchen glühenden Redezangen der Redner feurige Kohlen auf die Situation des Landes sammelte, welches gestattet oder gestatten muß, daß in ihm der Herenkessel sich einbürgert, in welchem Mord und Todtschlag und Meuterei

für alle Länder und Regierungen gebraut und versendet werden.

Ich bin neugierig, welchen Nachklang dieses Zuwälzen der Revolutionsbegünstigung in den Londoner Blättern finden wird.

Ich glaube, diese Flocke Feuer, geworfen in das Coblenz der Revolutionsmacher, dürfte dort drüben nicht ohne Folgen bleiben.

Orleans, 9. Mai 1855.

„An alle deutschen „Jungfrauen von Orleans" ledigen, verheiratheten und neutralen Geschlechtes."

Meine hoch- und niedergebornen Jungfrauen!

Hoch- und übergeschätzte Johannen, Hannen und Hannchen!

Ich bin in Orleans, in der Stadt, die Euch in den Stand setzte, Euch „Jungfrauen von Orleans" zu nennen, in der Stadt, in welcher gestern am 8. Mai als am Jahrestage der Einnahme von Orleans durch Johanna d'Arc (8. Mai 1429), die Enthüllung ihrer Statue gefeiert wurde, ein Fest, welchem das Volk aus allen Gegenden Frankreichs zuströmte.

Ihr undankbaren deutschen „Jungfrauen" von Temesvar bis Posen, die Ihr alle Eure dramatischen Siegeszeichen auf Orleans aufpflanzet; Ihr deutschen Dramaturgen alle, die Ihr die große Heerde der Jungfrauen seit fünfzig Jahren weidet auf allen Bühnen Deutsch-

lands, nicht eine Seele von Euch ist nach „Orleans“ gekommen, um ihren Dank zu der ehernen Statue niederzulegen! Wieder bin ich es ganz allein, der die deutsche Intelligenz, die deutsche Dramatik, die deutsche Schiller-Anbetung und die deutsche theatralische Jungfrauenschaft in Frankreich vertreten muß, und ich bin von Paris nach Orleans gegangen aus Ehrfurcht vor den Manen Schillers und um zu den Füßen der bronzenen Hirtentochter den Dank niederzulegen, daß ich so viel „Johannen“ überlebt habe in meinem an Johannen so reichgesegneten Vaterland!

Ach Ihr „Jungfrauen“ alle aus Wien, Berlin, Reußgreiz, Reußschleiz u. s. w., die Ihr mir sicherlich mehr Vergnügen gemacht hättet, wenn Ihr „Eure Glieder nicht in Erz“ und die Directoren gar nicht „geschnürt“ hättet, wenn Ihr Eure „Brust nicht mit Stahl“ und Eure Rolle nicht mit Unsinn bedeckt hättet! Ihr Jungfrauen alle, die Ihr Eure Heerden und Euren Herd verließet, um die Theater zu weiden, und die ich auf dieser Weide oft weidlich durchweidete, wo waret Ihr, als man in „Orleans“ die Statue Eurer unsterblichen theatralischen „Gelegenheitsmacherin“ enthüllte?

Ich habe wieder die Ehre der deutschen Intelligenz gerettet, ich gab mich für den Abgesandten aller „deutschen Theater-Jungfrauen“ aus, um in ihrem Namen an der Festivität theilzunehmen.

Einem Poeten stehen zwei Wege von Paris nach Orleans frei, die „Phantasie“ und der „Expreß-Train“,

man braucht aber keine gar zu lebhafte Phantasie, um mit ihr schneller als mit dem „Expreß-Train" zu fahren, welcher in „zwei Stunden" nach Orleans gehen soll, aber in Wahrheit vier Stunden hingeht!

Meine Phantasie ist also in jedem Falle geschwinder und — wohlfeiler.

Das Fest zu Orleans dauerte drei Tage.

Das Fest zu Orleans war kein „Provinzialfest", es war ein „Nationalfest". Johanna d'Arc ist eine Heldin der Nation, sie ist ein Blatt Geschichte, ein Lorbeerzweig, ein Triumphgesang von ganz Frankreich. Die Geschichte und die Legende, die Lorbeerkrone und die Märtyrerkrone, das Epos, das Drama und das Lied, die Bühne und die Kanzel, die Begeisterung und der Glaube, die Poesie und die Religion haben sich ihrer bemächtigt, um sie unsterblich, ewig lebendig im Volke zu erhalten.

Orleans war daher bei diesem Feste ein Mittelpunct des romantischen und geschichtlichen Frankreichs. Nach Orleans kamen zu diesem Feste die Einwohner der Ufer der „prächtig dahinströmenden Loire", die Bewohner von „Rouen", dem Theater ihres Flammentodes, und die Bewohner der Gegenden alle, welche sie mit ihrer Fahne auf dem Befreiungszug nach Orleans durchzog, die Bewohner von „Vaucouleurs" — „Troyes" — „Reims" — „Poitiers" — „Tours" u. s. w.

Sonderbare Laune des Zufalls, dieses größten Ironikers der Geschichte! Im Jahre 1855, wo in Paris

die „Welt-Industrie-Ausstellung" gefeiert wird, dieses jüngste Kind der Laune der französisch-englischen Allianz, wird vier Stunden davon in Orleans ein Fest gefeiert, das die Heldin illustrirt, welche die Engländer in Frankreich besiegte, so daß nie wieder ein „engländisch Roß aus den Quellen der Loire trinken sollte!"

Das Fest dauerte eigentlich drei Tage, aber ich rede nicht von dem Sonntag, an welchem ein „Fest-Concert-Monstre" stattfand! Ein Concert, in welchem die Zwischenpiecen schon aus „Cantaten" und „Symphonien" bestanden! Und welche Cantaten! Und welche Symphonien! Und welche Execution!

„Ha, diese Töne! wie zerreißen sie mein Ohr!"

Und der Concertsaal in der „Halle au blé!" wo der Wind von vier Seiten und aus allen Löchern pfiff und der Regen an die Zinnen und „Plachen" schlug, welche den Ton, der an sie kam, wie nasses Geplätscher wiedergaben, und die „Cerclesitze", wo man zu der Musik mit Zähneklappern accompagnirte! Und in dieser Halle umarmten sich dissonanzenselig „Moses" und „Lucretia", „die Sonnambula" wandelte Mitternacht, und um $2^1/_2$ Uhr ging der Morgen über der „Schreiberwiese" auf, und noch daneben das Concert, welches um 8 Uhr Abends begann, und in welchem man blos zur Erhaltung mehrere „Becherl Cantaten" und „Symphonie-Hohlhippen" herumreichte!

Wenn ich mich je an einer deutschen „Jungfrau von Orleans" kritisch versündigte, wenn ich je einer

deutschen Johanna den Küraß etwas heruntergerissen habe, sie ist gerächt!

Von 8 Uhr bis halb 3 Concert!

Von diesen Leiden schweige ich, denn ich wurde vollkommen am anderen Abend entschädigt. Da fand der Glanzpunct des Festes statt: Die „Fackel-Cavalcade", welche den Einzug von Johanna d'Arc in Orleans und die Befreiung von Orleans durch dieselbe darstellte.

Dieser historische Zug wurde von den vorzüglichsten Künstlern Frankreichs organisirt und der Eindruck desselben war imposant, unvergeßlich. Zwei Stunden lang bewegte sich dieses prachtvolle, lebendige, wandelnde, geschichtliche Tableaux, übergossen von Fackel- und Flammenlicht, durch eine dichtgedrängte Volksmasse, unter Glockengeläute und Kanonendonner, begleitet von dem Enthusiasmusruf der Menge!

Ein Stück Geschichte stieg aus dem fünfzehnten Jahrhundert heraus, um mit seinen Helden, mit seinen Erinnerungen, mit seiner Romantik in dem goldenen Rahmen der Personification an der Gegenwart vorüberzuschreiten, um in ihre Prosa, in ihre Blasirtheit, in ihre Materialität einen Traum voll Poesie, eine Hand voll Begeisterung, einen Athemzug von alter Ritterlichkeit und Minne zu bringen. Die Täuschung war complet, die Illusion wurde Wahrheit.

Welcher Enthusiasmus! »Vive la Pucelle!« Da kömmt sie, die Heldin, die Hirtin, die Befreierin, die

Märtyrerin! — Da kommt „Dunois" der Held und der „Bastard", der Sohn der Liebe und „der sich nach ihr nennt!" — Da kommt „La Hire", da „le Sire de Beaugency", da „Baudricourt", der „fünfzehn Fähnlein aufbrachte, lothringisch Volk;" dann „Jean de Bresses" und „Armagnac" und „Chabannes" und die ganze Ritterschaft, deren Namen Clio vom Schlachtfeld pflückte und in ihre ehernen Tafeln einschrieb!

Und nach diesem Stück Weltgeschichte, von Kunst, Glaube und Pietät in die Gegenwart hineingetragen, kam das interessante »postscriptum« jenes romantischen Heldenzuges; einige Abkömmlinge jener Familien, die sich bei der Belagerung von Orleans auszeichneten, wohnten dieser Cavalcade bei und mit tumultuarischem Enthusiasmus begrüßten die Orleaneser die Wappenschilde jener Ritternamen, welche ganz allein zehn Generationen überlebt haben.

Die Enthüllung der Statue ging glücklich von Statten. Es hatte fast den ganzen Tag geregnet, allein der Himmel ist ein gnädiger Herr, derselbe Himmel, der so gefällig ist, fast immer zu lächeln, wenn ein Einzug u. s. w. ist. Der Himmel, welcher sich stets in blau und weiß kleidet, wenn das Münchner Octoberfest gefeiert wird, damit die Journalisten sagen können, der Himmel selbst zog in diesem Augenblick die bairische Farbe an; der Himmel, der so gütig ist, die Wolken vom Himmel zu fegen, wenn auf der Erde ein Volksspectakel stattfindet, der Himmel sendete auch heute einen

Sonnenstrahl durch die plötzlich zerrissenen Wolken auf die enthüllte Erzstatue der Jungfrau von Foyatier.

Der große Platz von Orleans war superb für diese Ceremonie hergerichtet, und die Journale von Orleans haben heute auch nicht verfehlt zu erzählen, daß ein Sonnenstrahl — »comme par miracle« — kam, um die Inauguration mit zu feiern.

Die Statue selbst macht einen schönen, doch keinen imposanten Eindruck!

Der Eveque Mgr. Dupanloup hielt eine Dankrede der Johanna d'Arc, die den Stempel der Nicht-Improvisation an der Stirne trug, so geziert war das Wort, so parfumirt war die Salbung des Vortrages. Er vindicirte die Jungfrau von der Geschichte für die Legende, als eine Heilige, und das ist nichts als billig, denn die Kirche hat sie gleichgiltig dem Flammentod überlassen, um sie des Märtyrerthums würdig zu machen.

Dem Feste im Hotel de Ville konnte ich nicht beiwohnen. Ich verließ Orleans, doch ging ich noch einmal, um von der bronzenen Johanna d'Arc Abschied zu nehmen, von ihr, welche ihr Vaterland dem Scheiterhaufen überlieferte, von ihr, welcher der geistreiche Dichter Frankreichs, Voltaire, die Dulderkrone vom Haupt riß, um dasselbe mit dem Schmutz einer unkeuschen und unfrommen Dichterphantasie zu umgeben, von ihr endlich, die nur von dem edelsten deutschen Dichter, von Schiller mit feurigen poetischen Armen aus den Flammen des Scheiterhaufens emporgetragen wurde, verklärt, im Strah-

lenkranz der Poesie und der heiligen Sendung, zu den Sternen, die hereinleuchten in die Zukunft und in die späteste Nachwelt!

Johanna d'Arc ist für Frankreich gestorben, Frankreichs Staat hat sie verbrennen lassen, Frankreichs Poesie hat ihre Manen geschändet; dem Genius der deutschen Poesie war es vorbehalten, ihr den Heiligenschein der himmlischen, unbefleckten Sendung um die leuchtende Stirn zu flechten.

Die Statue der Jungfrau von Orleans steht in Orleans, die Glorie, die Unsterblichkeit, die poetische Erscheinung der „Jungfrau von Orleans" steht in der deutschen Literatur strahlend, glänzend, rührend, sittlich fromm und menschlich mild, und dieses Denkmal in der deutschen Literatur wird alle Bronzestatuen in Orleans und Rouen u. s. w. überdauern, und der Statuaire dieser deutschen Statue der „Jungfrau von Orleans" heißt:

„Schiller!"

Paris, 16. Mai 1855.

Gestern wurde der Janustempel des neunzehnten Jahrhunderts, der Friedenstempel der Völker, der Industriepalast eröffnet, und ein „Friedenstempel" muß es sein, trotz Kriegsgetöse und Schlachtendonner, denn der Kaiser antwortete auf die Eröffnungsrede des Prinzen Napoleon die inhaltklingenden Worte:

»J'ouvre avec bonheur ce temple de la paix qui convie tous les peuples à la concorde!«

Also wir begrüßen diese Inauguration mit den Schlußworten der Schiller'schen „Glocke":

„Friede dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute!"

Gestern um 10 Uhr Morgens öffneten sich die Thore und Eingänge dieses trojanischen Rosses, in dessen Bauch Frieden, Eintracht, Brüderlichkeit aller Völker, Länder und Menschen ruhig liegen wie Drillinge im Mutterleib; ganz Paris erinnerte an Goethe's „Hermann und Dorothea":

„Ist doch die Stadt wie ausgestorben!"

Alles zog, ging, lief, ritt, fuhr nach dem Industriepalast. Die „Sonne von Austerlitz", welche noch immer mit dem Aufgehen vor Sebastopol beschäftigt ist, ließ ihre Strahlen nicht auf die gläserne Kuppel dieses Wunderbaues fallen; der Regengott schien sich besonders für die einstige große tragische Künstlerin zu interessiren, welche unter ihrer Lorbeerkrone einen Regenschirm-Tempel für alle begossenen Nationen der Welt errichtete.

Um 10 Uhr wurden die Räume dem Publikum, welches mit Administrationskarten versehen wurde, geöffnet und um halb 11 Uhr waren alle Galerien, alle Tribünen, alle Estraden überfüllt; eine Füllung, die nicht ohne deutsche Rippenstöße in entente cordiale mit englischen »Goddams!« und in intimer Allianz mit französischer Ellenbogensprache abging.

Der Anblick des Transsepts in diesem Augenblick war großartig, ein Eindruck, den zu beschreiben unmöglich ist!

Doch wir haben Zeit, die Dinge zu beschreiben, wenn es auch der farbenreichsten Feder nicht möglich wäre, den Eindruck zu schildern, das Feenhafte dieses lebendigen Dramas mit Tableaux, Gruppirungen, Decorationen und Zauber-Ausstattungen wiederzugeben. Von 10 bis 1 Uhr, um welche Zeit der Kaiser kommen soll, sind drei Stunden, wir wollen unsere Feder spazieren führen.

Reichen Sie mir die Hand, ein Spaziergang durch diesen Palast ist ein Spaziergang durch die Welt, eine Promenade durch das Universum, ein Handlanger mit allen Völkern der Erde; sogar die „Menschenfresser" fehlen nicht, denn es sind Augen da, die Einen lebendig zu verschlingen drohen.

Hier in rez de chaussée, gerade dem Haupteingange des Central-Pavillons gegenüber, in jenem Raum, welchen die „vereinigten Staaten" so gütig waren bis zu diesem Tage unausgefüllt zu lassen, erhebt sich der Thron und Thronhimmel aus rothem Sammt mit der kaiserlichen Krone, unter welchem drei Fauteuils bereit stehen.

Rechts und links und vor dem Thron sind die Plätze für die Hofdamen, des Senats, des gesetzgebenden Körpers, des Stadtraths, der kaiserlichen Commissions-Mitglieder, der Jury, der fremden Commissäre u. s. w.

Zu beiden Seiten dieses reservirten Raumes bauen sich die Ausstellungs-Wunder aus, insoweit sie bis jetzt enthüllt und sichtbar sind.

Am Schiffe des ganzen Gebäudes läuft eine Namens-Tabelle herum, welche die Nationen benennt —

„Die Namen der Menschen und Gäste,
Die strömend wallen zu dem Völker-Feste!"

Hier sehen wir den Namen England 10mal, Frankreich 22mal, Oesterreich 4mal, Hannover, Preußen, Sachsen u. s. w. einmal.

Sie wundern sich, den Namen Rußland nicht zu finden? Ich theile diese Verwunderung mit Ihnen, und das umsomehr, als Prinz Napoleon in seiner eloquenten Anrede an Se. Maj. den Kaiser die interessanten Worte sprach:

„Wenn die Industriellen Rußlands, den allgemeinen Regeln sich unterwerfend, sich eingefunden hätten, wir hätten sie ebenfalls zugelassen, um die Demarcation genau zu bestimmen, welche zu etabliren ist zwischen den slavischen Völkern, die gar nicht unsere Feinde sind, und diesem Gouvernement, dessen civilisirte Nationen das Uebergewicht erkämpfen sollen."

Es wäre gewiß interessant gewesen, wenn wir hier zwischen „Hannover" und „Preußen" auch „Rußland" hätten prangen sehen mit seinen Industrie-Erzeugnissen, als da sind: „Dampf-Circular-Depeschen" — „Ultimatums aus Juchten" — „Ukase aus Bull" — „Puncte aus Caviar" u. s. w.

Die Capitäler ringsumher waren mit den Wappen und Fahnen aller Städte Frankreichs und der anderen Nationen mit ihren Landesfarben geschmückt.

Doch das Transsept füllt sich mit Uniformen, mit Galagewändern, mit Großwürdenträgern, mit Magistraturen, es ist Zeit, zurück auf seine bestimmte Galerie zu gehen, wenn das noch möglich ist.

Ich habe glücklich meinen Platz wieder erreicht, setze mich an der Balustrade zwischen meinen beiden Damen nieder, dem Himmel dankend, nach diesem Kreuzzug einen Ruhepunct gefunden zu haben, allein «l'homme propose et l'inspecteur dispose!» — auf einmal kömmt ein Inspector und zeigt an, daß alle Herren sich entfernen müssen, ganz in den Hintergrund! Horreur!

Anfangs Gemurmel, dann Murren, dann lauter Ausbruch des Unwillens! Die Damen bestehen auf ihre Ritter, die Ritter bestehen auf ihre Damen und auf ihre Plätze, blos eine näselnde Engländerin sagte in beefsteaks-blutigem Französisch: »Je vounus remerciames o nomme de wfemmes.« — worauf ihr eine neben mir sitzende Dame erwiderte: »Oui Madame, vous remerciez au nom des femmes, mais pas au nom des dames!«

Ein Deutscher aber, es ist wahr, er kömmt selten zu einem guten Platz, hat er aber einmal einen bekommen, so bringt ihn kein Inspector, kein Commissär, nicht einmal die Unzufriedenheit seiner Regierung mehr von seinem Platz ohne halbe Pension und einen Orden oder Titel zum Zeichen der Zufriedenheit! Also wir Deutsche

wie waren nicht gesonnen, Platz zu machen, wir ließen den Inspector schreien, schrien wieder, und es blieb — beim Alten!

Indessen unterbricht der Donner der Kanonen den Lärm der sich Niedersetzenden, es wird ein Uhr, der Prinz Jerome Napoleon, umgeben von seinem General-Secretär, begibt sich nach dem großen Eingange, die Tambours treten in Thätigkeit, die Musik spielt die Arie: »de la reine Hortense.«

Der Hof erscheint. Die Majestäten werden mit großem Zuruf empfangen; nachdem sich der Kaiser setzte, die Kaiserin zur Linken, die Prinzeß Mathilde zur Rechten, hält Prinz Napoleon die schöne und inhaltsreiche Eröffnungsrede. Diese Rede kann, wie der „Moniteur" sich ausdrückte, als Vorrede zur Geschichte dieser Industrie-Ausstellung von 1855 gelten.

Obwohl Vorreden, wenn sie gut sein sollen, gewöhnlich erst nach Vollendung des ganzen Werkes von dem Autor geschrieben zu werden pflegen, so trägt diese Vorrede doch den Stempel eines vollendeten Gedankens in sich, und der Gedanke ist eigentlich das Werk und nicht die Worte, nicht die Capitel, nicht die Seitenzahl, nicht der Styl und die Färbung. Die Pariser Industrie-Ausstellung vom Jahre 1855 ist ein Gedanke, ein Gedanke, welcher in dieser Gestaltung, in dieser Ausdehnung, in dieser welthistorischen Bedeutung, wie die Minerva gepanzert mit Schild und Schwert, aus dem Haupt des Kaisers Ludwig Napoleon entsprungen ist.

Es ist ein Weltgürtelgedanke, er umfliegt den Erdball, er schifft durch Meere, er umrennt die Pole, er verbrüdert Nationen und vereinigt den Genius der Industrie, den Genius der Intelligenz mit dem Genius der Vervollkommnung, der Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft im Allgemeinen.

Der Gedanke dieser Welt=Industrie-Ausstellung ist die Verschwisterung der Theorie mit der Praxis, die Vermählung des Geistes mit der Materie, die Gleichberechtigung des Verstandes mit der Arbeit, das Verschmelzen der Akademie mit dem Atelier, das Handinhandgeben der abstracten Wissenschaft mit der Application des Handwerkes, das Secundiren der schönen Künste bei dem Duell der Erfindungen und Entdeckungen auf dem Felde der Gewerbe und Production, endlich ist dieser Gedanke des Kaisers Napoleon die geniale Initiative einer intimen Reunion aller Kräfte, Bewegungen, Fortschritte, Sympathien, Bestrebungen und Forschungen des Geistes und der geistigen Thätigkeit mit den Ergebnissen und Erinnerungen der materiellen und industriellen Kräfte in dem Gebiete der Concurrenz und edler Rivalität, in dem Reich der Vervollkommnung alles dessen, was die menschliche Thätigkeit mit Hilfe von Arbeit, Fleiß, Nachdenken, Ausdauer, Verbessern und Erfinden zu leisten im Stande ist, um daraus das Facit der Vergangenheit zu ziehen und die Perspective zu eröffnen, was die Zukunft für große Segnungen, für Kunst, Geist, Wissen und Industrie zum Behufe der menschlichen Glück-

seligkeit in sich trägt, wenn man dieser Zukunft mit Vertrauen, mit Eintracht, mit Zusammenwirkung aller geistigen und physischen Kräfte der Menschheit überhaupt entgegensieht, und von diesem Gedanken ausgehend, hat auch der Kaiser heute gesagt: „Ich eröffne den Friedenstempel!"

Diesen Kaisergedanken hat der Prinz Jerome Napoleon in seiner Inaugurationsrede mit Geist und Eloquenz resumirt und wiedergegeben.

Daß dieser Gedanke in diesem Augenblick von der Masse anderer Gedanken durchkreuzt und durchschnitten wird, ist natürlich!

Jeder Gedanke an und für sich ist schon ein Protest! Der Mensch kann nicht denken ohne zu protestiren, denn denken heißt etwas Neues schaffen, und Neues ist immer eine Protestation gegen das Alte und findet also immer wieder Proteste in den Leuten und Gedanken, die mit dem Alten alt geworden sind, oder die glauben, sich in dem Alten durch das Alte jung zu erhalten! Ein Irrthum, der schon großes Unglück über Völker und Individuen hervorgebracht hat.

Dieser große Kaisergedanke, welcher im Grunde allen Nationalitätunterschied aufhebt und das Band der allgemeinen Humanität proclamirt, dieser Gedanke, welcher alle Völker als ein Individuum betrachtet, welches unter dem Horizont von Eintracht, Frieden, Industrie und materieller Vollkommenheit und geistiger Behaglichkeit einer glücklichen Completation entgegenreifen soll,

wird grade in diesem Augenblick hie und da von Gedanken durchkreuzt, die in brennender Opposition mit denselben stehen, von Gedanken an die Integrität der verschiedenen Nationalitäten, von Gedanken und Principien, welche die strengste Absonderung der Nationalitäten predigen, die Wiederbelebung von Nationalitäten, von welchen die Geschichte beweist, daß sie nicht im Stande waren, eine Nationalität für sich zu behaupten, von Nationalitäten, die keine Wiederbelebungselemente in sich tragen.

Welcher auffallende aber durchaus nicht unbegreifliche Contrast der Gedanken in dem Moment der Eröffnung des Industrie-Palastes, wo der prononcirte und illustrirte Gedanke der Einheit aller Völker grade von den schreiendsten Gedanken der Nationalitäten-Distinction unterbrochen wird!

Ich will die Erörterung dieses Zwiespaltes der Natur in dem Hause Derindurs auf eine meiner späteren Betrachtungen aufsparen und heute mich blos auf das Fest der Eröffnung beschränken.

Nachdem der Kaiser gesprochen, bewegte sich der ganze Hof in den Räumen des Industriepalastes umher, um die schon enthüllten Gegenstände in Augenschein zu nehmen. Auf dem ganzen Rundgange wurden der Kaiser und die Kaiserin von den lebhaftesten Zurufen des Enthusiasmus begrüßt, und waren der Gegenstand des höchsten Interesses, besonders für uns Fremde.

Meine holden Leserinnen sehen mir gewiß schon

auf die Finger, und erwarten mit Begierde die Schilderung, die ich ihnen von der Kaiserin der Franzosen machen werde, von dieser schönen, geistreichen, reizgegürteten Kronenträgerin, von welcher so viel mit Begeisterung gesprochen, geschrieben und gesungen wird, allein damit will ich noch warten, ich will keinen flüchtigen Eindruck schildern, ich will nicht einen vorüberfliegenden Lichtstrahl rekrutiren, um aus ihm ein Bild der Sonne zu entwerfen; ich werde mir Mühe geben, die Kaiserin so oft zu sehen als möglich, um ihre Physiognomie mit der Tiefe eines Lavaters, mit der Forschung eines Philosophen, mit der Freude eines Blumenfreundes und mit der Anschauung eines Poeten zu studiren und dann meinen Lesern ein Bild von ihr, d. h. den Eindruck dieses Bildes zu schildern. Ich bin recht unglücklich! Man hat mir gesagt, das »Gymnase dramatique« sei ihr Lieblingstheater, ich habe deshalb dreimal »le demimonde« besucht, diese „halbe Welt“, die gottlob bei uns in Wien fehlt und gottlob auch die Poeten, die so intim mit ihr sind, um sie so in Lebenswahrheit zu schildern, aber niemals war ich so glücklich, die Kaiserin zu sehen. Aber ich hoffe, die Götter des Zufalls werden mir noch günstiger gestimmt werden.

Um aber meine Leserinnen nicht ganz mit ungestillter Neugierde zu entlassen, theile ich ihnen mit, daß die Kaiserin grün gekleidet war; ein seidener Frühling um einen lebenden Frühling; eine Rose aus der grünen Knospe hervorbrechend. Die Prinzessin Mathilde war weiß gekleidet.

Ist diese Detailbeschreibung nicht ein Wunder aus dem Munde eines deutschen — Gelehrten! Doch nein, gottlob, ich bin kein Gelehrter, ich bin ein Poet, für mich sind Sonnenschein, Frauenschönheit, Blumenglanz, Grazie, Anmuth und Würde die interessantesten Gegenstände in der Weltausstellung der Natur, und deshalb sprach ich von der Kaiserin Eugenie und ihrer Toilette.

Um 3 Uhr war alles zu Ende, und die Rückfahrt des Hofes war eben so brillant und brupanter wie die Ankunft.

Während der ganzen Ceremonie war das Transsept von allen Arbeitern geleert, blos in dem Raum der österreichischen Exposans waren Wächter und Aufseher geblieben, und diese besondere Exception hat man der Thätigkeit, der unermüdlichen Sorgfalt, der Energie des Herrn Dr. Schwarz, welcher die österreichischen Ausstellungsgeschäfte dirigirt, zu verdanken. Herr Schwarz ist die Vorsehung für uns Oesterreicher! Aber eine Vorsehung ohne alle Laune und Verdrießlichkeit! Eine ewig wahre, ewig dienstfertige, ewig umherwandelnde, ewig in Anspruch genommene und ewig liebenswürdige, zuthunliche, alle Wünsche berücksichtigende, allen Anforderungen genügende Vorsehung! Herr Schwarz ist das primum movens des österreichischen Expositions-Körpers! Tag und Nacht wirksam, zu jeder Stunde für Jedermann bereitwillig, mit aller Aufopferung das Ganze organisirend, das Interesse jedes Einzelnen wahrend, aufrechthaltend, ja oft auch erkämpfend, das ist die Aufgabe

dieses unseres Genius! O du armer Genius! Genius von Deutschen zu sein ist ein undankbares Geschäft!

Concert Fradel im Salon Herz.

Ein Concert in Paris! Vox clamantis in deserto! Ein Concert in Paris! Ahasver, der nie stirbt und nie lebt! Künstler ohne Publikum! Töne, die keine Ohren finden; Pianos ohne Echo, Lieder ohne Worte und ohne Lauscher; Violoncellos für die Einsamkeit; Harfen-Davids, die ihren Saul suchen; Gasflammen, die in das Leere hinausflackern!

Concertbillete! Mit diesen Anweisungen auf vier verlorne Stunden in irgend einem salle des pas perdus entledigen sich die hierwohnenden Deutschen ihrer »dévoirs« gegen die Fremden, die ihnen empfohlen sind! Diese Hospitalité, vor welcher jeden ehrlichen Deutschen der Himmel bewahren möge, hat ihren Grund darin: Gewisse Familien müssen „Concertbillete" nehmen, c'est de rigueur! Die Künstler kommen in ihre Salons, id est: Holzkammerl mit rothem Sammt ausgeschlagen, — und arbeiten da an jenen Abenden, an welchen die Frau „empfängt", Instrumente! Der Eine arbeitet Piano, der Andere arbeitet Violon, der Dritte arbeitet »du chant«, d. h. er thut, als ob er eine Stimme hätte, und die Gäste, die thun, als ob sie was gegessen hätten, thun nun auch, als ob sie was gehört hätten und finden es »charmant!«

Diese sechs Concertbillete also, welche in eine solche deutsch-pariser Familie hineinfallen wie eine Einquartierung, diese werden wieder von dieser Familie, die um keinen Preis selbst in's Concert geht, den Herren étrangers versetzt, die dieser Familie empfohlen sind! Anstatt Gastfreundschaft Concertbillete! Ich habe gleich zwei Tage nach meiner Ankunft in Paris der Seelenwanderung solcher zwei Concertbillete beigewohnt!

Zuerst wurden sie mir zugesendet von einer Familie, an die ich mit den enthusiastischsten Worten empfohlen war!

Ich dachte an das Tableau in dem Industriepalast: »L'équité préside à l'accroissement des échanges!«

Die Gleichheit präsidirt beim Austausch von deutscher, biederer, herzlicher „Gastfreundschaft" gegen „Concertbillete!"

Ich dankte avec une portion großer Rührung! Mittags besuchte ich eine andere angekommene deutsche Familie, da kamen dieselben von mir bekorbten zwei „Concertbillete", um dasselbe Tauschgeschäft mit dieser Familie abzuschließen; diese Familie refüsirte ebenfalls. Nachmittags um 6 Uhr bin ich bei zwei Wienern, die auch vor ein paar Tagen ankamen, um sie zu Tisch abzuholen, da kamen dieselben zwei armen wandernden „Concertbillete", um zu versuchen, ob sich bei diesen beiden unschuldigen Fremden das Tauschgeschäft machen ließe, aber auch da wurden diese „Concertbillete" mit derselben Hochachtung refüsirt, die man in Paris den „Concertbilleten" überhaupt angedeihen läßt!

Die zwei Concertbillete dauerten mich in tiefster Seele! Sie „wanderten rastlos hin und her!“ Die arme Familie, für welche sie eigentlich gewachsen waren, mußte sie vielleicht doch selbst verbrauchen, wenn sich nicht doch noch später Abends ein „Empfohlener“ fand, den man mit denselben anschmieren konnte!

Wenn ich also bei diesen Concertverhältnissen dennoch von einem „Concert“ spreche, so können sich meine Leser denken, daß es kein gewöhnliches Concert ist, daß es ein »concert exceptionnel«, ein »concert exquis«, ein »concert primeur« ist. »Concert donné par M. Charles Fradel«.

Fradel ist ein Deutscher, Fradel ist ein deutscher Deutscher, ein Wiener! Er ist als Mensch, als Freund, als Gesellschafter als Künstler — ein Wiener; lieb, freundlich, unermüdlich, gemüthlich, solid, tüchtig, bescheiden und verdienstvoll.

Fradel componirt allerliebst, spielt mit Grazie und Leichtigkeit, trägt die Sache mit Anmuth und warm vor. Er ist der Gerngesehene im Fauxbourg St. Germain, d. h. unter der crème de la crème, und in der »cité financière«, d. h. in den Salons, wo die Männer in der Tasche und die Weiber in den Saiten klimpern.

Also Fradel's Concert war eine »avis rara«, eine »rose verte« eine »chose inconnue«, das Concert nämlich war voll! Voll und nicht nur voll von leeren Plätzen, nicht nur voll von „Zuhörern ohne Portefeuilles“, von unbezahlenden Publikümern, sondern von unbe-

zahlbaren, exquisiten Publikümern, von der Elite der Gesellschaft, von dem Parfüm der Société.

Dieses fait accompli sagt mehr als alle Kritik sagen könnte. Ich bin auch gar nicht kritlich gestimmt, ich schreibe dieses nur, weil das Concert ein „deutsches" war, nämlich der Anführer, der Canrobert dieses musikalischen Feldzuges in die Krim der Concertgegend war ein Deutscher, und unter den Mitwirkenden waren es auch Deutsche, die sich um dieses gewagte aber glückliche Unternehmen verdient machten.

Eine Harfe! Mon dieu! bon dieu! eine Harfe! — Eine Harfe an und für sich ist eine echte Deutsche! Sie gibt nicht eher einen Ton von sich, bis sie mit Füßen getreten wird! Die Treterin aber war heute auch eine Deutsche: Mlle. Marie Moesner. Sollten mir meine Wiener Freunde die Harfe nach Paris nachgeschickt haben? Nein, so herzlos ist in Wien nicht einmal der blutigste Feind! Jemand von einer Harfe verfolgen lassen! von einer Pedalharfe! Nein, das thut kein Wiener.

Und eine Harfe, die nicht von zwei Händen gespielt wird, deren jede im Besitz ist von fünf Fingern, wie sie Laura hatte, wenn Petrarca kein Maulmacher ist:

»Son cinque perle oriental colore.«

Und eine Harfe, die nicht von zwei Füßchen getreten wird, die wie der zweite Petrarca, M. G. Saphir, von einer seiner Lauren sagt:

„Sie ist ein griechisches Epigramm und ihr Fuß die reizende, kleine Pointe daran!"

Und eine Harfe, die sich nicht an eine Schulter anlehnt, die eine Schulter von denen ist, von welchen ein großer Improvisator sang:

„Nacken, Schultern, Hals und Arm
Alabaster, aber schwellend, üppig warm."

Und eine Harfe, die nicht von diesen drei Dingen gespielt wird, ist nicht werth, daß sie einmal vor einem tollen König gespielt wurde.

Aber nun wieder eine Deutsche: Fräulein Jenny de Treffz. Sie können sich denken, mit welchem Interesse ich Fräulein Treffz hörte, die ich so lange nicht gehört habe. Sie sang allerliebst und unter ungetheiltem Beifall ein Lied von Mendelssohn und das niedliche „Trab trab!" von Kücken; ebenso gefiel sie in der Romanze »lui seul« von Coen, die sie mit Wärme und Zartheit sang.

Auch ich wirkte mit! Wie? Ganz einfach, aber wunderbar!

»Chansonnette allemande, paroles de M. G. Saphir, chantée par Mlle. Treffz.«

Und was war's?

„Das Morgenfensterln", welches ich für Dlle. Liebhardt schrieb und welches von Proch und Suppe in Musik gesetzt wurde.

Mit dieser Musik hat Dlle. Treffz das meiste Glück gemacht, sie wurde stürmisch applaudirt und oft gerufen, und ich?

„Ich bin nichts als ein gefesselt Weib!"

Auch eine Dlle. Binochi sang mit vielem Erfolg eine recht sinnige Composition vom Prinzen Ponyatowsky; es ist aber unglaublich, wie miserabel accompagnirt wurde! Ich hätte dem jungen, unbekannten Begleiter einige zarte kritische Rippenstöße versetzen mögen!

Sehr interessant und anmuthig ist eine Composition von Fradel: »Hortense«, Valse dediée à sa Majeste l'Imperatrice, die er auch mit vielem Geschick executirte.

Gegen Mitternacht war das Concert zu Ende, das ist hier die rechte Stunde!

Der Saal Herz oder »Salle Herz« ist ein herrlicher, imposanter Saal, der größte und beste in Paris; voll Pracht und Zweckmäßigkeit, die Räume vortrefflich und akustisch höchst vollkommen. Er gewährt einen sehr angenehmen Eindruck und entspricht allen Anforderungen der Kunst, der Künstler und des Auditoriums. Es that meinem Deutschthum in mir recht wohl, gleich beim ersten Aufblick den Köpfen Mozart's und Beethoven's zu begegnen! Ein Deutscher fühlt sich dadurch in diesem Saal ein berechtigter, ein nationalisirter Saalmitbürger!

Paris, 15. Juni 1855.

Fast jeder Artikel in den hiesigen Journalen über die Industrieausstellung führt das Motto! »Paris c'est le centre de la civilisation et de l'industrie.« Es gibt in der ganzen Welt keine Journale, welche schlechteren

Druck, schlechtere Lettern und abscheulichere Abzüge hätten als die Pariser. Daher kam es, daß ich einmal statt: »Paris c'est le centre de la civilisation« las: »Paris c'est le ventre de la civilisation.«

Fast aus allen Journalen, die sich hier mit dem „Industriepalast" beschäftigen, athmet ein Grundhauch, ein vorwiegender Gedanke: der Unterschied der Londoner Industrie-Ausstellung im Jahre 1850 und der Pariser im Jahre 1855. Eben der Gedanke, daß Paris die Muttererde für alle geistige Thätigkeit ist, daß jede geistige Strömung von Paris aus über die beiden Hemisphären hinströmt, diese Tradition von Poesie, die noch in Frankreich nicht verklungen ist, obwohl die Prosa und die Materie schon seit Jahren alle Poesie getödtet hat, dieses Anklammern an die Tradition der geistigen Suprematie macht es der Pariser Journalistik schwer, ihre „Welt-Industrie-Ausstellung" blos mit dem soliden Hausrock: „Industrie-Ausstellung" zu bekleiden, und sie bestrebt sich, den „Industriepalast" mehr als einen Turnierplatz des Geistes der Nationen, als ein olympisches Spiel für Kunst und Poesie auszugeben.

Diesen Journalen nach gebührte der Londoner Ausstellung von 1850 der Name: »Exposition industrielle«, der Pariser Ausstellung aber von 1855 der Name: »Exposition artistique«. Ein Namensgefecht?

Die hiesigen Blätter sind unerschöpflich in Beweisen, daß der unnachahmliche französische Geschmack, daß der angeborne Instinct der Franzosen für alles Schöne und

Poetische, daß der geistige Sinn der Franzosen für die Form, für die Grazie, für die Schönheit u. s. w. selbst den gewöhnlichsten Erzeugnissen der Industrie, ja des unbedeutendsten Handwerks, ein Siegel von künstlerischer Belebung, einen Athem von poetischer Durchgeistigung auf- und einpräge. Sie behaupten, es wäre ungerecht, blos „industriell" und nicht „künstlich" zu nennen diese „Divans", diese „Möbel", diese „Stiefel", diese „Bronzeleuchter", diese „Taschenmesser" u. s. w., welchen die französische Phantasie zu der Schönheit des Aeußern eine gewisse Seele des Liebenswürdigen, des inneren Gemüthes gegeben hat.

Das »Palais de l'industrie« selbst aber wird am geeignetsten sein, Jedem das Seinige zu geben, jedem Urtheil die freie Geltung zu lassen, England zu bewundern in dem Volumen seiner Industrie, Frankreich in dem Augenmaß seines genialen Geschmackes für Formen, Proportionen und Verhältnisse; Deutschland in seinem bewunderenswerthen, unermüdlichen Ringen nach dem wahren Vollkommenen, nach der Idee des Allerreellsten, in seinem Vorwärtsdringen nach einem Allerzweckmäßigsten, welches wie Amerika vor Columbus, vor dem denkenden, tiefgehenden Geist der Deutschen, selbst in ihrer Industrie, in ihrer Gewerbsthätigkeit liegt, sich kundgibt, Deutschland und deutsche Industrie, welche, in vielleicht minder ingeniösen Formen, eine Urwüchsigkeit, Unabhängigkeit und Energie entwickelt, welche ahnen läßt, daß sie den Weg zum Uebergewicht mit zuversichtlichen Schrit-

ten betritt. Und so wird sich aus dem »Palais de l'industrie« das „Jedem das Seine“ am Ende doch glücklich herausstellen.

Vorderhand wird in diesen Tagen in dem »Cercle de l'exposition« eine Frage verhandelt werden, welche, nach meiner Ansicht, eine der wichtigsten ist: „die Preis-Frage“. Die Frage nämlich, wie es zu bewerkstelligen ist, daß alle exposans die Preise ihrer ausgestellten Sachen mit affichiren und anschlagen, wie es einige Wenige gethan haben. Vom practischen Gesichtspunct aus, und dieser Gesichtspunct ist Körper und Seele und Kleid und Schmuck der Ausstellung und Alles in Allem, also von diesem Gesichtspunct aus steht Kunst und Industrie unter dem gleichen Maßstab.

Die Fabrik und das Atelier, der Fabrikant und der Künstler, der Hammer und die Leier, der Marmor und das Leder, die Erfindung und die Imitation, das Genie und der Werksmann produciren, wollen das Product verallgemeinen, sie wollen alle soviel als möglich verkaufen, so viel als möglich gewinnen, so viel als möglich anerkannt sein, so viel als möglich ihre Erzeugnisse populär machen. In dieser Beziehung ist der Poet ein Industrieller und der Industrielle ein Poet, der Handwerker ein Künstler und der Künstler ein Taglöhner.

Das ist die practische Seite der Medaille und von dieser Seite aus frage ich: was nützt dem Besucher des Palastes, sei er reich oder arm, Banquier oder Proletarier, Duchesse oder Gastwirthin, wenn sie alle diese Sachen

sehen, all' dieses Chaos von stupenden Dingen, voll Glanz, voll Ueberraschung, voll Blendung, und sie wissen nicht, was ein solches Ding kostet? denn nur aus dem Vergleich des Preises mit dem Product kann die Nützlichkeit, der Fortschritt, die Concurrenz beurtheilt werden!

Als Napoleon im Jahre 1806 den Minister Fox in der Industrieausstellung herumführte und ihn fragte, was er am meisten bewundere, antwortete Fox: „Sire! das Messer um einen Sou, welches hier ausgestellt ist."

Die ganze Commission zur Vertheilung der Preise und Medaillen liegt in dieser Antwort des großen Staatsmannes!

Das Urtheil einer Ausstellung, d. h. einer Unternehmung, die international, vergleichungsweise, das Anlege zum Analegen u. s. w. darbieten soll, kann nur nützlich, kann nur erschöpfend sein, wenn man die Gegenstände von dem Standpuncte ihrer allgemeinen Nützlichkeit, ihrer Verbreitung, ihrer verhältnißmäßigen Wohlfeilheit aus beurtheilt!

Der Preis des Gegenstandes ist die Moral desselben!

Uebrigens ist die Ausstellung noch nicht complet und die Commission sah sich genöthigt, die saumseligen exposans mit Strenge einzuberufen.

Auch der Besuch ist mager und frugal, vom 16. Mai bis gestern sind 180,000 bezahlende Personen im Palast gewesen, in London haben im ersten Monat 700,000 Personen den Glaspalast besucht.

Eine nicht uninteressante Ausstellung fand unter dem großen Glaspalast, „Himmel“ genannt, statt; die „Vieh-Ausstellung“, mit Respect zu melden.

Im Champ de Mars fand die „Versammlung der vereinigten Thierstaaten“ statt. Die Nationalität der verschiedenen Ochsen, Kühe, Schafe, Schweine, bis zum Hahn, bis zur Henne, alle sind da mit ihren Erziehern, mit ihren Telemaques, und alle diese Nationalitäten kann ein vernünftiger Mensch doch nur unter dem kosmopolitischen Gesichtspunct anschauen und beurtheilen.

Auch Deutsche sind da, Engländer, Holländer und Schweizer.

Ich bin zwar nicht ungeübt in der Kunst, Ochsen beurtheilen zu müssen, aber in solchen Massen, in solcher Munificenz, in solcher Superlativität habe ich sie nie beisammen gesehen.

Frankreich hat zu dieser Ausstellung 888 und die Fremden 557 Häupter gestellt.

„Wer zählt die Häupter, wer die Namen,
Die zu dem Feste alle kamen?“

Aus England haben der Prinz Albert, der Marquis Tolhant, Lord Feversham die ausgezeichnetsten Exemplare geliefert.

Die Concurrenz aber ist groß unter Menschen und unter Vieh! Der Racenkampf, dieser thierischste aller Kämpfe, ist auf dem Champ de Mars martialisch geworden!

Es sind Individualitäten da, Individualitäten von stupender Originalität!

Hier sehen Sie eine „Kuh", — ach, die Sprache hat keine andere Bezeichnung für die allerschönste wie für die allergarstigste Kuh! —

Diese „Kuh", welche Io nicht schöner wünschen könnte, wenn sie je wieder aus einer unnützen Göttin in ein nützliches Wesen verwandelt werden sollte, diese Kuh zieht die Augen von Tausenden auf sich! Nicht die schöne „Taurus" im „Salle mabille" kann mit solchen lüsternen Blicken betrachtet werden als diese Kuh von den Cultivateurs und Éleveurs betrachtet wird. Diese Kuh Nr. 56 repräsentirt die Erziehung aus den Ställen des Vicomte de Curzay und vereinigt alle Schönheiten: das Horn von Sussex, die Haut von Devon und die Gestalt von Durham!

Und wie züchtig steht sie da diese Kuh! Weiß sie, daß sie die Medaille bekommt? Ahnt ihr strotzender Busen den ersten Preis?

Wenn ich, par courtoisie, der Kuh den Vorrang gelassen habe, so bitte ich den Herrn Stier Nr. 92, Walter Forthing, darin keine Zurücksetzung zu finden, es ist nichts als Rücksicht, die ein Mann, Mensch und Vieh dem [illegible] schuldig ist.

A tout seigneur grand honneur! Welch' ein Stier. Der „Stier von Uri" im „Tell" ist ein [illegible] dagegen!

Willkommen, edler Vertreter von Somerset! Willkommen, Sieger über Hereford, willkommen, Sieger Durham! Die Lorbeern von Devonshire vergehen am Ruhm dieses Helden von Devon!

Seid gegrüßt auch, ihr Schweizer Damen! Du Kuh aus Bern, Du Kuh aus Schwitz und Du aus Fribourg!

Ach, sehen Sie da das „Porträt" der allerschönsten Kuh aus der Schweiz! — (So drückt sich der Commissionsbericht aus: »Voici le portrait du plus beau de la bande.«)

„Kopf stark und behaart, kurze Hörner, hervorstehende Schultern, Haut dicht und hart, Wampen (Fanon) wie eine Schürze, dicke, starke Gliedmaßen, Croupe hervorhängend, breite Füße."

Man wird aus diesem Bild kein Ganzes bekommen, aber schon der Maler Conti sagt: „Wir malen mit Augen der Liebe, und Augen der Liebe müssen uns auch beurtheilen!"

Sie sah ganz traurig aus, diese arme Person! Ich weiß nicht, ob die Schweizer Kühe auch „Heimweh" haben?

Es hat mich einmal in Dornbach eine solche Schweizerin lange, lange angesehen, es war ein Blick, nicht wiederzugeben, es lag ein Etwas in diesem Blick, das wie Heimweh aussah! Gewiß, diese Berner Kuh im Champ de Mars hatte Heimweh!

Ich komme nun zu dem Schafgeschlecht! Auch hier ist England obenan. Da sehen Sie einen Merino-Widder; aber es ist kein gewöhnlicher Merino-Widder, er holte sich sein goldenes Vließ grade aus der Heerde, welche Georg der Dritte nach England einführte! Ein

legitimer Merino! Er hat seine edle Abkunft, seine spanische Grandezza, seinen spanischen Halskragen beibehalten!

Aber neben den Mitgliedern der zum Scheeren bestimmten und der zum Melken bestimmten Individuen sind hier auch jene Thiere zu sehen, die in blindem Zustand manchmal eine Eichel finden, und die fett werden von der Frucht jenes Baumes, dessen Zweige ein Futter für die deutsche Symbolik abgeben.

Hier ist die „Ahn-Sau", — in der Geschichte gibt's Umschreibung, Yorkshire weiß, da Cumberland schwarz u. s. w.

Die Preise sind bereits vertheilt und England hat das Uebergewicht, auch sind sie meist schon verkauft.

So geht jedes Vaterland mit den Wesen um, die ihm im Auslande Ehre machen und da hochgeschätzt werden! England hat hier jene Wesen verkauft, für die es Preise, silberne und goldene Medaillen bekommen. Ein solcher Ochs kann wirklich sagen: »Ingrata patria, nec mea ossa habebis!« Undankbares Vaterland, nicht einmal meine Beine sollst Du haben!

Ein Ehepaar aus Donking ist um einen enormen Preis von 750 Francs verkauft worden! Ein Ehepaar sage ich, ein Hahn und eine Henne aus Donking! Man hat für einen Hahn vom Prinzen Albert 1800 Francs geboten, aber der Prinz ließ ihn nicht verkaufen.

Zu einem jeden solchen Hahn werden aber zwei Hennen mitgegeben. Avis au Coc-quem!

Paris, 16. Juni 1855.

Ich habe gestern von der „Vieh-Ausstellung" im Champ de Mars gesprochen, habe aber eine Gattung von „reproductiven animaux« vergessen, ich trage sie heute nach.

Es sind gewisse Correspondenten für die „Augsburger Allgemeine" und „Kölner Zeitung". Eine Viehgattung, die, wenn man sie nach ihren Correspondenz-Artikeln in jenen Zeitungen beurtheilen wollte, zwischen »bovine« und »porcine« zu rangiren wäre.

Es ist ein bejammernswerthes Viehgeschlecht diese Correspondenten für die „Allgemeine Zeitung". Heine hat doch wenigstens Geist gehabt, mit welchem er die Falschheit der Ansicht, Beredtsamkeit, mit welcher er die Bosheit, Laune, mit welcher er die Gehässigkeit, Spaß, mit welchem er den persönlichen Neid bedecken und einen Anstrich von Lebendigkeit geben konnte.

Aber die Miserabilität der meisten Correspondenten der „Augsburger allgemeinen Zeitung", die Miserabilität ihrer geistigen Excremente, die sie in den Spalten ihrer „Zeitung für Alle" niederlegt, wird nur von der Miserabilität ihrer Existenz in Paris überboten. Es gibt kein elenderes Fristen einer elenden Existenz als ein solcher Correspondent hat, und das Mitleid mit dem Jammer, den der Anblick eines solchen bejammernswerthen Berufs darbietet, überwiegt bei weitem die Verachtung, welche die Lügenhaftigkeit ihres aufgeschnappten Bettel-

jacks und die schäbige, persönliche Neidhämmelei ihrer Elucubrationen in dem Leser jener Auswüchse erregen.

Welche traurige, jämmerliche Existenz! Ein solcher Correspondenzler ist von Tagesanbruch bis Mitternacht auf der Rattenjagd nach Notizen, auf der Angelfischerei nach Neuigkeiten in den Gassen und Rinnen der Straßen von Paris!

Von den Thüren der Telegraphen-Bureaux bis zu den Concierges der Financiers auf- und abjagend, den Bedienten eines Kammerdieners, eines Secretärs, eines Redacteurs mit Liebkosungen bedeckend, um ein Gerücht, ein »On dit« zu erfahren, von allen Leuten dupirt, zum Besten gehabt, auf der Lauer liegend, von der Lauer zum Tintfaß keuchend, die Minute abnagend, die Secunde mit den Nägeln so lange zu Blut kratzend, bis sie eine Lüge, ein „sagt man", ein „wie man hört", von sich gibt, jeden Fremden um- und aufschnüffelnd, aus der Liste der angekommenen Fremden eine armselige Combination zusammenschmeißen, aus den Feuilletons-Knöcheln der »petit journaux« einen Brei für ihr Journal zusammenkochend, bei den Lakaien der Gérants antichambrirend, um durch das Schlüsselloch zur Redaction ein Wort zu erschnappen, die Schwellen des Hotels ableckend, um die Spur eines angekommenen Couriers zu entdecken; ein Spott der hiesigen Leser, ein Augenmerk der Regierung, welche die Corruptheit und Fäulniß dieser Menschengattung kennt, haßt und mit Recht stets unter dem Schwert des Damokles hält, unter ein

ander sich mit Neid und Gewerbshaß anfallend, sich an Erfindung von Lügen und picanten Skandalen überbietend, das ist das Brot und Salz, welches die meisten — ich sage nicht: Alle — dieser Correspondenten für die „Augsb. allg. Zeitung" hier in Paris, mit Schmutz und Ordinärität gewürzt, täglich und stündlich essen.

Ein Wort aus der Luft im Widerhall erhascht, ein Börsenklatsch aus der Menge, lauernd und schleichend erforscht, reicht hin, um ihnen zum Canevas einer seitenlangen Correspondenz voll absurder Nachrichten und erfundener Dinge zu dienen.

Hier nur ein Beispiel. Es hat hier vor einigen Tagen im Telegraphenamte die Entdeckung eines Mißbrauches stattgefunden. Es gingen verschiedene Gerüchte darüber umher. Ein Correspondent für ein „Münchner Blatt" stoppelte aus diesem abgemähten Felde der Gerüchte eine Nachricht, nein, eine Denunciation zusammen, ein Gewebe von alberner Lüge und dummer Erfindung. In dem „Münchner Blatt" nämlich hieß es ungefähr: „Ein Hoher, dem Hofe nahestehender, sogar anverwandtschaftlich nahe, habe sich eines Mißbrauchs des Privat-Telegraphen zu schuld kommen lassen und sei deshalb seiner hohen Stellung enthoben worden; der Correspondent theile das dem „Münchner Blatt" besonders mit, weil jene hohe Person eine in München bekannte Persönlichkeit sei u. s. w.

Zufällig war ich in der Lage, den Hergang jener Angelegenheit genau, aus den besten Quellen zu wissen,

und die elende Lügenhaftigkeit jener Nachricht hat mich mit Empörung erfüllt. Die Sache ist unbedeutend und einzig also: Ein junger talentvoller Creole hier, der sich einer fernen Anverwandtschaft mit der Kaiserin Josephine rühmte, wurde nach langem vergeblichen Sollicitiren im Telegraphenbureau angestellt. Nach einiger Zeit bemerkte man, daß der junge Creole, der sonst nicht bemittelt ist, einen Aufwand mache, der seinen Gehalt weit übersteigt, daß er sich ein Cabriolet anschaffe u. s. w. Man beobachtete ihn sogleich, man sah, daß er zu verschiedenen Tageszeiten das Bureau verließ und einige Banquiers besuchte. Kurz, der junge Mann wurde sogleich entlassen, Beweise zur Bestrafung lagen keine vor, natürlich kein Banquier wollte etwas von einer Mittheilung wissen.

Jene Person, von welcher das Münchner Blatt spricht, eine Persönlichkeit durch Rang, Character und Lauterkeit des Herzens und des Geistes über jeden Schatten von Verdacht erhaben, und natürlich ganz außer dem Complex dieser Angelegenheit, hat über diese ganze Mache gelacht, die auch lächerlich war, wenn sie nicht ein Beweis wäre, welcher Gemeinheit, Bosheit und Lächerlichkeit gewisse Berichterstatter fähig sind, um nur ihren Lohn zu verdienen! Es ist auch natürlich; da sie liefern müssen, Neuigkeiten, Pikantes liefern müssen so ist ihnen alles willkommen, Lüge, Bosheit, Gemeinheit, Erfindung Verleumdung, Widerruf u. s. w.

Die „Augsburger allgemeine Zeitung" ist darin die

am meist und am best versehene, und das auch darum, weil sie ihre Correspondenten spärlich honorirt und diese also, wie eine Meute magere Jagdhunde, sich gegenseitig die Knochen abnagen. Sie ist hier allgemein als das perfideste deutsche Blatt bekannt und stigmatisirt.

Da hat mich ein solcher Correspondent sehr unterhalten! Er sagte nämlich in der „Augsb. allg. Ztg.": auch Saphir ist in Paris angelangt u. s. w. „Derselbe hat von unseren Mitgliedern des kais. Hofes ein Reisestipendium (!) von 2000 fl. erhalten, allein das reicht noch lange nicht aus, um in Paris mit Comfort zu leben und häufig Theater und Soiréen zu besuchen!"

Ein liebes Buberl! Zum Küssen! Aber dumm, stockdumm! Neidisch ist recht, mißgünstig sein ist auch recht, aber nur nicht dumm! Schlechtigkeit vergeht, Dummheit besteht! Die 2000 fl. scheinen den Mann gewaltig zu jucken, aber wie kann der gute Mann so dumm sein und das glauben? Wie kömmt es, daß er nicht weiß, daß ich 24,000 fl. C. M. für drei Monate bekommen habe? Ach Gott, wenn der Mann erst das wüßte, wie hätte er mich bearbeitet!

Glaubt der gute Mann, Saphir wird in Paris keine Theater und keine Soiréen besuchen? oder ich werde mit 24,000 fl. C. M. in Uncomfort leben? Es ist sonderbar, ein Mann, der von allem so gut, so richtig, so wahr unterrichtet ist, sollte nicht wissen, daß meine Sendung blos ist, den „Comfort" zu stu-

diren?! O kurzsichtiger Sterblicher der „Augsb. allg. Zeitung"!

Ich kenne das gute Männchen, aber zur Beruhigung der „Augsb. allg. Zeitung" muß ich bekennen, daß ich ihn noch nie in einem Theater, noch nie in einer Soirée, noch nie in einem „Comfort" gesehen habe. Beweis genug, daß er seine Reisestipendien edler verwendet!

Wenn der Leser den Namen jenes Correspondenten errathen will, so setze er an die beliebte Namens-Endung der Prager Juden -eles — als z. B. Gersteles, Schefteles, Jeiteles, Davideles, Karpeles, Itzeles u. s. w. irgend eine oder zwei Sylben vor und er ist auf der Fährte.

Jener Correspondent hat mich sehr amüsirt! Er meint, „ich stehe auch bei der Familie der Napoleoniden in großer Gunst," ist das alles was der gute Mann „anzugeben" vermeint?! Ich, so heißt es weiter, „streue den Franzosen dicken Weihrauch, wie Börne selig!"

Verzeihe, lieber Börne, verzeihe, edler Schatten, diesem erbärmlichen Geschmeiß, welches hirnlos, geistlos und ehrlos mit Namen, Sachen, Celebritäten, Characteren und Intelligenzen spielt, wie Gassenjungen, welche Edelsteine finden, sie für Kiesel halten und mit ihnen „Grübelwerfens" spielen. Fort mit diesem zweihändigen Nichts! Es ist schon viel, daß ich diese paar Worte darüber verschwendete. Da dieser Brief schon unbedeutende Dinge erwähnt, so mag er mit einer kleinen Classification der „Pariser Kaffeehäuser" schließen.

Alles vergeht, der Kaffee besteht! Reiche sinken, Völker wandeln, Kaffeehäuser sind unveränderlich! Kaffeehäuser wird es geben, so lang es Kaffee gibt, Kaffee wird es geben, so lang es Frauen gibt, und Frauen wird es geben, so lang es Marchandes de modes gibt und Marchandes de modes wird es ewig geben!

Unter allen Chancen der Stadt Paris haben sich die Namen der Kaffeehäuser erhalten. Paris ist der classische Boden der »cafés«.

Das älteste »café« in Paris ist das »café Procop«. In diesem »café« haben sich ein halbes Jahrhundert lang die größten Künstler von Paris zusammengefunden. Jetzt ist das »café Procop« der Versammlungsort der Aristokratie unter den Studenten. Hier wird aber jetzt mehr kein Witz, kein Geist gemacht, hier ist der Tempel des Domino-Spieles!

Wer Domino spielt, kündigt an, daß er seinen Verstand in Ruhestand versetzen will, mit erhöhtem Character: „Domino-Spieler!"

Dominospielen ist die Wissenschaft der „doppelten Sechser" und des »double blanc«. Wer Domino spielt, hat manches Mal 4, oder 8, oder 12 Steine im Bret des blöden Zeitvertreibes vor. Dominospielen heißt zur Zeit sagen: „Schau wie eine elende Creatur Du bist! Dich zu vertreiben, nehm' ich mir nicht einmal die Mühe, vom Gottesgeschenk „Denken" Gebrauch zu machen. Ich steinige Dich! Ich mach' aus meinem Gehirn einen Haspel und haspele Dich ab!" Aber es gibt

Weise über Weise! Es gibt Denker über Denker! Der Dominospieler ist ein großer Denker, aber ein noch größerer Denker ist der Domino-Zuschauer! Dominospielen heißt die Gedanken mit Kleister verpappen, aber Dominospielen zusehen ist die Blume dieser Gedankenverpappung! Langweile haben mag eine Unterhaltung sein, aber Langeweile zuschauen ist der Preis der Tugend!

Ein anderes berühmtes, altes »café« ist das »café Foy« im Palais royal. Im »café Foy« wird nicht gespielt, bloß gelesen und gesprochen, leise gesprochen, laut gelesen! Aber am Plafond ist eine Schwalbe gemalt. Was will diese Schwalbe sagen? Diese Schwalbe ist jene „eine Schwalbe", die in diesem café Sommer machte. Das café Foy war wenig besucht. Eines Morgens kömmt ein Mann in's café, trinkt café, nimmt noch mehrere Erfrischungen und will bezahlen. Er hat seine Börse vergessen. Der garçon will dem unbekannten Gast nicht borgen, dieser sagt, man soll den Wirth rufen. Der Wirth kömmt, der Gast erzählte ihm seine Verlegenheit. Der Wirth ist liebenswürdig und sagt: „Bezahlen Sie, wenn Sie wieder vorübergehen." In diesem Augenblick erblickt der Gast einen Farbentopf mit einem Pinsel, der zufällig in einem Winkel stand. Er sagt zum Wirth: „Ich werde Sie gleich bezahlen," nimmt Topf und Pinsel, steigt auf einen Sessel, den er auf's Billard stellt, malt eine Schwalbe an den Plafond, und den Namen Horace Vernet. Diese Schwalbe

brachte dem café Foy den ewigen Sommer voll Gäste. Die Schwalbe ist das Palladium, der Genius des café Foy. Hier kommen auch die Künstler des Théâtre français zusammen.

Im »café de la regence« wird blos Schach gespielt! Hier ist das Pantheon Philidors, das Mausoleum Palamedes! Hier wird ewig Krieg geführt und die blutigsten Schlachten enden nicht einmal mit einem Todten. Hier war auch das »cafe Valois!« Gehen wir weinend an diesem Namen vorüber, wie er selbst und das café vorübergegangen ist. Das »café d'Orleans« kämpft noch immer, aber sichtlich unterliegend mit den Waffen allen Glanzes gegen den Verfall des »Palais royal« und der Galerie vitrée.

»Café Tortoni« ist rococo, alter Name und leere Ansprüche. Das »café Napolitain« hat ein Eis erfunden, »tranche channelle«, ein Eis, in welchem ein Eisbär ein Frühlingsdichter wird, und »Tortoni« ist genesen!

Das »café Lamblin« war einmal à la hauteur des Mocca, an der Spitze des Java-Parfums, heute ist es — ein estaminet zweiten Ranges. Was hat dieses brillante »cafe« gestürzt? die Politik! In der Restauration war es Zusammenkunftsplatz der Maurer, in der Juli-Revolution ein Ablager vom Clubb »amis du peuple« u. s. w.; aber ein Kaffeehaus soll keine Meinung haben! Große Lehre für die Welt und Kaffeehäuser-Geschichte! Die g[illegible] von Paris.

»café Valois« und »café Lamblin«, sind durch ihre politische Gastführung zu Kneipen herabgesunken!

Im quartier latin fanden wir die classischen Kaffeehäuser »café Voltaire« — »café Molière« — im »café Tabourey« wohnt „Jules Janin", der Oberpriester der Pariser Kritik, der ewig junge Templer für Kunst, Geist und Wahrheit.

Das »café« oder »maison d'or« ist der goldene Anfangsbuchstabe der Boulevard-Kaffeehäuser Temple des „Landsknecht", Asyl der »Grecs«, Ausgangspunkt aller Erzählungen von Loretten u. s. w.

Genug und genug, wozu noch einen »café turc« — »café Frascati« u. s. w.

Ich schließe mit einem Spaß aus dem »café du grand balcon«, wo man das beste bayerische Bier bekömmt. Ich sitze gestern eben, lese eine Zeitung und trinke eine demi tasse, da hörte ich Deutsche unter mir sprechen. Ein Herr und eine Dame, der Herr schreit: »Garrrçon!« Der Garçon kömmt: »Monsieur!« — »Donnez-ma un bierre bavoroise!« Der Kellner schaut ihn an, er schreit lauter: »Un bierre bavoroise dis-je!« Der Kellner schaut mich an, ich komm' ihm zu Hilfe: »de la Bavière« will der Herr. Bavoroise ist nämlich hier ein Getränk, das bei uns »Barbaras« heißt. Der gute Mann forderte also ein „Barbaras-Bier!"

Paris, 17. Juni 1855.

Rachel — Ristori — Verdi — Meyerbeer — Scribe.

Ich komme aus jenem „Tempel der Kunst“, der ein „Industriepalast“ ist! aus dem Hause Rachels in der rue Trudhon Nr. 4.

Ich war bei Dlle. Rachel, um sie zu erinnern, daß sie mir zweimal hintereinander versprach, eine Vorstellung für die Armen in Wien zu geben.

Dlle. Rachel kam nach Wien wie die Rachel in der Genesis: Rachel und Lia, Vater und Bruder und die ganze Heerde, die Truppe französischer Künstler und wie haben wir sie empfangen! Wie haben wir ihr den Weg mit Blumenkränzen, mit Lobgesängen gepflastert, wie haben wir ihr entgegengejubelt! Wie haben wir ihr die Chatouille gefüllt, und in einer Anwandlung menschlicher Regung versprach sie, am Ende der Gastrollen eine „Vorstellung für die Armen“ zu geben.

Die letzte Vorstellung war vorüber, ich und die Armen waren schon in süßer Hoffnung, — aber »l'uomo propone e papa Felix dispone!« Ein Briefchen gab kund, daß Dlle. Rachel sogleich nach Italien abreisen müßte, aber wenn sie wieder nach Wien kommt, dann, dann! u. s. w.

Dlle. Rachel ging nach Triest, nach Venedig, was weiß ich, nach Venedig, wo die dummen Dogen goldene Ringe in den Busen der Amphitrite warfen, anstatt sie zu den Füßen großer Tragödinnen niederzulegen, wo

aus den Bleikammern noch etwas Geld zu münzen war; sie ging mit der Einnahme meiner Armen »vogue a galère!« Und ich stand auf dem Semmering und harrte der Wiederkehr, aber der Sommer ging, der Winter kam und keine Rachel!

Und wieder kam die große Tragödin und entzückte auf der Halbinsel, wie sie im Burgtheater entzückte! Neue Kränze! Neue Einnahmen! Neue Lorbeern! Neue Huldigung! Neue Bitten Saphirs für die Armen! Neue, sichere Versprechung und Zusage der Dlle. Rachel.

Die letzte Vorstellung war vorüber — und neues Brieflein vom Papa Felix, Felix Austria! Dlle. Rachel müßte augenblicklich nach Pest, aber nach drei Vorstellungen schwimmt die Arche bestimmt wieder donauaufwärts und Dlle. Rachel wird eigens verweilen, um den Armen und mir ihr Versprechen zu halten.

Ich ließ mir eine Hütte am Ufer der Donau bauen, ich lugte in die Wellen wie Goethe's „Fischer", Welle kam und Welle ging, aber keine Rachel und kein Felix! Ich irrte an den Wellen der Donau umher, ich wurde ganz Lorelei, ich kämmte mein goldenes Haar mit einem goldenen Kamm und seufzte: „Rachel, Rachel!" aber die Wellen murmelten und ich murmelte mit, aber keine Rachel, und kein Felix und keine Vorstellung für die Armen!

Aber „laß' Dich von Saphir einmal bei einem Haare fassen und Du bist sein auf ewig! Ich ziehe der Rachel nach wie der Bettler in Raimunds „Verschwender"

mit der Bitte für meine Armen! Dlle. Rachel geht nach Amerika, ich zieh' ihr wie Raimunds Bettler in einem Schinackel nach und singe von Ferne:

„Für meine Armen!"

Und geht die Rachel wirklich nach Amerika? Wer weiß das! Ich frage den Minister Fould: „Werden wir bei der großen „Welt-Industrie-Ausstellung" nicht den ersten Sänger Frankreichs Herrn Roger hören und nicht die erste Künstlerin Frankreichs: Dlle. Rachel sehen? Der Minister lächelte. Die Minister sagen, wenn sie gefragt werden, nie „ja!" und nie „nein!" Sie lächeln blos, und aus diesem Lächeln kann der Frager wie aus einer Circulardepesche entnehmen, was er will! Ein solches Lächeln ist wie die Wolke Hamlets, es hat einen Rücken, der sieht aus wie ein „ja!" und es hat einen Bauch, der sieht aus wie ein „nein!" Geht die Rachel nach Amerika? Orientalische Frage mit Nachguß!

Kein Mensch wußte es! Nicht Paris und nicht die Journalistik! Nicht die Napoleons und nicht die Feuilletons, nicht der gesetzgebende Körper und nicht die Synagogen! Das waren die »Mystères de la rue Trudhon Nr. 2!« Es war eine Kunst- und Geld-Frage! Die Familie Felix hat sich untereinander vercontractirt! Ein jeder wollte „Nr. Sicher" gehen. Dlle. Rachel machte einen Contract mit Bruder Raphael, der das Ganze führen sollte; Bruder Felix machte einen Contract mit Papa Felix, der das Geld vorstrecken sollte.

Papa Felix machte einen Contract mit den Kameelen und Cornaks, welche die Truppe begleiten sollten. Die Unternehmung hatte ihre Chancen, ihre Schwierigkeiten! „Ein Schiff," sagt Shylock, „besteht aus Bretern, Breter sind Holz, es gibt Landratten, es gibt Seeratten! Paris war also über die „neue Entdeckung Amerikas" der Dlle. Rachel in Ungewißheit! Da erwacht an einem schönen Morgen Paris und das erwachende Paris findet an seinen Mauern angeschlagen:

„Heute Abend im Théâtre français: »Horace«
»La rentrée de Dlle. Rachel.«

Paris reibt sich die Augen! Paris glaubt zu träumen! Rachel in Paris! Felix nicht in den Plantagen? Ist Amerika untergegangen? Man sieht sich an, man staunt, man begreift nicht!

Aber die Sache ist einfach! Große Wirkungen, kleine Ursachen! Dlle. Rachel schmollte mit Paris, mit Frankreich, sie schmollte mit dem Empire wie sie mit der Republik geschmollt hat, mit der Republik wie sie mit der Restauration geschmollt hat! Und sie sagte: Ihr sollt' keine Rachel haben, und also keine Tragödin!

Da ließ der liebe Himmel ein Lüftchen wehen, dasselbe Lüftchen, welches einmal die Wachteln herwehte, als in der Wüste kein Fleisch war, und dieses Lüftchen wehte ein Schiffchen her und aus dem Schiffchen stieg ein zartes schmächtiges, blasses Wesen, und dieses Wesen kam aus den goldenen Auen Toscana's aus den Orangenwäldern Sardiniens, aus den gesegneten Sonnengebieten

Italiens, und dies Wesen hieß: „Ristori“, „Mad. Ristori“, und mit sich brachte sie an der zarten, lieblichen, künstlerisch feinen Hand »Francesca di Rimini« von Silvio Pellier und »Myrrha« von Alfieri.

Wer ist Mad. Ristori? Woher kömmt sie? Was will sie? Wer kennt sie? Eine halbvergessene Tragödin eines Stückchens von Italien!

Wer ist sie? — Die Muse! Melpomene! Die Göttin mit dem Dolch! Die Göttin mit der Gottgewalt über Herzen und Thränen!

Woher kömmt sie? — Aus den Landen Dante's, aus dem Himmel und der Hölle Dante's, aus dem Sonnenstrahl Tasso's, aus dem Tempel Ariosto's, aus den Hallen Michel Angelo's und Lenardo da Vincis! Aus dem Anschauen Raphaels und der sixtinischen Madonnen!

Was will sie! — Sie will euch bringen den Dante, sie will euch in die Scene setzen Himmel, Hölle, Purgatorium, sie will euch bringen Seufzer und Thränen, Liebe, Haß, Verzweiflung, Schmerz, Sehnsucht und alle großen Bewegungen der Seele und alle Vibrationen des Herzens!

Wer kennt sie? — Jeder, der das menschliche Herz kennt in seinen Träumen, in seiner Pulsation, in seinen Wonnen und seinen Bitternissen! Jeder, der die Wahrheit kennt in ihrer Erhabenheit, in ihrer Einfachheit, in ihrer Anmuth und in ihrer Häßlichkeit! Jeder, der das Erhabene kennt in seiner Fülle, in seiner Macht,

in seiner dynamischen Größe, in seiner vollen Unendlichkeit!

Madame Ristori?

Gestern eine kaum gekannte, kaum genannte Persönlichkeit, ein Atom, geworfen in die Welt Paris und heute ein gekröntes Haupt, eine Berühmtheit, das Echo von Paris!

Gestern ein Gast, heute eine Macht, gestern eine Bittende, heute eine Herrschende.

Und der Ruhm der Ristori, und die Huldigungen der Ristori, und die Lobgesänge der Ristori, und der Enthusiasmus der Pariser für die Ristori drang bis in die Stiftshütte der französischen Tragödin, bis in das Cabinet der Dlle. Rachel, in die rue Trudhon! Und bei dem ersten Trompetenstoß der Kritik für die Ristori lächelte Dlle. Rachel mitleidig, bei dem zweiten Trompetenstoß lächelte sie verächtlich, beim dritten Trompetenstoß lächelte sie bitter, als aber alle Journale in einen einzigen Trompetenstoß, in einen unisonen Lobgesang der Mad. Ristori ausbrachen, da lächelte Dlle. Rachel satanisch, und als Paris wiederhallte von den Triumphen der Ristori, als Aristokratie, Finanzen, Literatur, Kunst, Hof und Bürger wallfahrteten zu den Vorstellungen der Ristori, da lächelte Dlle. Rachel das sardonische Lächeln und sie sagte: „Ich muß doch auch sehen, was an diesem Schemen ist!" Und sie hüllte sich in eine alte Toga und versteckte sich in eine Loge, in ein »baignoir«, wo sie Niemand sehen sollte, und sie sah die »Myrrha« der

Mad. Ristori. Und als sie die Ristori sah in all' ihrer Herrlichkeit, in all' ihrer Wahrheit und Tiefe, da erfaßte sie das „verfluchte=Kerl=Gefühl", das »Anch'io«=Gefühl! Sie bäumte sich in sich auf und sagte: »Anch'io sono Ristori!« Und sie ging nach Hause und trug mit sich fort im Busen das Eifersuchts=Gefühl der Götter ihrer Väter: „Du sollst keine andern Götter neben Dir dulden!"

Und sie schrieb an den Director Cronier: „Ich bin Rachel, die da ist, war und sein wird! Und ich sehe, mein Publikum ist abgehalten von mir und betet zu anderen Göttern. Auf Cronier: Mache auf die Bundeslade des Théâtre français, nehme heraus die Gesetzestafeln Racine und Corneille, und versammle mein Volk von Paris und sage zu ihm also: Dlle. Rachel hat erfahren, daß Ihr werdet abtrünnig und betet zu andern Göttern, weil Ihr ihr Antlitz nicht gesehen habt schon so lange! Nun will sie zu Euch kommen, gehüllt in Feuer und Flammen, und will sich niederlassen über dem Tempel der Tragödie, auf daß Ihr zurückkehrt und erkennt: Es ist nur eine Rachel und neben ihr nichts im Himmel und auf Erden!"

Und es war g'rade der Sterbetag Corneille's, und Rachel sprach: „Dieser Corneille starb mir heute sehr gelegen!" Und sie spielte »pour l'anniversaire de Corneille« die „Camille".

Ich saß da und bewunderte sie, und neben mir die Ristori, welche in Bewunderung und laute Brava! ausbrach.

Wer spielte besser? Dlle. Rachel, als sie bei der Vorstellung der Ristori im Dunklen verborgen saß und ungesehen zwickte und zusammenfuhr, oder Mad. Ristori, als sie bei der Vorstellung der Dlle. Rachel vor Allen da saß und laut applaudirte?! —

Ich glaube dort war mehr Natur und hier mehr Kunst!

Aber welche unendliche Größe, welche unendliche Wahrheit lag im entzückenden Spiele der Dlle. Rachel!

Ich habe die Rachel nie größer, nie wahrer, nie intelligenter, nie vollkommener gesehen! Ich fühlte alle meine Nerven zittern! Da ist ein Stück Römerthum lebendig geworden, da ist der gedehnte, classische, steife Styl der französischen Tragödie flüssig geworden, flüssiges Geld, flüssige Leidenschaft, strömende Erhabenheit, klare, durchsichtige Seele!

Welche Einfachheit im Erhabenen, welche Erhabenheit im Einfachen! Welches Wirken und Schaffen im Pathos! Wie leuchtet die Intelligenz aus diesen sinnigen Zügen, wie strahlt die Seele aus diesem geistigen Blicke! Welches Leben in jeder Bewegung, und welcher furchtbare Inhalt in ihrem Schweigen! Ihr Schweigen auch ist ein stillstehendes Gewitter! Welche Gluth und welche Innigkeit! Welche Weichheit und welcher Schmelz! Welch' ein ewiges Schaffen und Bilden in Mienen und Geberden. Da wo andere Darstellerinnen nur ein Leeres finden, ein Leeres lassen, da findet das Genie Stoff zu Schaffen, da findet Dlle. Rachel Inhalt, Bedeutung, Zukünftiges!

Als die Vorstellung zu Ende war, dünkte es mir, als ob ich aus einem schauerlichen Traum erwachte, aus einem Traum voll Lust, Süßigkeit und Grauen! Das Haus brach in stürmischen Beifall aus, es war erdrückend!

Der Verhang fiel. „Camille" ist verschwunden und in die rue Trudhon Nr. 12 kehrt nichts zurück als Dlle. Rachel die Komödiantin, Dlle. Rachel die eifersüchtige Nebenbuhlerin, Dlle. Rachel die Tochter von Felix, des Sohnes von Simeon aus dem Stamme Abrahams, Dlle. Rachel »Commis-voyageur en affaires tragiques«, Dlle. Rachel, die „in „Corneille" und „Racine" macht," Dlle. Rachel, die ausgezogen ist, um in Mad. Ristori Moab und Amalek zu vertilgen, Dlle. Rachel, die noch immer nicht weiß, ob Melpomene in Amerika nicht bessere Geschäfte machen kann, als in Paris!

Und Dlle. Rachel erwachte am andern Tage und alle Journale waren voll ihres Lobes, und alle Journale bedeckten „Rachel-Camille" mit wohlverdienten Lorbeern, aber alle Journale, wie verabredet, dankten laut und herzlich — Madame Ristori, daß sie die Rachel dem »Theâtre français« zurückgegeben hat!

Es ist doch ein boshaftes Volk, dieses Journalistenvolk! Und mit erneuerter Unermüdlichkeit singen sie das Lob der Mad. Ristori, und die meisten gehen so weit, zu sagen: „Die Zeit ist vorüber, wo Paris sich mit der rentrée oder nonrentrée der Dlle. Rachel beschäftigt!

Wir sehen, es gibt noch größere Tragödinnen! Dlle. Rachel ist ein »passé« u. s. w."

Unter allen Kritikern hier ist Jules Janin der geistreichste, der liebenswürdigste, aber auch der prophetischste!

Als noch von der »rentrée« der Rachel keine Rede war, saß ich mit Jules Janin bei Madame Orfila (Witwe des berühmten Orfila). Wir sprachen von der Rachel, und Jules Janin sagte: „Wenn die Ristori einen großen Succeß hat, dann wird Dlle. Rachel gewiß einmal wenigstens wieder auftreten!"

Und er hat's getroffen. Mad. Ristori, die italienische Gesellschaft, hat Dlle. Rachel dem Theater wiedergegeben, die englische Gesellschaft, Mad. Wallake, hätte das nicht vermocht!

Ja, Paris hat auch eine englische Truppe! Diese englische Truppe hat „Macbeth" gegeben, aber den englischen „Macbeth", den „real Shakespeare", keinen Ducis-Shakespeare. Es sind drollige Engländer diese Engländer! Vor „Macbeth" geben sie eine „Posse", eine „Posse mit Tanz", eine Zauberposse!

Die englischen Tänzerinnen sind schauderhaft! Und nach dieser gräulichen Ballet-Possen-Farce „Macbeth!"

Von dieser Truppe, von dem hiesigen Urtheil über Shakespeare, von Madame Wallake als Lady Macbeth in einem späteren Briefe.

Paris hat also ein italienisches und ein englisches Theater sowie ein spanisches Ballet als „Expositien",

und gar kein deutsches Theater? Nicht ein Stückchen deutsche Theater-Einheit, wie sie Dingelstedt zuwegebrachte! Nicht eine halbe kleine Portion Schiller, Goethe, oder Kotzebue!

Glaube man mir nur, unsere Rettich, unsere Seebach könnten kühn und keck mit Mad. Ristori um die Palme streiten! Aber es gibt in Deutschland keine „Wandertruppe“ in der Tragödie. Wozu auch? Dingelstedt wollte seine „Mustervorstellungen“ hieher bringen, aber er konnte sich mit dem Minister Fould nicht einigen, und gewagt bliebe sonst die Entreprise sehr.

Der Erfolg einer „deutschen Schauspielergesellschaft“ hier würde rein von den politischen Beziehungen Frankreichs zu Deutschland abhängen! Wenn Oesterreich neu bewaffnete, wäre „Don Carlos“ ein gutes Stück und die „Elisabeth“ vortrefflich dargestellt; wenn Oesterreich wirklich 140,000 Mann entläßt, würde „Don Carlos“ allen Angriffen einer feindlichen Armee ausgesetzt sein!

Ich glaube, die deutsche Schauspielkunst, da wo sie wirklich Kunst, innige, wahre Kunstgröße ist, würde hier wie die deutsche Philosophie — nicht verstanden werden. Doch genug für heute über diesen Gegenstand, welcher einen großen Raum verlangt.

Eine bedeutende Angelegenheit ist jetzt die Vorstellung der »Vêpres siciliennes« von Verdi in der großen Oper. Darüber morgen.

Paris, 17. Juni 1855.

Meyerbeer — Verdi — Scribe.

Die große Oper in tausend Aengsten! Cruvelli! Cruvelli! Eine Schwalbe macht keinen Sommer und eine Nachtigall macht keine Oper, die Cruvelli ist die Rachel der großen Oper, die Rachel ist die Cruvelli des Théâtre français. Die Rachel hat Racine und Corneille, die Cruvelli hat Halévy und Meyerbeer; aber Corneille und Racine sind todt, Halévy und Meyerbeer leben, und das ist immer ein Nachtheil.

Wer morgen unsterblich sein will, muß heute sterben, wer morgen anerkannt werden soll, muß gestern begraben worden sein.

Halévy hat weniger mit der Welt, mit dem Publikum, mit der Kritik, mit den Künstlern zu kämpfen, denn seine Erfolge sind solid, aber nicht mirobol! Seine Opern gefallen, aber sie furoriren nicht, sie schließen sich andern großen Opern an, aber sie schließen sie nicht aus! Meyerbeer aber ist stets in Emeuten, seine großen Succeßie sind fruchtbar an Gegnern, der Zulauf zu seinen Werken wird ihm als Verbrechen angerechnet, jeder brillante Erfolg wird von seinem Genie abgezogen, der Enthusiasmus des Publikums wird ihm als Sünde angeschrieben; wenn eine andere Oper nicht gefällt, so ist die »chute« ein Werk Meyerbeer's, wenn eine andere Oper nicht in die Scene geht, hat Meyerbeer die Hindernisse componirt u. s. w. Und es ist wahr, sehr wahr,

an dem Nichtdurchgreifen, an dem Mißerfolg anderer Opern ist Meyerbeer schuld, aber nicht das Individuum Meyerbeer, sondern das Genie Meyerbeer; nicht der Mensch Meyerbeer, sondern der Compositeur Meyerbeer; nicht der Meyerbeer mit seinen Bekanntschaften, mit seinem Einfluße, sondern der Meyerbeer mit seinen Opern, mit seinen brillanten Erfolgen. Er intriguirt nicht gegen die Erfolge anderer Opern, aber seine Kinder, d. h. seine Werke, seine Tonschöpfungen! Daß sein „Robert der Teufel" tausend andere Opern holt und sie in die Hölle der Vergessenheit schickt, ist nicht seine Schuld! Daß die „Hugenotten" an einem Abende eine ganze Schaar mittelmäßiger Opern niedermetzeln, ist nicht sein Verbrechen! Daß sein „Prophet" länger in die Zukunft hineinlebt, ist ein Vergehen, das natürlich ist! Daß sein „Nordstern" fortleuchtet, wenn tausend Sternschnuppen neben ihm sich schneutzen und fallen, das ist ein Geschick des Himmels!

Meyerbeer ist das Fatum vieler französischen Opern! Meyerbeer sollte kommen, er sollte, er wollte schon längst hier sein, aber er kömmt nicht; oder wenn er gekommen sein sollte, so ging er blos über Paris nach London. Und warum kam Meyerbeer nicht? Weil er nicht nur ein genialer, ein unübertrefflicher Compositeur ist, nicht nur eines jener seltenen Menschen-Exemplare, welchen das Schicksal zu einer colossalen Begabung auch „Glück" gab, — denn Talent allein thut's in der Welt nicht und Glück allein auch nicht, beide müssen vereint sein! —

sondern weil Meyerbeer auch eine feine Nase hat! Eine feine Nase ist eine Gabe Gottes, eine ganz eigene Gabe; welch' ein seltener Verein: Genie, Glück und eine feine Nase! —

Es wurden zwei neue Opern gegeben: »Jenny Bell« von Auber und »les vêpres siciliennes« von Verdi und die Libretti Beider von dem großen Librette-Mann im Süden, in „dessen Reich das Couplet nicht untergeht", von Scribe.

Ich wollte die Cruvelli fragen, die mir „deutsche Mehlspeise" kochen ließ, — Gott und Saphir werden ihr's bezahlen! — warum sie keinen Appetit hat, aber ich begriff's, sie studirte schon an den »Vêpres!«

Meyerbeer's „feine Nase" mußte wahrscheinlich so gedacht haben: „Wenn diese Opern keinen Erfolg haben und ich bin in Paris, so sagen gewisse Leute: »c'est Meyerbeer!« Denn wenn eine Oper wegen Mangels an Werth durchfällt, so sagen die Compositeurs: „Das hat Meyerbeer gethan! Meyerbeer ist der Opernknacker!"

Also Meyerbeer blieb weg, der „Opernknacker" hat nicht gearbeitet und die beiden Opern sind doch geknackt worden und es gab viel Schale und wenig Kern!

»Jenny Bell«, »la Jenny Lind empaillée« ist ohne viel Sang und Klang, ohne viel Saus und Braus dahingegangen, wo viele Opern hingehen, den Weg aller Strauße und Mansards! Die »Vêpres siciliennes« aber, die letzte Heldenthat der großen Oper, das jüngste Kind

des Verdi'schen guten Gedächtnisses seiner eigenen Opern, ist nicht durchgefallen, sondern sie sinkt nach und nach durch! Wenn man hie und da in dieser fünf Stunden langen Oper ein schönes Motiv hört, so sagt man: »Passez votre chemin! Je vous connais beau masque!«

Neu ist nicht eine Nummer dieser Oper, damit will ich sagen, einen neuen Weg hat Verdi in nicht einem Bolero, in nicht einer Cavatine, in nicht einer Romanze u. s. w. eingeschlagen, es ist in jeder Nummer dasselbe Künstlerzeichen eingewebt, alle Einzelnheiten tragen denselben Stempel, es sind die Desseins von „Ernani", die steten Cadenzen und die ewige Leerheit des musikalischen Inhalts; es sind einige recht hübsche, melodiöse Sachen, die Instrumentirung ist, was man sagt, „sauber", einige Sanglichkeiten recht moussirend und sprudelnd, aber die Musik dieser fünfstündigen Oper hat keinen Character, es fehlt ihr alles, was grade eine „sicilianische Vesper" nicht entbehren kann: der musikalische Heimathsschein! Da ist nicht Italien, nicht Sicilien, da ist der locale Ton, nicht die locale Farbe, nicht das siedende Blut, nicht die fiebernde Leidenschaft, nicht die üppige Hitze der musikalischen Vegetation! Der zweite Act ist pompös, hat herrliche Stellen, aber auch da wieder diese Heerschau gekannter, gewöhnlicher Effecte, nirgends Intensivität der Conception. Die Cruvelli im „Doppel-Chor" hat ganz allein mit Recht Furore gemacht! Die Verschwornen auf der Scene und die Schiffenden in Barquen im Hintergrunde, das ist von herrlichem Effect.

Im fünften Act aber sinkt das Ganze in eine Art von Mattigkeit und Erschlaffung, in eine Fadheit und Unbedeutendheit des Styles, die unbegreiflich ist!

Da in diesem Act muß Verdi den Herrn Scribe bei der Hand nehmen und ihm zurufen:

„Einen Theil der Schuld mußt Du vor dem großen Dichter tragen!"

Ueberhaupt ist dieses Buch ein monstre! Es wird dem großen und herrlichen Talente Scribe's keinen Eintrag thun, wenn man ihm endlich sagt: Genug! Du hast lange genug das Scepter des Libretti geschwungen, du warst lange genug Alleinherrscher Meyerbeer's, Verdi's, Auber's, Halévy's u. s. w. Deine Muse will etwas Erholung, es kann selbst dem größten Genie nicht immer und alles gelingen! Lass' einmal jüngeren Talenten auch einen kleinen Weg offen, stell' Dich nicht querüber, um der Jugend, den Ankommenden, den Weg abzusperren!

Diese »Vêpres« ist mehr als ein schlechtes Buch, es ist eine Albernheit!

Scribe fühlte wohl alles Säuerliche und Widerhaarige, was in dem Sujet für Paris, für die Franzosen liegt! Er wollte sich decken und hat die „Geschichte" als „Elephant" benützt, er hat geglaubt, den Beigeruch dieser unpassenden Erinnerung zu verscheuchen, wenn er an der Spitze seines Librette sagte: „Die sicilianische Vesper ist gar nicht historisch! Es ist eine Erfindung!"

Aber das mag wahr sein oder nicht ich glaube,

Scribe hat sich durch diese Bemerkung selbst in Anklagestand gesetzt. Denn wenn ihn die Ehrfurcht vor der Geschichte nicht gezwungen hat, eine Erfindung zu haben, wer ist Schuld an diesem vollkommenen Mangel an Erfindung, ja an dieser Verstümmlung einer Handlung, die man nach Belieben fortspinnen und enden lassen kann?

Es bleibt immer etwas gewagt, in Paris einen Chor mit den Worten beginnen zu lassen:

»Sois maudite o France!«

Und am Ende die ganze blutige Vesper so schmachtend und matt zu Ende zu führen und zwei oder drei Franzosen von einer Rotte Sicilianer abgeschlachtet zu sehen. Kann Verdi hoffen, diese Oper in diesem Gewande je in Italien aufführen zu können? Nicht möglich!

Soll ich nun erzählen, was wir, wir, die wir in den Coulissen stehen, ich, der ich im Mittelpunct der Quellen schöpfe, über den Text dieser Oper zu wissen glauben? Sollte Verdi es nicht wissen, daß, — so sagt die böse Welt! — daß dieses Libretto schon ein graues Haupt hat! daß es schon allen französischen und italienischen Maestri angeboten wurde? den seligen Donizetti nicht ausgenommen? Sollten diese Vêpres einst »le duc d'Albe« geheißen haben?! Sollten die folgenden Verse der »Vêpres«:

»Frappez les tous! que vous importe?
Français ou bien Siciliens,
Frappez toujours! Dieu choisira les siens!«

nicht wörtlich in jenem Buche gestanden haben? Hat sie

dort nicht der „Legat" gesprochen? Ich weiß es nicht, aber man murmelt's!!

Und nun das unselige Ende! Diese Prinzessin, welche im Anfang Blut und Liebe ist, Liebe und Blut, die mit Dolchen spielt, dieses blutige Mannweib wird am Ende ein Lamm, ein Fisch an Blut, eine Schäferin an Empfindung, eine barmherzige Schwester an Worten! Und mit diesem Travestissement seiner Heldin ist auch Signor Verdi ganz einverstanden, er führt sie mit Triller und Couplets zu Ende. Die Franzosen und Italiener erwürgen sich unter lieblichen Couplets, die Liebenden sinken dem Tod bei Tanzacten in den Arm! Das nennt man „die sicilianische Vesper", aber nicht die historische, sondern die erfundene, die ausgesetzte und von Scribe et Verdi an Kindesstatt angenommene „sicilianische Vesper!"

Auch ein Ballet ist in dieser Oper, ein Ballet und auch Tänzerinnen, aber so häßlich und alt, — die „Couqui" ausgenommen! Wie kann man „Couqui" heißen, wenn man reizend ist wie das Vergeben, jung wie der Frühling, schön wie ein Maimorgen und wenn man tanzt wie ein Rosenblatt auf den Lippen des Zephyrs.

Noch etwas bleibt mir zu bemerken: „Das Costume!" — Liegt Sicilien in Rußland? Ist Palermo die Hauptstadt von Sicilien? Welche Pelze! Welche Muff's! Welche Pelzverbrämungen! Auch gut!

Aber die Cruvelli! Welche herrliche Sängerin! Welche Stimme! Welcher Schmelz! Welche Seele! Und welche Innigkeit des Gesangs und welcher wahre ergreifende

Pathos! Mit welcher Leidenschaft singt sie die große Arie, mit welcher Süßigkeit die Romanze, und wie ist alles klar und seelenvoll und voll Passion und Innerlichkeit! Sie wurde mit Jubel überdeckt; wenn diese „Vesper" sich auf der Bühne erhält, so ist Tlle. Cruvelli das tägliche „Vesper-Brot", welches sie am Leben erhält, welches sie ernährt, Blut und Seele gibt.

Gueymard hat eine hübsche Stimme, sein Spiel aber ist nicht dramatisch, weil es zu sehr dramatisch sein soll, er hat übrigens hier eine Partie, die nicht für ihn ist, sie ist zu zart, zu sanft für ihn.

Paris, 21. Juli 1855.

Die Strömung der Zeit. — Die Halle der Neutralität. — Ueberblick.

Wer lange und Vieles gesehen hat, ist deshalb noch nicht zu dem gekommen, was die gewöhnliche Welt mit dem Namen „Erfahrung" belegt. Nur wer lange und Vieles beobachtet hat, dem gibt sich jenes Resultat kund.

Zum Sehen hat der Mensch zwei Augen, zum Beobachten aber hat er das Auge und das Ohr, den Geist und den Verstand, die Geduld und die Ausdauer, die Auffassung und die Beurtheilung. Denn einen gesetzlichen Zusammenhang aller Erfahrungen zu ergründen, das ist die Aufgabe des Beobachters.

Die Physiker, die Astronomen haben zu dieser Be-

obachtung noch zwei Augen; ein drittes Auge, das den Himmel erforscht: das Teleskop, und das vierte Auge, welches die Erde erforscht: das Mikroskop.

Den Zusammenhang der „Welt-Industrie-Ausstellung" mit der „Strömung der Zeit" zu beobachten, scheint an und für sich wenig fruchtbringend zu sein, aber der geistige Beobachter kann sich dessen nicht ganz enthalten.

Wenn ich den „Annex" besuchte, in welchem 6000 Metres Mechanik und 6000 Metres Chemie rechts und links ihre gewaltige Concurrenz eröffnen, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, welche welt- und zeitenumgestaltende Erscheinungen aus dem Beobachten kleiner, anscheinend unwichtiger Dinge hervorgegangen sind.

Wer die Erste kleine Ablenkung der Magnetnadel durch den galvanischen Strom beobachtete, konnte gewiß nicht vermuthen, daß dadurch einst der Telegraph den Verstand und das Wort von Balaklawa nach Paris tragen wird.

Als Papinian aus seinem Topfe zuerst den Wasserdampf beobachtete, ahnte Niemand, daß diese Kraft berufen ist, das Verbrüderungsfest der Länder und Völker vorzubereiten. Wer den ersten kleinen „Jahrmarkt" einführte, dachte gewiß nicht bei der Beobachtung der winzigen Krämerconcurrenz, daß dieser Jahrmarkt das Samenkorn zu der großen Pariser „Welt-Industrie-Ausstellung" ist!

Die Zeit hat ihre Strömung, die Geschichte hat ihre Strömung, der Geist hat seine Strömung.

Die jetzige Zeit hat eine doppelte Strömung; die erste ist: die Bändigung der Massenkraft, die zweite ist: die Erweckung der materiellen Interessen.

Der geistige Hochmuth, welcher die Revolution und die Leidenschaft in seinem Gefolge hatte, brachte das Förderniß des Zusammenstoßes der Massen mit der Ordnung hervor. Diesen Zusammenstoß zu verhindern durch das Absorbiren der Massen ist die Mission der jetzigen Zeit und besonders des jetzigen Frankreichs, diese Mission hängt mit der zweiten Strömung der Zeit, mit der Erweckung der materiellen Interessen innigst zusammen. Der geistige Hochmuth wird durch die unabweisbare Brutalität der materiellen Interessen gedemüthigt. Durch den eröffneten Springbrunnen der Arbeit, der Erzeugung, der-Industrie, des Gewinnes, des Fleißes, des mühevollen Erwerbs, welcher in tausend und tausend Strahlen niederwirkt, wird die Massenkraft zerbröckelt, die Masse geht im Individuum auf, der geistige Hochmuth erlahmt an der Geltendmachung der physischen Kraft und der mechanischen Fertigkeit; die Gemeinsamkeit der geistigen Bewegung und Schwungkraft parzellirt sich durch die Bestrebungen persönlicher und materieller Zwecke und Interessen.

Weit davon entfernt, diese allgemeine Zeitbetrachtung hier weiter auszudehnen und auszuspinnen, habe ich sie hier nur ausgesprochen, weil sie sich mir beim Anblick dieses „Annexes" wie von selbst und gewaltsam aufdrang.

Als ich diese Annexes durchwanderte, als diese

Bewältigung des Anblicks dieser colossalen Maschinerien und Dampfschöpfungen mich zur Besinnung kommen ließ, mußte ich fragen: „Ist diese materielle Zeitströmung, welche die „Massenkraft der Maschinen" zum Cultus des Zeitgeistes macht, ist sie nicht geschaffen, um die „Massenkraft der Menschen" von der Arbeit, von der materiellen Beschäftigung abzuziehen, und sie wegen Mangels an physischer Verwendbarkeit dem geistigen Hochmuth, der geistigen Bewegung wieder in die Arme zu jagen?! —

Diese „Annexes" ist der Brennpunct der „Welt-Industrie-Ausstellung". Der „Industriepalast" selbst, das sogenannte „Transsept", ist prachtvoll, glänzend, romantisch, poetisch; die »Exposition des beaux arts« ist interessant, sinnig, kunstvoll, ergötzlich, ohne überraschend zu sein, aber diese 1200 Metres lange Glasgalerie mit ihren Maschinen, Rohproducten und Erzeugnissen aller Welttheile ist überwältigend, ist colossal, ist erhaben, ist turbulent!

Hier die Dampf- und Maschinenschöpfungen! Als Gott den Menschen Wasser und Feuer zu ihren Dienern gab, gab er ihnen gebundene Diener, gefesselte Sclaven. Da umarmten sich Feuer und Wasser, und aus dieser Umarmung ging der Dampf hervor, aber Jahrtausende gingen vorüber, der Dampf rief ihnen aus jedem Topf zu: „da bin ich, ich bin die Kraft und ich bin die Macht!" Aber die Jahrtausende waren taub für das Brodeln des Dampfes, bis in Amerika ein Prophet erstand, der die Zukunft des Dampfes prophezeite, und

Amerika, das Europa die Kartoffel gab, gab ihm auch die Dampfkraft, und der Mensch hat einen neuen Diener bekommen: den Dampf! „Sei mein Sclave!" sagt der Mensch zum Dampf, „treib meine Mühle, pflüge meine Aecker, furche meine Meere, durchschneide meine Straßen, beseele meine Fabriken, trepanire die Hirnschale der Erde, zapfe den Bauch der Erde an, zerstampfe die Berge, taue die Erze klein und zersäge die stämmigen Wälder zu Zündhölzchen!" Und Knecht Ruprecht: der Dampf, geherdit! Dieser Knecht hat keinen Magen, der essen will; dieser Knecht hat kein Auge, das schlafen will; dieser Knecht hat keinen Fuß, der müde wird, keinen Arm, der erlahmt; dieser Knecht wird nicht krank, dieser Knecht will keine Raststunde; dieser Knecht hat Siebenmeilenstiefel an; sein Athemzug ist ein Tag und sein Pulsschlag eine Meile!

Aber dieser Knecht wird euer Herr werden! Die Maschine wird Seele und die Menschheit wird entseelt.

Seht sie dastehen in langen, unabsehbaren Massen, diese Riesenkinder des Dampfes, diese Enackgeschlechter des Maschinenwesens! Seht und hört sie, diese unheimlichen Geburten der Siedkraft, diese hundertarmigen Söhne der Maschinenwelt, aus riesiger, eiserner Lunge mit eisernen Lungenflügeln bricht ihr gewaltiger Odem! Mit hundert Rohrarmen wie Briareus arbeitet ein keuchender Kessel! Kolben und Cylinder steigen und sinken in stummer, geheimnißvoller Thätigkeit! Gabel und Stangen vollbringen in apathischem Gehorsam die

Befehle ihres Meisters! Kessel und Pumpen setzen brummend und murrend den Kreislauf ihres Lebens fort! Ofen und Ventil gehorchen tobend und zischend den ewigen Gesetzen der Siedhitze! Und in den beiden Herzkammern aller dieser Kinder des Dampfes und der Mechanik gehen nur zwei Pulsschläge: die Kraft und die Schnelligkeit! Und eine Maschine erzeugt die andere, wie der Stoß eines Körpers immer einen andern in Bewegung setzt.

Und weiter frage ich: Wer ist der Knecht und wer der Herr? Der Dampf oder der Mensch?

Und weiter frage ich: Wenn der Knecht der Wohlthäter des Herrn geworden ist, wenn der Knecht unentbehrlich geworden ist, was gilt der Herr?

Aber in der Wirthschaft der großen Natur gibt's keinen Knecht und keinen Herrn! Eine jede Kraft dient der andern, eine jede Kraft beherrscht die andere!

Eine jede Thätigkeit des Geistes, der Natur, der physischen Kraft wird durch die andere veredelt, erhöht und in ihren Grenzen erhalten.

Eine Dampfmaschine ist Mensch und Dampf, der Mensch gab den Gedanken, der Dampf die Kraft; der Gedanke sagt zur Kraft: hilf! und die Kraft gibt ihre tausend Arme, ihre eisernen Muskeln, ihre gegossenen Nerven, ihre erzenen Sehnen her, und der Gedanke wird Werk, wird Geschöpf, wird ein Lebendiges, ein Thätiges!

Die Kraft hat dem Gedanken lebendige Körper gegeben, der Gedanke ist dankbar, er gibt der Kraft ihre eigenen Kinder veredelt, verfeint, erzogen, geistig ausgebildet zurück! Die Kinder der Kraft, die Enkel des Gedankens, werden Wesen mit Geist und Kraft, und das ist das Geschlecht der Industrie, das sind die Wunder des Industriegeistes, der Gedanke wird Nutzen und die Kraft wird Segen.

In dieser Hälfte des Annexes stehen die Monumente unserer Zeit in sinnender Ruhe, und im stolzen, gleichmäßigen Selbstbewußtsein reihen sich diese eisernen Tempel des Dampfes, diese kochenden Mittelpuncte der concentrirten Kraft aus allen Ländern aneinander an.

Aber noch fehlt ihnen der Athem! Noch stehen sie stumm und lautlos! Kein Athem bewegt die eiserne Lunge, kein Pulsschlag rollt durch diese eisigen Adern, denn noch sind die Röhren, die alle gehen machen sollen, nicht vollends gelegt. Wenn diesen Giganten der Geist durch die eiserne Nase eingeblasen sein wird, werde ich über die Capacität der Einzelnheiten ein Weiteres denken und laut denken.

Die zweite Hälfte des Annexes, welche den Rohproducten, den chemischen Producten, den Natur- und Stofferzeugungen der ganzen Welt gewidmet ist, diese Hälfte steht noch in der grausamsten Negligé da und dürfte ihre Toilette erst am Ende Juli vollkommen beendet haben. Da sah ich auch noch mein liebes Oesterreich nur mit einem Fuß aus dem Bette, und das aus-

der einzigen Ursache, weil die Unordnung in der Toilette der Andern nicht räthlich macht, sich zu putzen und anzuziehen, um sich mit Staub und Schmutz, mit Mörtel und Kalk bedecken zu lassen! Da steht noch die Pyramide der Miesbacher Wunderziegel in einer geschämig-verhüllenden Morgenblouse, da steht die schöne Pyramide der herrlichen Apolloterzen, die ihr Licht auch unter Scheffel setzen muß, da alles ringsumher noch im Finstern und Chaos liegt, und so fast die meisten Gegenstände dieses Theils des Annexes.

Wir verlassen nun diesen Theil und betreten die „Halle der Neutralität", die große Mittelhalle, welche alle Luxus- und Prachtgegenstände aller Völker in strieter Neutralität versammelt.

„Dich begrüß' ich in Ehrfurcht, prangende Halle,
Säulengetrag'nes, herrliches Dach!"

Paris, 23. Juni 1855.

Der Wiener Mensch und die Pariser Uhr.

Der Himmel nahm einen Batzen Erde und schuf daraus einen Menschen. Einen Menschen, ja wohl! Aber das war noch lang kein „Wiener!"

Das wird wohl ein „Schwedvater" gewesen sein, oder ein „Leutemischler", aber kein wahrer Wiener!

Der Wiener ist aus einer ganz eigenen Erde gemacht! Aus einer »terracotta«, wie sie uns Miesbach producirt; aus einer Erde, die erst in „Obers" gekocht,

dann in „Semmelbröserl“ ein bischen herumgewälzt, dann in frischer Butter geröstet und dann mit Zucker und Zimmt bestreut wird.

Eva kann schon eher eine „Wienerin“ gewesen sein, wenigstens war sie das erste „Schnitzel“, welches dem ersten Menschen aus dem Leib herausgeschnitten wurde.

Erst als sich der erste Mensch gut ausgeschlafen und vom Baume der Erkenntniß gut gefrühstückt hatte, als er neben seiner grad auch eine hübsche Schlange zum Umgange hatte, als nachher Ada und Zilla Sängerinnen wurden und Jubal einen Walzer spielte, wurde er ein Wiener!

Ein Wiener kann schon also getrost nach Paris gehen, denn er findet sich nicht beleidigt, daß sich die Pariser für die „ersten Menschen“ halten. Wir Wiener sagen gemüthlich: „Gut, seid ihr in Gottes Namen die ersten Menschen, wir sind die zweite und verbesserte Auflage.“

Aber die Pariser bestreben sich, die Fremden wenigstens in einer Beziehung in den Zustand der ersten Menschen, in den Naturzustand zu setzen: sie ziehen sie aus! —

Die Wiener klagen: es ist theuer! Sie werden sich versündigen! Gestern speiste ich bei einer allerliebsten Pariserin und sie erzählte mir, ein Pfund »Filou« oder ein »Filet de boeuf« kosten 2½ Frcs., also einen

Gulden Silbergeld! Ein Tag in Paris kostet so viel wie eine Woche in Wien!

Aber was ist in Paris „ein Tag?" und „es wird Abend und es wird Morgen, ein Tag!" In Paris ist wirklich nur die Zeit von „Abend bis Morgen" der Tag! Der Wiener Mensch, der sich nach der Pariser Uhr richten will, der wird bald zu früh, bald zu spät gehen, bald wird er ganz stehen bleiben!

Die Tageszeiten Morgen, Mittag, Abend, Nacht findet der Wiener hier ganz auf den Kopf gestellt.

In jedem Menschen steckt eine Wanduhr: „Magen" genannt. Im Wiener ist diese Uhr eine „Repetir-Uhr." —

Der Wiener, der diese seine mitgebrachte Uhr nach den hiesigen Speisestunden richten will, wird lange zu thun haben und wird die Uhr ganz verderben!

Der Wiener zieht diese Uhr viermal des Tages auf, der Pariser eigentlich nur einmal!

Ich bin recht unglücklich, ich habe den Schlüssel zu meinem Magen schon ganz verloren, ich weiß schon gar nicht mehr, wie viel Uhr auf meinem Magen ist!

Ich bin gewohnt, Morgens um 6 Uhr aufzustehen! Ich bin gewohnt, den Tag wie Spargel zu genießen, oben den Kopf, den Morgen, und das Andere wegzuwerfen.

Morgens um 6 Uhr da weckt mich meine Wiener Weckuhr: der Magen! Er schlägt: „Ein Glas frisches Obers!"

Sechs Uhr Morgens! Wenn ich hier um 6 Uhr Früh ausgehe und der Portier macht mir die Thüre auf, sagt er: „Monsieur kommen spät nach Haus!"

Ach, ein Morgen in Baden! Wo bist Du, goldener Anfangsbuchstabe des Badner Tages?!

Eine Morgenstunde in Baden! Poetische Erstlinge der lieblichen Hore! Morgenstunde in Baden! Reizende Präludien der langen Tagesoper! Wie sehn' ich mich nach Dir! Morgenstunde im reizenden, lieblichen, herzigen Baden! Süße sinnige, innige Wiegenmärchen an der Wiege des Tages! Wie sehne ich mich nach euch!

Der Morgen fehlt in Paris ganz! Diese liebliche Vorrede des Tages ist aus dem Pariser Leben ganz herausgerissen! Um 9 Uhr fängt hier der Tag an die Augen aufzuschlagen, bis 10 Uhr reibt er sich den Schlaf aus den Augen, bis 12 Uhr geht er im Schlafrock herum, und erst um 3 bis 4 Uhr ist der Tag ein gemachter Mensch, der ausgehen und sich sehen lassen kann. —

Aber um 6 Uhr Morgens sieht der Wiener Mensch schon auf den Magen und will „Caffee" und „Obers" und wenn der Mensch in Baden ist, will er auch „an Baunzerl" wie mein Freund S. Mayer, aber auf dem Pariser Magen ist erst um 10 Uhr die Caffeestunde! Um 10 Uhr aber ist auf dem Wiener Magen schon die „Bäuschel=" oder „Guliasfleisch=Stunde!" Um 1 Uhr Mittags aber da läutet der Wiener Magen Mittag! Da wird im Menschen der Wiener Magen wach und

stellt sich auf die Hinterbeine, und alle Wiener Magenerinnerungen steigen empor, und die deutsche Gründlichkeit des Essens und die Wiener Gemüthlichkeit des Essens besteht auf ihre Grundrechte, und der Wiener Magen als Mittagswächter ruft:

„Alle meine Wiener und lasset euch sagen,
Der Hammer hat Mittag geschlagen,
Gebt Obacht auf die Pariser Gericht,
Daß eurem Magen kein Schaden geschicht!"

Die dummste Dummheit aller dummen Dummheiten ist die Dummheit, wenn man sagt: „Essen ist Nebensache! Essen ist ordinär! Geistreiche Menschen, gebildete Menschen, halten nicht viel auf's Essen!" u. s. w.

Der Teufel auch! Gut essen ist ein geistreiches Ding! Ganz gut essen ist ein sinniges Ding! Ausgezeichnet gut essen ist eine Poesie, ist die Lyrik des Magens!

Lucullus war auch kein Esel! Talleyrand war auch kein Trottel und Herr von Saphir ist auch kein Hans Jörgel von Speising!

Ist es zu glauben, daß die Natur ein „junges gewickeltes Indianchen" mit einem „Salat aus Ananasspalten" für die Dummköpfe hervorgebracht hat und „Rindfleisch mit Fisolensalat" für die geistreichen Menschen? Sollte die Schöpfung wirklich ihre „Trüffelpasteten", ihre „Fasane", ihre „Gansleberpasteten" für die Schafsköpfe und „Dämlatels" producirt haben und

für die Dichter, Künstler, Philosophen, guten Politiker nichts als „Carotten“, „Erbsen“, „Bohnen“, „Plunzen“, „Quargel“ und „Sauerkraut!?“

Hat die Vorsehung dem Menschen Geist und Witz und Genie gegeben, um „Knödel“ und „rothe Rüben“ zu verdauen und Magendrücken zu bekommen; und hat sie dem Menschen Dummheit, Bornirtheit und Geistlosigkeit gegeben, um „junge Hendel“, „grüne Erbsen“ u. s. w. in gedankenloser Gemüthlichkeit zu verdauen?!

Wenn dies wirklich im Haushalt der Schöpfung so eingerichtet sein sollte, geh' ich gleich zu einer neuen Tagesordnung über: am Schreibtisch ein geistreicher Mensch, am Speisetisch ein dummer Kerl! Aber so dumm, daß mir die Schöpfung Caviar, Austern, Schnepfen u. s. w. als Handgeld der Dummheit in Ueberfluß geben muß!

Also um „ein Uhr“ wird die Dummheit im Wiener Magen wach und will ihr Honorar haben!

Da ist guter Rath theuer! Ein Mittelding zwischen Gabelfrühstück und Diner!

Der Wiener Magen schreit: „Kellner, a Suppen!“ O holde Naivetät eines Wiener Magens! Das ist leicht gesagt: „a Suppen!“ Aber um ein Uhr, wo das Rindfleisch noch in Morgenpantoffeln herumgeht und die Hühner noch das »Journal du matin« lesen! — Oder „a guts Stückel mürbes Rindfleisch!“

„Ha, diese Töne! Wie verführen sie mein Ohr!“ Rindfleisch? «veau?« wo? gigot? mouton? Ach Gott,

der Ochs, das Kalb, das Schaf, die gehen um ein Uhr alle noch auf dem Boulevard auf und ab! Es bleibt nichts übrig als: »du thé« avec »deux oeufs à la coque!« Thee mit Eier!

Wenn man aber einem Wiener Magen um 1 Uhr „Thee mit weichen Eiern" anträgt, glaubt er, man spricht böhmisch mit ihm. Der Wiener Magen sagt: „das ist ja eine entsetzliche Begriffsverwirrung! Ist's denn jetzt 8 Uhr Früh auf der Pariser Uhr?" Da thut einem der Wiener Magen weh! Aber es liegt etwas Rührendes, etwas Naives, etwas ungemein Liebevolles in diesem Magenweh! Es ist das Heimweh des Appetits, die unergründliche Sehnsucht nach den Mehlspeisbergen der Heimat, nach dem Kuhreigen der Wiener Köchinnen!

Von ein Uhr bis sechs Uhr geht ein „halbgegessener Wiener" in Paris herum, d. h. ein Mensch, der nur halb gegessen hat und dessen andere Hälfte noch den Gegenstand seiner Liebe sucht!

Um sechs Uhr schlägt's auf dem Wiener Magen „Jausen!" Aber die Pariser Uhr schlägt Mittag! Nun aber verliert der Wiener Magen die Geduld, es wird ihm zu weh! Alle Organe altdeutscher Verdauung und alle Sprachwerkzeuge des Wiener Appetits erheben ihre Stimme, sie lärmen und toben und schreien durcheinander wie in der Paulskirche und man geht an die Befriedigung des inneren Menschen, des primitiven Menschen!

Aber wie und wo und was und wie theuer?! Da liegt der Recensent begraben!

Wie? Wie ein Mensch oder wie eine Bestie? Entweder essen oder sich füttern!

Wo? Entweder bei Very oder Wefour, d. h. im „Lampel" oder bei „Munsch" oder bei einem marchand de vin, d. h. in einem „Beisel!"

Was? Entweder etwas zur Erheiterung des Magens, zur Ergötzung des Gaumens, zum Privatvergnügen der Zungennerven, oder eine Vorstellung zu Besten eines halbausgehungerten Individuums, ein Benefice für den bellenden Hunger, eine Einnahme für die folgenden Unterleibsbeschwerden, Bauchweh und Anschoppungen!

Wie theuer? Entweder bei „Philipp" in »Montorgueil« zu zwanzig Francs oder um 32 Sous dem Appetit in seinem ersten Stadium die Zähne ausgerissen an Rattenfleisch von vorgestern und an jungem Kalbsfleisch von alten Katzen.

Die meisten Wiener, wenn sie herkommen, essen »à prix fix!«, »à prix fix!« „das heißt nix!" zu zwei Francs, das halt der Wiener einen Tag aus, am zweiten sagt sein Magen schon: „Mir wird völli entri!" am dritten Tag ist sein Magen wie mit Asphalt gepflastert, und jeder Bissen im Magen schreit: „außa möcht' i!"

Wenn der Mensch hier wie ein Wiener essen will, und wenn der Wiener hier wie ein Mensch essen

will, so muß er — am bescheidensten — Folgendes essen:

Suppe: »Bisque!« — 2 Fr.

(»Bisque« ist ein Krebsschweifelsuppe.)

»Un quart de chapon aux petits pois« 3 Fr.

(d. h. ein Viertel Capaun mit jungen Erbsen.)

»Une Plombière« oder eine andere Mehlspeise 2 Fr.

Das sind schon sieben Francs, ohne Brot, ohne Wein, ohne Dessert, ohne Käs u. s. w.

Bei einem solchen Mittagsessen bemächtigen sich des Wieners vier Paroxismen!

Der erste Paroxismus ist „der Paroxismus der Grandigkeit!“ Der Wiener ist grandig über diesen Speiszettel, in dem er sich nicht auskennt über diese lange Brotstange, die er nicht zu placiren weiß.

Der zweite Paroxismus ist der „Paroxismus der Ungeduld!“ Nach der Suppe muß er warten, da hilft nichts, kein: „Jetzt machen Sie's aber einmal!“

Der dritte Paroxismus ist der „Paroxismus der Rückerinnerung!“ Beim »boeuf«, beim »mouton« u. s. w. erinnert er sich an seine „Schweinsknödel mit Sauerkraut“, an seine „Backhendel“, an alle diese gekochten und gebratenen „Lieder ohne Worte“, an alle diese »études« und »rêveries« der Wiener Küche, und eine Thräne schleicht sich aus seinem Magen und rinnt über seinen innern Menschen herab! Dann kommt der vierte Paroxismus, der „Paroxismus des nervus rerum“: das Bezahlen! Acht Francs! 4 fl. C. M. Für 1 fl. C. M.

gibt mir der „Hauptmann" im „Lamm" eine ganze gekochte Naturgeschichte! Aber Alle diese vier Paroxismen werden von dem letzten, von dem fünften Paroxismus überflügelt: von dem Paroxismus des Nichtsattgewordenseins! Der Wiener hat in Paris von Morgens 6 bis Abends 6 Uhr gegessen, d. h. er hat geglaubt zu essen und ist — hungrig! Hungrig, denn er versteht weder den Styl der Pariser Küche noch die Behandlung des Speisezettels, nicht die Verständigung der Speisen, nicht die Leerheit all' dieser dreihundert Gerichte und nicht das Phrasenthum dieser »Carte du jour«, welche imponirt, aber nicht befriedigt:

Dann nach diesem Tagewerk ist 10 Uhr, da ist im Wiener Menschen Nacht und in Paris beginnt der Tag.

Da geht man erst in die Theater!

Der Franzose geht vom Tisch, satt, mit vollem Leib in's Theater — um zu verdauen; der Wiener geht vor dem Essen, hungrig, mit leerem Magen in's Theater — um zu denken! Darin liegt der Grund, daß in Paris jeder „Schmarn" gefällt; das Publikum verdaut, im Stadium der guten Verdauung ist der Mensch ein Lamm, ein sanftes Lamm, ein milder Richter, ein Kind! Aber der hungrige Mensch, ein hungriges Publikum ist streng, ist nüchtern, ein hungriges Publikum denkt, es ist krittlich; das ist der Unterschied. Doch nächstens mehr!

Paris, 25. Juni 1855.

Der Saal der Neutralität. — Deutsche Zündhölzchen. Geruchlose Freikarten.

Endlich gewährt der Anblick des Transseptes einen befriedigenden, einen herrlichen, einen großartigen Anblick.

Endlich liegen alle Wunder, alle Fabeln und alle Wirklichkeiten der Industrie in voller Toilette vor uns da!

Mögen meine Leser und holden Leserinnen mir ihren holden Arm — dieses hold bezieht sich auf die Leserinnen — reichen, um mit mir Spaziergänge durch diese tausend und einen Zaubergarten der Industrie, des Luxus, der Kunst und des Erfindungsgeistes zu machen.

Ich werde meine Leser nicht ermüden, wir werden nur bei dem Schönsten, dem Merkwürdigsten, dem Interessantesten länger verweilen, wir werden unserem Oesterreich die galanteste und urbanste Aufmerksamkeit schenken, und wir werden inzwischen, um Abwechslung zu bieten, wie die Ausstellung selbst, die ernsten Dinge durch Phantasiegestalten, die großen Gegenstände durch kleine Spielereien, die Stein- und Erzmassen durch Blumen und Vasen, die schweren und verblüffenden Thürme und Pyramiden durch Wasserkünste und Springbrunnen unterbrechen. Wir werden dem Leser dann und wann einen Fauteuil zum Ausruhen, eine Lorgnette zum Ueberblick hinsetzen. Endlich,

meine lieben Leser, können wir hier im Transsept herumgehen, ohne von Ballen angehalten zu werden, ohne daß da eine Kiste uns zuruft: „Bis hierher und nicht weiter!" ohne daß die Colli uns zwischen die Beine heranrollen.

Wir gehen zum Mittelthor herein, hier in der Mitte begrüßen wir die erquickenden Tritone, welche ihre frischen Wasserstrahlen in ein herrliches Bassin stürzen, in welchem Blumen in wunderlieblicher Mischung unter dem tropfenden Silber zittern und ihren Duft auch als Industrieartikel in die Räume umher aussenden.

Um diesen blumigen, lachenden, reizenden Mittelpunct hat man einen Halbzirkel in Gestalt eines offenen Salons angebracht und ringsumher Stühle, Sessel, Fauteuils, Banquettes von Sammt und Seide und Ebenholz u. s. w. Wenn sich eine meiner entzückten Leserinnen auf diesen Fauteuil von dunkelrothem Sammt setzen will, von hier aus kann sie das Transsept in seinem ganzen imposanten Ensemble am allerbesten überblicken.

Die Leserin, die Geist für das Ebenmaß hat, wird von hier aus am besten sehen, daß dieser Saal zu der Importanz seiner Größe und Ausdehnung die vollkommenste Harmonie der Zeichnung und Linien, das untadelhafteste Gleichgewicht der Formen besitzt. Von hier aus bietet sich die graciöse Seite dieses Saales am reizendsten dar, während der Anblick von der Galerie des ersten Stockes den überraschendsten, den verblüffendsten Eindruck hervorbringt. Der Anblick aller dieser National-

farben auf den verschiedenen Fahnen und Pavillons soll uns eine Einheit in der Mannigfaltigkeit zeigen; eine Neutralität in der Industrie, die mit nichts bewaffnet als mit Geschmack, Luxus, Fleiß und Erfindung, und die bestimmt ist, aus allen Lebenden nur eine Nation zu machen.

In diesem Theile der Ausstellung, welcher hauptsächlich den Anblick der vereinigten Industriestaaten darstellen soll, bilden die Fahnen der Nationen, welche am meisten zu dem Grundgedanken dieser Industrieeinheit beigetragen haben, die Hauptpunkte. Hier flattern vorzugsweise die Fahnen Englands, Belgiens, der Vereinigten Staaten, Oesterreichs und des Zollvereins.

Ohne in die Untersuchung einzugehen, ob die „Ausstellung" einen bessern Ueberblick gewährt hätte, wenn sie nach der industriellen Ordnung, sozusagen wie ein Fach-Catalog, nach den Gegenständen gereiht gewesen wäre, muß zugegeben werden, daß diese Anordnung die Nationen und ihre Producte jede besonders zu rangiren, einen originellen und malerischen Anblick gewährt.

Wir werden in den andern Räumen, in den Gallerien und Annexen auch Gegenstände der Industrie und der Kunst aller Länder finden, aber in diesem Raume finden wir die Blüthen der Industrie, die sich in Form, Luxus, Stoff u. s. w. am meisten dem Kunstgebiete nähern. Die Gegenstände in diesem Transept bieten neben dem Ausdruck ihrer Nützlichkeit und practischen Existenz auch den Ausdruck des Schönen, des Anmuthigen,

des Geschmackvollen in Formen, Farben, Verhältnissen und Constructionen.

Es ist wahr, die Kunst geht für sich allein, sie hat ihr Reich für sich, und sie allein, mit allen ihren Reizen und Strahlen, würde sie doch nicht ausreichen, um die „Industrie" zu beseelen; aber die Industrie allein, das Geschick der physischen und mechanischen Kraft allein, selbst die Wissenschaft der Arbeit allein würde nicht ausreichen, um der Industrie den vollen Aufschwung zu geben, ohne den Genius der Schönheit, ohne den Genius des Comforts, ohne den Genius der symmetrischen Form zu Hilfe zu rufen.

Nur Industrie und Kunst Hand in Hand sind Körper und Seele, sie müssen zusammengehen, sich gegenseitig halten. Eben aus diesem Gesichtspuncte genommen bietet dieser Saal das Gretna-Green, in welchem sich Industrie und Kunst aller Völker ohne viel Ceremonie vermälen, die beste Gelegenheit, den Gewerbefleiß, den Geist der Industrie, der Erfindung, der Verbesserung, so wie den Geschmack und die Kunstidee in den verschiedenen Gegenständen der verschiedenen Völker zu beurtheilen und aus denselben kennen zu lernen.

Im Mittelpunct stehen die großen Anfangsbuchstaben, die Maibäume, die exceptionellen Prachtstücke, und um diesen Mittelpunct reihen sich nach den Ländern mit ihren Trophäen die andern Pavillone der Industrie und Kunst.

Der erste Gegenstand, der am aufdringlichsten in

die Augen springt, sind die „Leuchtthürme“ Phares. Nun, es ist ja ihr Zweck, schon von ferne gesehen zu werden!

Wie soll man diese Gegenstände und wer soll sie beurtheilen? Leuchtthürme, Tubusse, Himmelsfernröhre sind nicht nach ihrem Anblick, nach ihrer Schönheit zu beurtheilen! Man müßte sie versuchen! Man müßte die Divisionen, die Dimensionen, die Präcisionen kennen, versuchen, man müßte Schiffbruch leiden oder einen Kometen eben auf der frischen That der Erscheinung ertappen!

Die Pariser Blätter sagen über diese Gegenstände:

»La seule garantie qu'ait le public de la valeur d'un tel instrument vient du nom de la maison que l'a construit.«

Wenn aber der Name des Verfertigers die einzige Bürgschaft für die Vollkommenheit des Verfertigten ist, zu was eine „Jury“, zu was eine Beurtheilung der Sache, wenn das Verdict im Namen des Erzeugers bedingt ist?!

Ganz sonderbar unter diesen Instrumenten, welche das „Kameel des Meeres“, das Schiff, in den sicheren Hafen leiten, welche den Himmel der Erde näher bringen und die Sterne wie schöne Damen unter der Lorgnette der Astronomie erröthen machen, nimmt sich eine „Equipage aus Brüssel“ aus! Ein Wagen, eine Kalesche, eine Caresse, ich weiß nicht, wie ich sie nennen soll. Ist es ein „Landauer“, eine „Berline“, ein Schwimmer?! Ich

weiß es nicht; es ist eine Prachtkutsche von »Jones Fréres« aus Brüssel.

Dieser Wagen hat nur meine Betrachtung in Anspruch genommen, daß er im großen Saal steht, zwischen der „Astronomie" und der „Religion", zwischen den Coupolen, Altären und Kirchengewändern Belgiens, weil Belgien ist »la Belge, soeur aimée de la France«, während der Prachtwagen unseres Wiener Bürgermeisters in die Annexes verwiesen wurde, unter die anderen unbedeutenden Wagenfabrikaturen. Aber es gibt eine Nemesis auch für Wagenbauer! Während dieser Wagen im großen Saal gar nicht angesehen wird, zieht der Wiener Wagen im Annexe alle Aufmerksamkeit auf sich.

Nun nähern wir uns mehr der Frontseite, und da sind wir auf heimischem Boden. Da sind die böhmischen Glaswaaren und die Pyramiden der Terra-Cotta, der Springbrunnen aus Miesbachs Schöpfungen, um welche sich die Masse besonders drängt. Diese Gegenstände alle werden wir, lieber Leser, später im Einzelnen in Augenschein nehmen und würdigen, und von da aus tiefer in die österreichische Zone eindringen.

Für heute genug des Ernstes und nun auch etwas Amusantes! Die schwache Seite der Pariser Industrie ist bekanntlich die „Zündhölzel-Fabrikation"! Sonderbar, ein Volk, das aus lauter „Zündhölzel" besteht, frabricirt Zündhölzel, zu welchen man Feuer anmachen muß wenn man sie anzünden will. Ein Pariser Zündhölzchen besteht aus einem Holzprügel, der vor einem Ge-

danken von Schwefel vorbeigegangen ist, und den man fünf Minuten lang an die Wand anreiben muß, bis er in Feuer geräth, dann wie Mephistopheles einen pestilenzialischen Schwefelgeruch hinter sich zurückläßt. Ich habe diese meine Schwefelhölzchennoth in der deutschen Abtheilung der Annexes laut werden lassen, und siehe da: am andern Morgen erhalte ich ein Dutzend Zündhölzchen-Packete aus der k. k. Phosphor- und Zündhölzchenfabrik des „Bernard Fürth zu Schüttenhofen und Goldenkron in Böhmen".

Ja, es gibt noch schöne Seelen! Böhmische schöne Seelen!

Und seit dieser Zeit habe ich ruhige Nächte! Denn das sind Zündhölzchen, denen man nur zu sagen braucht: „Zünd dich an!" husch! und man hat Licht!

Die Pariser sind auch von unsern Zündhölzchen ganz entzückt! Es sind auch Zündhölzchen, wie sie der kühnste Gedanke nicht herrlicher erfinden kann! Ein jedes Zündhölzchen ein Blitz! Und gar kein Schwefelparfum! Ich amusire mich, wenn schlechtes Wetter ist und zünde die Hölzchen nach und nach an.

Der Leser sieht, daß ich nicht undankbar bin! Wenn nur kein so großer Unterschied zwischen den „Californiern" und den „Böhmen" wäre! Ich habe mich auch über die Goldklumpen aus Californien sehr lobend ausgesprochen, aber glaubt der Leser, es hat mir irgend ein Californier auch nur einen Viertelcentner Geld geschickt? Schmutzerei!

Weil wir eben von „Schmutzerei“ sprechen, ein Artikel, welcher in der „Welt-Industrieausstellung“ nicht fehlen darf, und in dem alle Völker so ziemlich mit demselben Vorwärtsschritte und mit demselben industriellen Fleiß arbeiten, will ich meinen lieben Lesern eine Schmutzerei der Ausstellung erzählen, die ich aber nicht recht anzufangen weiß!

Es ist ein delicater Gegenstand, d. h. nicht delicat, im Gegentheil undelicat, aber weil er undelicat ist, ist es sehr delicat, denselben mitzutheilen. Wie soll ich die Sache beginnen? der Sache „ein Mäntelchen“ umhängen? Aber es handelt sich nicht um eine Undelicatesse fürs Auge, sondern für die Nase! Die Sache umschreiben? Ein Gegenstand läßt sich umschreiben, eine Sache, ein Gedanke, aber nicht ein Geruch, wenn ich sage „Geruch“, so nenn' ich grad das Gegentheil! — Aha! das ist schon eine Umschreibung! Es wird mir vielleicht gelingen, dem Leser die Sache begreiflich zu machen, ohne ihn gerade mit der Nase darauf zu stoßen. Eine geschickte Feder kann um den Brei herumgehen und ihn beschreiben, ohne gerade den Brei zu berühren. Wenn ich sage „Brei“, so ist das blos wieder eine Umschreibung, ein Specialausdruck für die Gattung „Brei“.

Also zur Sache, d. h. nicht zur Sache selbst, denn ich habe ja schon gesagt, daß ich die Leser nicht bei der Nase herumführen will, am allerwenigsten zu der Sache, von welcher ich in verblümter Symbolik zu sprechen habe. —

Wie werde ich die Sache ganz fein beginnen? Ich werde grade vom andern Ende, vom Gegenstück, anfangen, oder eigentlich von der ersten Grundursache der eigentlichen Sache, von welcher ich reden will. Also im „Industriepalast" findet man auch „Buffets" und „Restaurations", zu trinken und zu essen.

Wenn der Leser nur ein bischen scharfsinnig ist, so wird er diese Anstalten als Grundursache in ihren Wirkungen für andere Anstalten hervorriechen müssen.

Wenn der Leser das errathen hat, ohne daß ich so undelicat war, es ihm zu sagen, dann sind wir dem Dinge schon ein wenig näher, aber doch nicht so nahe, um eine Prise zu nehmen, wenn wir zum häßlichen Geschlecht gehören, aber ein Flacon, wenn wir zum schönen Geschlecht gehören.

Also in Hinsicht des Locals weiß der errathende Leser nun schon, daß es die „Antithese der Restauration" ist, und in Hinsicht des Zweckes, daß es die logische Folge des Essens und Trinkens ist. Wir sind also schon um einen bedeutenden Schritt weiter und waren so glücklich, die Delicatesse der Leser noch nicht verletzt zu haben, obwohl wir sie schon über den kitzlichsten Punct weggeführt haben.

Der Besuch der „Restauration" hat keinen »prix fix«, die Thätigkeit des Magens ist unbeschränkt. Man kann die „Restauration" besuchen zu 2 Francs, zu 10 Francs u. s. w., je nachdem man Appetit hat und Durst. Der Besuch aber der Antithesen, die Frequenz

jener Räume, die der Exportation jener Producte gewidmet sind, die in den „Restaurations" importirt worden sind, dieser Besuch ist vier Sous prix fix! Da wird nicht nur auf Rang und Stand keine Rücksicht genommen, sondern auch keine Rücksicht, ob der Besucher Speisen um zwanzig Francs eingeführt hat oder Speisen um einen Franc! Das ist die »équité«, die „Gleichheit", welche »préside aux échanges«, die Gleichheit, welche beim Austausch der Dinge herrscht.

Nun aber kömmt die Hauptangelegenheit. Der Inhaber dieser „Restaurants" und ihrer „Gegensätze" ist Herr Cardailhac, früher Mitdirector des Vaudevilletheaters. Dieser Exdirector begehrt nun von allen Wächtern und Arbeitern, die im „Industriepalast" beschäftigt sind, für jeden Besuch dieser unaussprechlichen Consequenzen der Restaurations vier Sous!

Diese armen Wächter und Arbeiter haben zwei Francs täglich, das machen zehn Entrées in die Gemächer des Unaussprechlichen! So oft ein solcher armer Arbeiter einen gewissen Rädergang in dem natürlichen Mechanismus seines innern Individuums verspürt, muß er vier Sous auf den Altar der menschlichen Begegnisse niederlegen! Wenn nun ein solches innere Individuum durch schlechtes Wetter, durch Temperaturwechsel u. s. w. zu einer öfteren Repetition der Nothwendigkeit gezwungen wird, was bleibt ihm über, um zu der Grundursache dieser Nothwendigkeit, zur „Restauration" gehen zu können?

Ist es nicht ebenso gerecht und witzig, wenn man hier dem Exdirector des Theaters zuruft: „Wie, Herr Theater- und actueller geheimer Cabinets-Director, die Angestellten beim Theater haben „freien Eintritt" in's Theater, und den Angestellten im Industriepalast wollen Sie keine Freikarte zu dem Schauplatz geben, wo die Katastrophen der Restaurationsstücke vor sich gehen?"

Diese Angelegenheit zu besprechen, würde die deutsche Journalistik für undelicat halten, die hiesige Journalistik ist aber practisch! Sie reibt den Leuten die ungerechten Dinge unter die Nase, und wenn diese Dinge noch so antinasal wären! Diese Sache ist für 200—300 arme Arbeiter eine Lebensfrage!

Ich bin aber jetzt ein deutscher und französischer Journalist, ich verbinde die französische practische Auffassung mit der deutschen Schamhaftigkeit und Zartheit, und so bin ich ein wahres Weltwunder! Ich bin überzeugt, die Wiener haben ihre Herzensfreud an mir, i laß' grüßen und d'Hand küssen, i wär' halt so gern schon wieder bei ihnen!

Paris, 27. Juni 1855.

Ein kleines Ehe-Drama. — Friedrich der Große und Dlle. Dejazet.

Ich werde heute dem Leser zwei kleine Dramelets vorführen. Das erste ist ein „Assisen-Drama" und spielt im Gebiete der ehelichen Treue, ein Gebiet, das so oft

feindliche Invasionen erduldet, ein Gebiet, das leider nicht immer vom Princip der Nichteinmischung respectirt wird. Es ist dieses kleine Drama komisch-tragisch.

Die Handlung spielt im Quartier St. Honoré. Der Held der Begebenheit ist kein Held, im Gegentheil, es ist ein Ehemann, Herr X., die Heldin des Stückes ist seine Frau. Herr X. glaubt Ursache zur Eifersucht zu haben. Ein anonymer Brief facht diesen Argwohn noch mehr an. Dieser anonyme Schutzengel ehelicher Pflicht sagt dem Herrn X., wenn er sich überzeugen will, so soll er sich Abends nur am Eck der Straße Montmartre postiren, in Nr. so und so hätten Frau und Hausfreund ein Privatcabinetchen für die Abendstunden genommen.

Ein eifersüchtiger Ehemann ist ein Pulverfaß, wenn ein anonymer Brief in es fällt, springt es in die Luft! Anonyme Briefe sind gewöhnlich Ausbrüche verschmähter Liebe, Erzeugnisse elender Erbärmlichkeit! Aber diesmal sollte die Ausnahme der Regel stattfinden. Herr X. beschloß, sich auf die Lauer zu stellen. Aber er ist nicht nur eifersüchtig, er ist auch vorsichtig. Sein Wasserträger ist zugleich Holz- und Kohlenhändler. Herr X. sagt zu seiner Frau, daß er heute Abends nicht nach Hause komme, dann geht er zu seinem Wasserträger, und unter dem Vorwand eines Scherzes, den er Jemand machen wolle, leiht er sich dessen Kohlenhändlerkleider aus, schwärzt sich das Angesicht und die Hände, krämpt sich zum Ueberfluß den Hut tief in's Gesicht und postirt

sich in diesem Eifersuchtscostüm vor das Haus seiner ehelichen Seligkeit.

Aber die Verstellung ist eine weibliche Person und eine weibliche Handarbeit; die Männer verstellen sich auch zuweilen, aber sie verstellen sich, wie sie Strümpfe stricken, es thut's doch nicht! Madame X. merkt etwas, sie riecht Lunte, sie traut der Promenade des Herrn Gemals nicht. Sie beschließt, nicht zum Rendez-vous zu gehen, aber dem Geliebten zu schreiben, daß er sie heute nicht erwarte, sondern morgen um dieselbe Zeit. Sie geht aus, um den Brief durch einen Commissionär zu übersenden. Vor ihrem Hause sieht sie einen Kohlenbrenner, sie läßt ein Fünffrankenstück in seine Hand gleiten und sagt: „Mein Freund! tragt den Brief hier da und da hin und übergebt ihn dem und dem Herrn, nachdem Ihr ihn gefragt habt, ob er Herr B. heiße!“

Der Herr Kohlenbrenner und Ehegemal erbrach den Brief und las, daß das Rendez-vous morgen stattfinden wird. Darauf ging er zu Herrn B. und sagte ihm im Jargon eines Kohlenbrenners, daß eine Dame so und so, von dieser und dieser Gestalt ihm aufgetragen habe, ihm zu sagen, daß es heute mit der bewußten Sache um die bestimmte Stunde nichts ist, sondern morgen. Herr B. ermangelt nicht, dem Kohlenbrenner dito 5 Francs zu schenken! O Glück der Ehe! Zehn Francs verdient für nichts!

Am andern Abend placirt sich der Kohlenbrenner vor die Thüre des Rendez-vous-Ortes, die Dame kommt,

der Kohlenbrenner holt die Polizei, das Pärchen ist gerade in der süßesten Conversation, es spinnt sich der zärtlichste Liebesfaden. Da erscheinen die drei Parzen: Ehemann, Kohlenbrenner und Polizei, und schneiden den Faden ab und der Faden wird nun vor den Assisen fortgesponnen!

Ist das nicht ein allerliebstes Dramolet? Einige Couplets dazu und die Posse ist fertig!

Nun bitte ich meine Leser, mich zu einem drolligen Drama zu begleiten, einem Drama zum todtlachen.

Hier gehen wir auf den „Boulevard der Verbrechen", auf den Boulevard, wo jeden Abend die scheußlichsten Räuber- und Mordthaten vorgehen! Auf den Boulevard, wo das »Théâtre de l'Ambigu«, das »Théâtre Porte St. Martin«, das »Théâtre de la Gaité« u. s. w. einer jeden Mitternacht die Pforten der schwärzesten Verbrechen aufschließen, wo Kindermord, Brandlegung, Blutschande, Meuchelmord u. s. w. in vollen Colonnen über die Breter gehen; wo das Melodrama mit blutigem Haupt, mit triefendem Dolch, mit Schlangenhaar und Giftbecher thront; auf diesem „Boulevard der Verbrechen" ist heute große Bewegung! Aber das Verbrechen hat heute dem historischen Theil Platz gemacht! Im »Théâtre de la Gaité« läßt heute Herr Dumanoir „Friedrich den Großen" los! Friedrich der Große als »Gamin de Berlin!«

Das Stück heißt: »Le sergeant Fréderic«, und Dlle. Dejazet ist Friedrich der Große.

Ich saß im Jahre 1831 im Vaudeville-Theater und Dlle. Dejazet gab den »Duc de Reichsstadt« in Barthelemy's »le fils de l'homme«. Ich vergeß die deutscheste, die österreichischste, die wienerischste, das heißt die gemüthlichste Thräne bei dem Spiele der Dejazet! Mein Freund De la Trouche, damals Redacteur vom „Figaro", führte mich zu ihr; sie war reizend, frisch, verführerisch, verführt und verführend, sie war damals 39—40 Jahre alt!

Wenn mich mein Rechnungstalent nicht trügt, so ist demnach Dlle. Dejazet heute 63—64 Jahre alt, und doch spielt sie noch den jungen Sergeant Friedrich, und dennoch hüpft sie noch als »gamin royal« und dennoch singt sie noch Couplets wie die jüngste der Nachtigallen!

Aber das Stück ist, wie gesagt, zum todtlachen. Man nehme nur die Personen: Der gute Katt heißt „Gustav de Keit", dann kömmt ein „Baron de Kerpen Niten" (?), dann ein Baron „de Stelbat" (Stolberg?), dann ein Monsieur „de Ebeteldoff", dann ein Baron „de Fanserlüche!!!"

Man nehme das alte Stück „Der Müller von Sans-souci", „Zopf und Schwert" und andere deutsche Dramen aus jener Zeit und zerhacke sie, und man hat noch keine Idee von dem Durcheinander dieses Machwerkes. Das Stück beginnt in einem Dorfe unweit Berlin; ein Bauer hält Kindstaufe, hat aber keinen

Pathen. Da kömmt der Kronprinz Friedrich als Sergeant und übernimmt die Pathenstelle; in demselben Augenblick kömmt auch die Prinzessin von „Wolfenbüttel", welche den Prinzen heiraten soll, sie kommt incognito und übernimmt mit Friedrich die Pathenstelle. Friedrich verliebt sich sterblich in seine unbekannte Mitpathin. Er stellt sich auf ein Faß, spielt die Flöte, die Bauern tanzen, die Prinzessin tanzt mit, alles ist in dulci jubilo, da kommt Friedrich Wilhelm, der Vater Friedrichs; natürlich mit einem großen Stock, mit rothen Hosen und in einem großen, blanken Küraß; ein Mephistopheles im Harnisch! Die Prinzessin versteckt sich hinter dem Faß, der König prügelt die Bauern, die Bauern schreien „Vivat!" Prügel mit Vivat! Der König will den Kronprinzen auch prügeln, der foppt ihn um Tisch und Bänke herum und schneidet dem Herrn Vater Gesichter. Der König, der schon alle Lebenden durchgeprügelt hat, fängt an Sachen zu prügeln! Er prügelt den Tisch, er prügelt die Bänke, er prügelt das kronprinzliche Faß, endlich will er auch die Mühle prügeln, die ihm im Wege steht. Die Mühle muß fort, der Müller sagt: Nein! Der König prügelt wieder, da sagt der Müller: »Il y a des juges à Berlin.« „Es gibt in Berlin ein Gericht!" Die königlichen Prügel werden von diesem Müllerglauben ganz niedergeprügelt! Die Mühle wird pardonnirt, Friedrich Wilhelm wird ein guter Kerl, er prügelt nur aus Gemüthlichkeit! Der Act geht unter einem allgemeinen Tanz zu Ende, Frie-

drich und die Prinzessin von Wolfenbüttel singen noch ein Couplet:

> »Mi — mi — mi —
> Le roi va aux bois mi — mi — mi.«

Im zweiten Acte wird Friedrich zum Lieutenant erhoben, denn er soll die Prinzessin von Wolfenbüttel, die Nichte von Carl V. (!!) heiraten, und da er nicht will, weil er in seine Müllerpathin verliebt ist, wird er mit dem Lieutenantspatent bestochen! Aber Friedrich will doch nicht! Er sagt zum Papa, „er will lieber in einer Hütte mit einer Geliebten wohnen, als in einem Palast mit einer Nichtgeliebten, und wäre sie die Enkelin Carls des Großen!“ Allgemeiner Beifall vom Publikum, aber nicht vom Papa, dessen Stock recidiv wird und der seinen Sohn abschimpft, weil er mit dem schmählichen Voltaire im Briefwechsel steht und sogar — Verse macht! Friedrich entflieht, er will nach Frankreich zu Voltaire, er nimmt seinen Freund „Keit“ mit. Aber er will auch seine liebe Mitpathin entführen, er will sie auch zu Voltaire bringen.

Keit aber will früher noch Abschied von der Generalin „Stelbak“ nehmen, in die er lieutenantlich verliebt ist! Friedrich belauscht die Liebenden, die in der Laube sitzen, und angeregt vom Geflüster und Liebesgelüste spielt der Kronprinz Friedrich im Garten eine „Solo-Posse“ mit Gesang und Tanz! Er bildet sich eine ideale Geliebte, spricht mit ihr, sinkt vor ihr auf

sein Knie, tanzt vor ihr, singt ihr Liedlein vor, kurz, er macht alle Lazzi und Mäzchen eines Buffo.

Aber der General Stolbak läßt die Liebenden überfallen, Keik rettet sich in's Schloß, die Gurgelabschneider ihm nach, da ruft Friedrich die Wache und sagt: „da drin ist ein Deserteur!“ Mit diesem Staatsstreich rettet er seinen Freund, der aber als Deserteur eingesteckt wird.

Aber Friedrich Wilhelm versteht keinen „G'spaß“, er will „Keik“ erschießen lassen; da gibt sich Friedrich als Mitdeserteur an! Keik ist zum Tod verurtheilt! Friedrich, um ihn zu retten, tauscht seine Kleider mit ihm. —

Aber Keik will von dieser Großmuth keinen Gebrauch machen und stellt sich dem König. Friedrich aber ist fröhlich und wohlgemuth, er denkt an Voltaire, an Frankreich und sagt:

„Wenn ich König von Frankreich wäre, in ganz Europa dürfte keine Kanone ohne meine Erlaubniß losgehen!“

Diese Worte wurden vom Publikum mit stürmischem Beifall aufgenommen, aber nicht so vom König Friedrich Wilhelm, dessen Stock wieder bereit ist loszugehen! Aber der König ist im Grund ein guter Junge. Die ganze Geschichte geht gut aus! Keik wird pardonnirt, und anstatt erschossen zu werden wird er avancirt! Friedrich liegt am Busen des Vaters, der in den heißesten Thränen zerfließt, die Prinzessin von „Wolfenbüttel“ tanzt mit

Friedrich dem Großen und Friedrich Guillaume, einem Handlanger, die Königin tanzt mit „Koppen Niken", die Prinzessin Louise tanzt mit „Chekeldoff" und alle beschließen mit einem jubelnden Galopp und Couplet-gesang dieses große historische Tableau aus der deutschen Geschichte!

Gespielt wird dieses Stück wie in der Affenkomödie, mit Ausnahme der Dlle. Dejazet, die mir nicht gefallen, die mich nicht entzückt hat, die mich aber in Verwunderung setzte! 64 Jahre und sie sieht noch aus wie eine Frau von 36 Jahren, wie ein Page Cherubin! Sie singt noch allerliebst, sie hüpft und tanzt noch wie eine Ballettänzerin!

Ich sage und führe dieses an zum Trost und zur Herzerquickung unserer alten-jungen Liebhaberinnen in Deutschland, welche den dummen Deutschen schon zu alt sind, wenn sie erst noch schon um die 40 herum sich befinden, und ich bin der dümmste Deutsche unter diesen, und ich bin auch so dumm und will keine Gurli au naturel von vierzig Jahren; ich kann diese zähen Gurlis nicht mehr beißen! Und die »Ninon de Lenclos« wachsen selten und die Dejazets sind auch spärlich zu finden.

Aber die Pariser sind galanter, vielleicht auch gerechter! Sie haben einen „Adreßkalender", einen „Hofkalender", aber keinen „Künstlerkalender", sie zählen die Jahre der Künstler nicht, die Künstlerinnen haben für sie keinen Geburtstag!

Die Dejazet mit 64 Jahren als Sergeant Friedrich — hüpfend, zwitschernd, lazzimachend, — es thut's, es thut's! und das Stück ist bis zum Herbst auf's Repertoir festgesetzt!

Die „Georges!“ die „Georges!“ Vielleicht 70 Jahre! Ihr glaubt wirklich, sie hat „Regenschirme“ in Pacht beim »Palais de l'industrie?« Unsinn! Sie wird in nächster Woche die „Rodogune“ im Odeontheater spielen. Vive la France! Wenn ich 70 Jahre alt werde, geh' ich nach Paris und werde erste Liebhaberin!

Paris, 1. Juli 1855.

Die Frauentoilette vom Scheitel bis zur Zehe in der Ausstellung.

In den Zwischenacten des ernsten Industriedramas werden wir mit unseren holden Leserinnen manchmal einen Gang durch die Foyers des Luxus und der Toilette machen.

Der „Wein“ für die Männer! „Der Wein erfreut das männliche Herz!“ — Der „Putz“ für die Frauen! „Der Putz erfreut das weibliche Herz!“ — Die „Cigarren“ für die Männer, die „Spitzen“ für die Frauen! Der „Meerschaum“ für die Männer, der „Seiden-Cocon für die Frauen! Der „Kautschuk“ für die Männer, die „Stickerei“ für die Frauen! Der „Comfort“ für die Männer, der „Luxus“ für die Frauen! Für die Männer

die „Industrie", für die Frauen die „schönen Künste", für die Frauen die „Poesie!" Luxus ist Poesie! Ohne Frauen wäre die Menschheit ein Thiergarten, ohne Poesie die Frauen Naturproducte, ohne den Luxus wären Industrie, Gewerbsfleiß, Fabrikanten armselige Taglöhner!

Es gibt hier einige Journale, wir wollen sie umschreibend Quäkerblätter nennen. Diese sind sehr grimmig über diejenigen Journale, welche gotteslästrig genug sind, über Luxusartikel zu schreiben, sie zu empfehlen! Als ob der Fall der Menschen nicht vor der Erfindung der Spitzen und Seidenstoffe stattgefunden hätte, als ob die Sünde nicht früher in die Welt gekommen wäre als die Modeschneider! Die Schlange hat keine Juwelen getragen und das erste Weib trug keine Mantille, um den ersten Sünder zu locken!

Von dem Augenblick an, in welchem alle Frauen anfingen, sich zu kleiden wie die Quäker, würde alle Industrie auf halben Sold gesetzt werden!

Machen wir also einen kleinen Rundgang kreuz und quer um die Gegenstände der Frauentoilette.

Den „Spitzen" gebührt der erste Blick! „Spitzen! Brüsseler Spitzen!" „Auguste Lefebvre" hat den Wettkampf mit Belgien und Brüssel kühn unternommen! Vor diesem Glaskasten stehen die Frauen und werfen die zärtlichsten, glühendsten Blicke auf diese Gewebe, die Oberon nicht duftiger um Titania schlingen könnte!

Acht Tage hintereinander traf ich eine und dieselbe

Frau, welche mit Wehmuth und tiefer Sehnsucht vor diesem Glastempel stand und eine »robe-tunique« aus points d'Alençon anstarrte! Es ist aber auch eine Robe, oder vielmehr der Traum einer Robe! Welche Zartheit! Welches Gewebe! Ein Silberwölkchen in fliegende Silberfäden zu einem idealen System ineinandergewebt! Und neben dieser Robe ein Shawl aus schwarzen Spitzen! Aber welch' ein Shawl und welche Spitzen! Gebt mir sechs solche gewebte Verführer und ich vertilge ebenso viel Lucretien mit ihnen!! Was meinen meine holden Leserinnen von diesen „spanischen Mantillen" aus schwarzen und weißen Blonden, fremdartig und anlockend, zauberhaft festhaltend und die geheimsten Wünsche aufstachelnd! Ach, gütige Götter! Nur eine solche Mantille, aber eine Andalusierin dazu!

Dieser Lefebure ist ein Zauberer, er verrückt mir noch dem ganzen weiblichen Geschlecht den einen Kopf, den es hat! Wer hat ihm geholfen, diese „Toilette-Pompadour" erfinden! Dieser „Leib" aus weißen Spitzen, von Elfenhänden gewoben, und zu diesem Leib die Seele, die Sinne, die Gliedmaßen aus zitternden Blumen, aus bebenden Thautropfen, aus Zweiglein und Blüthen von »points d'Alençon!« Und nun hier diese „Toilette-Psyche!" Eine transparente Verklärung aus weißen und rosigen Spitzen, eine durchsichtige Zurückweisung des Naturzustandes! O Psyche, Psyche! Wo bist Du?!

Es ist jetzt ein Kampf auf Leben und Tod zwischen den Brüsseler Spitzen, den »points d'Alençon«

und den »points Valenciennes!« Und die Zeitungen nehmen Theil an diesem Kampf!

Bei den Spitzen ist Ihnen heiß geworden, holde Leserin, nicht wahr?

Da wollen wir gleich Kühlung und milde Lüftchen herzaubern. Sehen Sie da diese „Fächer", diese phantasie- und grazienvollen Windmacherchen? diese Schmetterlingsflügel? Es ist allerliebst! Wollen Sie ein leises Erröthen verbergen? Hier haben Sie einen Elfenbeinfächer, durch welchen Ihr Erröthen durchstrahlt wie ein Sonnenblick durch ein Schneewölkchen! Wollen Sie verbergen, daß Sie nicht erröthen? Da ist ein goldener Fächer in Purpur, der strahlt Sie mit einem künstlichen Erröthen wundervoll an!

Gibt es einen discretern Freund als einen Fächer? Gibt es einen herzlichern Freund in der Noth als einen Fächer? Gibt es einen zärtlichern Vertrauten als einen Fächer? Hier sind diese seltenen Exemplare aus Gold, Elfenbein, Silber, Seide, Papier, Perlmutter u. s. w. in den reizendsten, in den lieblichsten, in den glücklichsten, in den bizarrsten Formen!

Und nun hier dasjenige, was der Phantasie den meisten Spielraum läßt, Schuhe und Pantöffelchen, diese süßen Dinge, die von der Form auf den Inhalt, und von diesem in aufsteigender Linie auf das ganze Meisterwerk der Schöpfung schließen lassen!

O ihr Aschenbrödel, die ihr zu diesen graciösen Schuhen noch fehlt, o kommt, kommt!

Ach, welche stumme, leblose Coquetterie liegt in dem Anblick eines kleinen, lieblichen Frauenschuhs! Diese lieblichen Mignonnerien aus Seide, Maroquin, Gold aus Schwanenfedern, aus gesticktem Fischbein u. s. w., lauter kleine Liebeslieder, die vom Fuß auf dienen!

Ein Berliner stand neben mir und fragte mich: „Glauben Sie, daß es Frauenfüße gibt, die da hineingehen?“ All' meine Verehrung des weiblichen Geschlechtes empörte sich in mir über diese Berliner breitfüßige Frauenketzerei! Ich schwieg, und sagte ihm inwendig nichts als: „O Trampelthier!“

Paris, 1. Juli 1855.

Platz da! Aufg'schaut! Ihr Werke der Industrie, gebt Raum! Tretet in den Hintergrund, ihr Werkzeuge des Luxus, Flonflon und Tamtam u. s. w.

Eine Gasse für Gutenberg.

Wäre eine „Welt-Industrieausstellung“ auch nur im Gedanken möglich, wenn Gutenberg nicht gelebt hätte? Eine Annäherung der Völker durch Gedanken, Werke, Correspondenzen wäre stets ein Zauber- und Handerwerk geblieben ohne Gutenberg!

Gutenberg, der Räuberhauptmann! Gutenberg, der Anführer einer Bande von vierundzwanzig bleiernen Banditen, welche der Welt die Finsterniß aus der Tasche stahlen, welche die Dummheit knebelten, den Aberglauben

auf der Landstraße anfielen und niedermetzelten, welche bei der Unwissenheit einbrachen und ihr Haus in Brand steckten?

Gutenberg, dessen Mitschuldige wir Schriftsteller sind; Gutenberg, dessen Helfershelfer wir Journalisten sind; Gutenberg, dessen Hehler und Verkäufer die Buchdrucker sind; Gutenberg, der Ahnvater aller jener Bandwürmer an den Eingeweiden der Schriftsteller: Verleger genannt; Gutenberg, der Missionär des Lichtes, der den Glauben des ewigen Heils in Millionen kleinen Bibeln nach dem fernen Heidenthum trägt; Gutenberg, der auch zu den Armen am Geiste sagt: „Kommt zu mir, Ihr auch sollt durch mich leben in der „Annonce", in der „Ankündigung"; du Blinder und Lahmer an schriftstellerischer Geistigkeit, auch dich will ich ernähren durch den „Reiz der Ankündigung", auch dir soll mein Licht leuchten auf dem Weg des journalistischen Charlatanismus.

Kurz, Gutenberg, die geistige Sonne, welche das Licht brachte und die Wärme und den Regenbogen und die Zeitigung edler Früchte, aber auch ausbrütete das Gewürme der Revolution, die Hyder der Scepsis, die lernäische Schlange der Unzucht u. s. w., Gutenberg kömmt, und wem anders als ihm zollte die Feder des Schriftstellers am liebsten seinen Tribut?!

Aber indem wir uns in dem Gebiete Gutenbergs bewegen, müssen wir zwei Abtheilungen machen, die „Druckerei" überhaupt, die Buchdruckerei in ihrem immen-

sen Glanze und in allen ihren Fächern, und die „Buchdruckerei" als Werke der Buchhändler und Verleger.

Die Franzosen betrachten den „Monsieur Gutenberg" als einen Franzosen von Straßburgs halber. Wir aber sagen: „Sie sollen ihn nicht haben, den alten, guten Mann?"

Die Buchdruckerei überhaupt bietet zwei Ausgangspuncte dar, auf der einen Seite „ihre geistige Bewegung", auf der andern Seite „ihre materielle Bewegung", d. h. das mechanische Volumen ihrer Wirksamkeit, die Zahl der Arme, die sie in Bewegung setzt, die Masse, die sie umtreibt, die Capitalien, die sie in Verkehr bringt u. s. w.

Es kann einem Menschen, der denkt und vergleicht, nicht entgehen, daß „Fulton" der zweite Theil von „Gutenberg" ist, Fulton war bestimmt zum Nachfolger Gutenbergs, der „Dampf" ist das Siegel auf die Erfindung der Buchdruckerei. Ohne den „Dampf" wäre die Druckerpresse eine „Fackel", durch den Dampf ist sie ein „Blitz", in unbegreiflicher Schnelligkeit ihre Strahlen weithin verbreitend.

Auch bei der Druckerei theilt der Mensch jetzt mit der Maschine, der Gedanke mit der Kraft, der Geist mit dem Dampf!

Ich halte die Frage für nicht entschieden: „Hat denn der „Buchhandel" ein Recht, im „Industriepalast" zu figuriren? Hat denn der „Buchhandel" irgend etwas mit der Erfindung zu thun? Hat der „Buchhandel" als

solcher eine neue Conception, eine neue Schöpfung u. s. w. hervorgebracht, und mit was Anderm will der „bloße Buchhandel" glänzen, als mit den Erfindungen der Andern, der Buchdruckerei, der Schriftgießerei, des Farbendrucks, des Buchbinders u. s. w.

Der Herausgeber eines Buches ist fast für gar nichts in der Sache! Die Buchdruckerei ist Alles! Die Lettern, die Typen, das Papier, die Ornamente, der Druck u. s. w.

Die kaiserliche Commission hat geglaubt, die „Librairie", den bloßen „Buchhandel" auch zuzulassen.

Die kaiserliche Commission ist, wie ich aus meiner Forschung näher erfahren habe, von einem Gesichtspunct ausgegangen, der auch sein Recht für sich hat, z. B.:

Der Autor eines Werkes allein kömmt nicht mit einer vollkommenen Ausgabe zu Stande; der Buchdrucker allein hat auch nicht immer Zeit und Hilfsquellen genug, die aber ein Herausgeber, ein Verleger hat! Es gibt Werke, Ausgaben, Encyklopädien, Prachtexemplare, Dictionnäre, Werke mit Zeichnungen, Porträts u. s. w., welche ohne den Verleger, der mit der Idee der Herausgabe auch die Capacität der Realisirung verbindet, nicht das Licht der Welt erblickt hätte, und in dieser Beziehung hat der Verleger dasselbe Recht wie ein Erfinder, wie der Schöpfer eines Gegenstandes, welcher ohne ihn nicht geschaffen worden wäre.

Ein solches Prachtwerk oder große Werk ist nicht

nur das Werk der Buchdruckerei und des Autors, sondern in seinem Ganzen auch noch eine persönliche Idee des Verlegers, des Herausgebers, ein Werk, welches sein Verdienst in Circulation setzte.

Die kaiserliche Commission hat also mit vollem Recht die Herausgeber und Verleger als industrielle Selbstschöpfer declarirt und accepirt.

Kommen wir auf die Pariser Buchdruckerei zurück, die sich in achtzig Druckereien vertheilt. Im Jahre 1854 beschäftigte Paris 562 Pressen, die durch Menschenarme getrieben werden, und 276 Maschienenpressen, welche jährlich fünf Millionen Kilogramm Papier blos für Bücher verarbeiten, die Journale nicht mitgerechnet.

Die Geschäftssummen, welche diese „Druckereien" verbrauchen, — ohne Schriftgießerei, Papier, Druckerschwärze, Brochir- und Buchbinderwerk u. s. w., beträgt jährlich an sechszehn Millionen Francs.

Trotz allen Maschinen beträgt die Summe der typographischen Preßarbeiter 4000 Menschen.

Der Dampf spielt in der Buchdruckerei jetzt eine eben solche Heldenrolle als in den Garn- und Wollfabriken.

Aber ich glaube, der Dampf hat in der Buchdruckerei noch nicht sein letztes Wort gesprochen, die Maschine hat hier noch nicht den letzten Willen und die vollste Kraft entwickelt!

Es gibt noch widerspenstige, schwer zu bekämpfende

Arbeitspartien in diesem Gebiet, welche der Dampf und der Gedanke noch bewältigen und sich unterwerfen müssen.

Aber wird der „Dampf" je „Setzer" hervorbringen? Wird der Dampf die Menschheit von jenen bemitleidenswerthen Menschen befreien, die man „Corrector" nennt? Wird der Dampf, dieser moderne Hercules, die Lesewelt je von jenen Ungeheuern reinigen, die man „Druckfehler" nennt?! Wird der Dampf den Journalisten zu Hilfe kommen gegen diese Monstres und Unholde, die man »metteur en pages« heißt?"

Dies ist die Frage!

Paris, 2. Juli 1855.

Schiller und „Maria Stuart" in Paris. — Pariser Kritik.

Unser guter Schiller auf italienisch in Paris.

Es war eine ungeheure Erwartung und Spannung auf diese Vorstellung in der hiesigen Kunst- und Kritikwelt.

Denn in „Maria Stuart" betrat Mad. Ristori zum erstenmal den Boden, den Dlle. Rachel betrat, sie spielte dieselbe Rolle, sie nahm den Kampf mit der Nebenbuhlerin in ihrem Reiche selbst auf!

Dumas hat mich gebeten, ihm einige Worte über „Maria Stuart" vor der Vorstellung zu geben, welches

ich auch that, und ich citire hier einige Stellen aus meinem französischen Bericht:

LE STATU QUO — ANTE — DE MARIA STUART.

Par Schiller.

»Mon cher Dumas,

»Voilà l'exposition universelle pour les artistes, les comédiens et les drames de toutes les langues, de tous les peuples, des Anglais, des Italiens, des Allemands etc.; voilà la devise du Palais de l'Industrie: »L'équité préside à l'accroissement des échanges!« échange des artistes, échange des drames, échange de Mme. Ristori et de Mlle. Rachel, échange de Racine et de Maffei, échange de Maria Stuart et Médée. Mais la traduction n'est pas un véritable échange de l'original, voici Maffei en échange de Schiller; hélas! Patrocle pouvait très bien porter la lance d'Achille, mais il était incapable de la lancer.

Habent sua fata libelli. Quel sort étrange de drame! quelle métempsychose: la reine d'Ecosse immortalisée par un poète allemand, interprétée par une tragédienne sarde au public français!«

In der ferneren Auseinandersetzung sagte ich:

»Dans Jeanne d'Arc et dans Maria Stuart, Schiller le poète, ou Schiller le protestant, anima et entoura ses héroïnes avec toutes les poésies, avec toute la hauteur, avec toute la splendeur du catholicisme. Dans Jeanne d'Arc, Schiller changea la martyre en

héroïne militaire; dans Maria Stuart il changea la femme enivrée de philtres, la femme à la couronne sanglante, en martyre.«

Es ist sonderbar! Erst in dieser Mißhandlung des Schiller'schen Dramas durch Herrn Scipio Maffei, erst durch die Darstellung in einer fremden Sprache sind mir neue Ansichten über diese Tragödie geworden! Vielleicht eben deshalb, weil der Bearbeiter allen Schmuck der Poesie, alle Maschinerie der Personen und Staffagen unbarmherzig und unsinnig wegschnitt und weil der Darstellerin alles das fehlte, was die deutsche Gemüthswelt in dieser Rolle zu sehen gewohnt ist, eben deshalb blieb meiner Beobachtung nur das rein Dramatische, die Aufgabe der Tragödie an und für sich übrig! — Es ist mir klar geworden, daß Maria Stuart eine der poetischsten Schöpfungen unseres großen Dichters ist, daß er hier mit allem Zauber der Sprache, mit aller Süßigkeit der Wehmuth, mit allem Glanz des Verses, mit aller Heiligkeit des Christenthums, mit aller Weihe der Verklärung das Kleid wob, welches er um die Schulter jener unglücklichen, rührenden, erbebenden und versöhnenden „Maria-Magdalena-Stuart“ hüllte; daß aber „Maria Stuart“ als Tragödie nicht existirt, daß „Maria Stuart“, wie sie in Schillers Drama vor uns lebt, keine Heldin einer Tragödie ist und sein kann. Die Handlung, die innere Handlung des Stückes ist zu Ende, wie das Stück anfängt. Die Heldin ist todt, wie sie auftritt; wie der Vorhang zum erstenmal in die Höhe

geht, sehen wir das Schaffot! Maria Stuart trägt fünf Acte hindurch ihr Haupt zum Schaffot! Fünf Acte lang geht Maria Stuart unter dem Beil des Henkers, bis sie durch dasselbe diesen Leidensgang beendet.

Eine Gefangene, jeder Handlung unfähige Gefangene, fünf Acte lang im Kerker, die im Kerker hingerichtet wird, entbehrt jeder epischen, jeder dramatischen Handlung, und kann nur durch die ethische Größe, durch die moralische und sittliche Durchsicht des Ganzen auf der Höhe der Theilnahme erhalten werden.

Aber mit welcher Schönheit, mit welcher Grazie, mit welcher Klarheit und Lieblichkeit, mit welcher Süßigkeit und Innigkeit der Empfindung, mit welcher Rührung, mit welchem Zauber der Reue, der Hingebung, der alles verklärenden Endlösung hat Schiller diese Maria-Magdelena ausgestattet! Die Wehmuth mit ihrem Reiz, die Liebe mit ihrem Nachsommer, die verlorne Königskrone mit ihrem nicht zu verblassenden Schimmer, die schmerzliche Sehnsucht der Gefangenschaft, das menschliche Erwachen und Aufraffen der Weiblichkeit in der Gefangenen und Königin der heuchlerischen Elisabeth gegenüber, der Blitz des Triumphes in Gegenwart ihres Geliebten, Grafen Leicester, die fromme und rührende Einkehr in sich selbst, die geläuterte Resignation und Ergebung in das erkannte Strafgericht Gottes und endlich dieses Einwickeln und Einhüllen in das Himmelsgewand der Religion wie ein weinendes Kind in die

Falten des Mutterkleides, Alles das rührt, reißt hin, erschließt das Herz und die Thränenquelle, und macht das Werk zu einem der reizendsten, wirksamsten des Dramas überhaupt.

Wie aber hat Herr Maffei dieses Drama verunstaltet!

An und für sich komisch ist diese Namens-Umgestaltung! die historischen Namen italienisirt: »Maria Stuarda«! Talbot heißt: »Tabot«, Mortimer heißt: »Mortimero«, Cecil heißt: »Cecilio« und so weiter. Alle Scenen des zweiten Actes, die des französischen Gesandten u. a. hat Herr Maffei weggelassen. Davison ist vom Bearbeiter ganz aus der Reihe der Lebendigen gestrichen worden, wodurch also die schönste Scene, welche Elisabeths Tartüffismus so recht enthüllt, ganz wegfällt. Endlich hat Herr Maffei auch den ganzen Schluß des Stückes fortgelassen und das Stück endet mit Leicesters Monolog.

Ich weiß, auch deutsche Dramaturgen haben diese fast alberne Amputation dieses Stückes versucht, und das zeigt nur, daß der Unverstand kein Vaterland hat, daß die Bornirtheit eine kosmopolitische Person ist!

Die Originalschlußscene, in welcher Elisabeth allein bleibt, in welcher Talbot sein Amt ihr zu Füßen legt, in welcher Leicester „zu Schiff nach Frankreich" geht, das ist die Scene, in welcher die Nemesis ihre Waltung antritt, in welcher dem Hörer und Beschauer die Gewährleistung wird, daß jede schnöde Missethat im

Busen des Thäters eine Saat voll Dornen legt, die früher oder später als rächende Geister sich nach seinem Innern kehren!

Elisabeth, allein gelassen, verlassen von Treue und Liebe, die Eumeniden im falschen Busen, steht am Ende da wie das lebendige Ausrufungszeichen nach diesem Schlußsatz der ewigen Vergeltung! —

Es war ein schöner Anblick, dieses »Theâtre italien« an diesem Abend! Alles, was Paris an Glanz, an Schönheit, an Glorie, an Reputation, an Intelligenzen hat, Alles war da! Und die Literatur! Und die Kritik!

„Pfeifen für uns!" sagt Peter in „Menschenhaß und Reue", und ich sagte wie Peter: „Ein Abend für uns!" Wir waren alle beisammen da: Lamartine, Dumas, Theophile, Gauthier, Jules Janin, Girardin, Philarete Chasles und — Saphir.

Die ersten zwei Acte gingen la la! Ich kam nach dem zweiten Acte im Foyer mit der französischen Kritik zusammen, da war der Erfolg des Stückes sowohl als der Ristori noch unentschieden! Und warum?! Sonderbare Menschen! Weil das gedruckte Stück noch nicht da war! Das Publikum wußte sich nicht aus! Erst vor Beginn des dritten Actes brachte Herr Michel Levy das gedruckte Buch in italienischer und französischer Sprache, und von da an war der Erfolg entschieden, brillant!

Dumas war im Foyer ganz untröstlich, daß die

Ristori in diesem Stück kein „Furore" machen kann! Ich tröstete ihn und die Andern, und sagte: „Geduld! Ich verbürge den Erfolg des Stückes und der Ristori im dritten und letzten Act!"

Und so war's! Vom dritten Act an hatte Jeder sein Buch, diesen verstümmelten Schiller, in der Hand, und Schiller und Maria und Ristori gingen höher und höher, und ein unerhörter Succès begleitete die ganze Darstellung.

Ich war früher auf der Bühne bei der Ristori, und legte ihr meinen unsterblichen deutschen Dichter an's Herz, ich versprach, nach der Vorstellung wieder zu kommen, — aber ich kam nicht. —

Ich möchte nicht ungerecht sein, ich glaube, uns Deutschen fehlt vielleicht das Verständniß dieser Art italienischer Darstellungskunst! Und nun besonders in dieser Rolle, die sich in uns so hineingedeutscht hat, und in die wir uns so hineingedeutscht haben! In dieser Maria, mit welcher wir groß gewachsen sind, ist es uns vielleicht nicht möglich, ganz unparteiisch zu sein.

Ich habe die Rachel (in Wien) als Maria Stuart (von Lebrun) gesehen und die Ristori hier; wenn ich nun sage, die Maria unserer deutschen Künstlerinnen ist edler, ist inniger, ist wahrer, ist gemüthtiefer u. s. w., so ist das vielleicht das Urtheil der „süßen Gewohnheit!?" —

Ich sage daher nur als individuellen Eindruck und nicht als Urtheil: Mir hat die Ristori im Ganzen als

Maria weniger zugesagt. Einzelne Momente waren unbeschreiblich schön, z. B. wenn sie vor Elisabeth niederkniet und die Worte ausruft: »il nume adoro!« („die Gottheit bet' ich an, die Euch erhöhte!") spricht sie mit einer Heiligung, mit einer Resignation, mit einer Demuth und Wemuth, welche unbeschreiblich ist. Der Moment, in welchem Maria Stuart trunken von Rache und Sieg der Rache, und im Triumph, die Nebenbuhlerin der Krone und die Nebenbuhlerin der Liebe vor den Augen Leicesters gedemüthigt zu haben, ausruft:

»Io l'abbassai agli occhi di Ruberto alfine!«

(„Vor Leicesters Augen habe ich sie erniedrigt!") war von ungeheurer Wahrheit und Wirkung! Da war das Weib, das entköniginte Weib, das leidenschaftliche Weib, das eifersüchtige Weib, das edle Weib, das rachegesättigte Weib in dem höchsten Aufschrei seiner tigerhaften Sättigung.

Die Kritik hier bot einen besonderen Anblick bei der Beurtheilung dar.

Ich rede zuerst von „Jules Janin". Jules Janin ist der Großmeister der hiesigen Kritik. Seit langen, langen Jahren stets frisch, stets geistreich, stets voll Kraft und Grazie, stets voll Scharfsinn und Eloquenz, ist er noch immer der Alleinherrscher im Reiche der wahren Kritik. Er ist unerschöpflich, er bietet jeden Montag dem Leser ein Gabelfrühstück, mit Blumen und Grazien, heute ein gründliches Urtheil, morgen eine beredtsame Auseinandersetzung, bald ein Bouquet, bald eine Geißel u. s. w.

Jules Janin also hat unserem Schiller am meisten Gerechtigkeit widerfahren lassen, obschon ich mit ihm darin nicht einverstanden bin, daß er den zweiten Act als ganz überflüssig, als einen hysterischen Auswuchs dieses Stückes betrachtet.

Er sagt vom dritten Act:

»Oui! et je ne crois pas que, même dans un drame de Sophocle, au pied du Cytheron, quand la nature entière est de moitié dans la douleur du poëte, aux souffles vivifians du Pinde, aux murmures de la claire fontaine, rien se puisse comparer à ce hasard arrangé, à cette rencontre, au milieu des bois, entre le trône et l'échafaud, de ces deux femmes si cruellement ennemies, parce qu'elles devaient s'aimer comme deux soeurs, Elisabeth et Marie Stuart! Lui-même, Schiller, s'il n'eût arrangé que cette rencontre en ce moment, dans cet espace, au feu de ces rayons et de ce clair soleil sur lequel la prison jette une ombre funeste, s'il n'eût fait que le troisième acte de Marie Stuart, qu'il serait encore au premier rang des poëtes dramatiques!«

Ganz im Gegensatz findet der Kritiker im „Siècle“ den „zweiten Act“ meisterhaft, »plein d'interêt quoique Marie n'y apparaisse pas.«

Theophile Gauthier, der Schwätzer, der Jules Janin abgesehen hat, „wie er sich räuspert und wie er spuckt“, aber nichts von seinem Geiste, nichts von

seiner Eloquenz u. s. w., Theophile Gauthier sagt im „Moniteur":

»La traduction de Maffei est excellente!«

Seine Verse, sagt er, sind »dans un bon ton de drame!« Paff!

Einen Jux will er sich machen. — Ein Wiener „Weinberl" in Paris.

Es gibt Augenblicke im Pariser Leben, in welchen man aus Paris und aus der Haut fahren möchte. Da der Mensch aber nicht sobald ein zweites Paris und eine zweite Haut findet, von welcher er sicher weiß, er würde sich besser in ihnen befinden, so fährt der Mensch nicht aus Paris und nicht aus der Haut, aber sein innerer Mensch ist ein „kranker Mann", in dem sich Ueberdruß, Langeweile, Ermüdung, Heimweh u. s. w. zu theilen suchen.

In solchen Augenblicken des Pariser Lebens hat der Engländer ein gutes Mittel, ein unfehlbares Mittel: er geht in's »bois de Boulogne« und hängt sich auf! Die Engländer sind immer practisch! Gibt es gegen die Langeweile ein besseres Mittel als sich aufhängen? Andere Leute spielen Domino, wenn sie sich langweilen oder gehen in's Theater! Wie lange dauert das? Aufhängen, das hält für die Ewigkeit!

Was muß alles einem andern Menschen vorkommen, bis er dieses einfache Hilfsmittel ergreift! Er muß

unglücklich lieben, eine böse Frau haben, falsche Wechsel oder Veruntreuungen gemacht haben u. s. w. bis er zu dem »concierge« des Lebens „zum Tod", wenn er vom Leben herausgehen will, sagt: »la corde! s'il vous plait!« Aber der Engländer sucht nicht lange um ein Mittel, er sagt: „Was willst Du in die Weite schweifen, sieh, das Gute liegt so nah!" Das „Gute" ist ein ellenlanger Strick und ein drei ellenhoher Baum! Welche einfache Maschinerie!

Man hat zwar Beispiele, daß sich Nicht-Engländer auch in Paris aufgehängt haben, aber es ist ein großer Unterschied! Der Engländer, bevor er sich aufhängt, bezahlt er sein Quartier auf einen Monat voraus! Er berichtiget alle seine Rechnungen und legt in seinem Zimmer die Adresse des Baumes hin, an welchem er sich aufhängen wird, ob im ersten Stock der Zweige oder im zweiten Stock u. s. w.; während die andern Nationalitäten, wenn sie einmal den Entschluß gefaßt haben, sich vermittelst eines Strickes mit „erhöhtem Character" in den ewigen „Ruhestand" zu versetzen, auf solche irdische Dinge nicht viel Rücksicht nehmen! Der arme Sterbliche nimmt ja so nichts mit in die Ewigkeit als seine Passiva!

Solche Betrachtungen anstellen, lieber Leser, ist schon ein Beweis von Langeweile, und Langeweile in der Fremde ist noch langweiliger als Langeweile zu Hause, wo alles darauf eingerichtet ist!

Also ein solcher langweiliger Tag war vor einigen Tagen. Ich sollte am Tage darauf bei Lamartine eine

Vorlesung hören! Der große Dichter, der merkwürdige Staatsmann, der liebenswürdigste und tugendhafteste aller Menschen, der hinreißendste Redner hatte uns zu einer „Vorlesung" eingeladen, in seinem kleinen aber reizenden Häuschen der »rue ville l'Evèque«, er wollte einem Kreis von Schriftstellern ein ungedrucktes Werk von M. Sarrans über das erste Kaiserreich lesen.

Das war morgen! Aber desto schlimmer die Zeit bis morgen! Ich war des Gesurres in der Industrieausstellung müde, ich hatte den Nachmittag über geschrieben und ging ganz schachmatt in die elyséeischen Felder.

Also ein solcher Augenblick der Pariser Langeweile war es, als ich wie Wallenstein „gedankenlos an einem Baume stand und hinaussah in die weite Ebene!"

Es rollte und wogte um mich her, Seide und Atlas rauschten, Equipagen und Damen mit ganzen Postzügen in den Augen fuhren auf und ab, Gestalten schwachen Geschlechtes huschten an mir vorüber, heiße Blicke, heiße Worte und heiße Athemzüge streiften meine Wangen, da überkam mich das Nestroy'sche „Verfluchtekerlgefühl" und mein innerer Mensch sagte: „Einen Jux will er sich machen!" Wenn vor 20 Jahren mein innerer Mensch beschloß, sich einen Jux zu machen, so sagte mein äußerer Mensch gleich: „Halb Part, Schütze! so will ich schweigen!" allein ein innerer Mensch von 30 Jahren, der in einem äußern Menschen von 60

Jahren legirt, der stößt bei der Entreprise des Jurmachens auf einige Difficultäten!

Indessen mein äußerer 60jähriger Mensch ist ein guter Mensch, er gibt dem innern 30jährigen nach! Der Kluge gibt nach!

Mein äußerer Mensch arrangirte sich also zum Jurabend!

Ein junger Mensch und ein Hund brauchen sich nur zu schütteln und sie sind in voller Toilette, aber ein sechszigjähriger Jurcandidat, da braucht's viel Hilfstruppen und friedliche Kriegskünste!

Aber mein Talisman heißt: »la cravatte blanche!« In der weißen Halsbinde bin ich jung! frisch gewaschen und gestärkt!

Und also ausgerüstet und mit vierzig Francs Nachtkosten beschloß ich nach »Mabille« zu gehen, zu lieben, zu schwärmen und — zu tanzen, wenn's sein muß!!! Gott erbarm'!

Ich sah mich an und war mit mir zufrieden, ich sagte von mir wie von Don Valeros:

„Ein Mann, der ein alter Löwe zwar,
Aber dennoch immer Löwe war!"

Im »Bal Mabille« war beaujour, d. h. Sonnabendball; die andern Montag- und Mittwoch-Mabille-Bälle sind ordinär.

Diese Sonnabendbälle im Mabille sind die hohen Feste der „Loretten", der „Grisetten", der „Arthurs" u. s. w.

In dieser Welt herrscht eine ganz eigene Sprache! Die „Lorette" sagt nicht: „Heute wird die »élite« da sein," oder „heute wird es »fashion« sein," sondern sie sagt: „Heute ist »réunion de l'élite de la fashion«!"

»Mabille« ist „Sperl" mit „Dommayer" multiplicirt, mit dem „grünen Thor", dem „großen Zeisig" und der „Bierhalle" noch einmal multiplicirt, mit „Stuwer" und „Strauß" und „Fahrbach" ausgestopft. Es ist ein brennender Garten, ein flammender Wald, eine tanzende Orangerie, ein taumelnder Park, ein beleuchtetes Märchen, ein Tempel der Odalisken, eine „Verlornekinder-Bewahranstalt!"

Dieser hängende Garten liegt ironischer Weise des Zufalls in der „Witwen-Allee", und man findet deshalb auch in diesem walzenden Wald fast lauter „Witwen"! Dieser Luxus an Witwen in Paris ist enorm Lauter künstliche Witwen! Es ist vielleicht die witzigste Stelle in »demi-monde« vom jungen Dumas, wo er eine Jungfrau ausrufen läßt: „Es ist zwar sehr schwer, einen lebendigen Mann zu bekommen, aber es ist noch schwerer, sich einen todten Mann zu verschaffen!"

Mir selbst wurde von meinem französischen Freund L. P. im Mabille eine Witwe vorgestellt: »La comtesse de Soubise.« Das ist doch wenigstens der Mühe werth! Wenn man schon Witwe ist, so sei man eine vornehme Witwe! Der todte Mann protestirt nicht!

Es war halb 11 Uhr, als ich durch die farbenflammenden Arcaden Mabille's eintrat. Der Thurm, um

welchen sich die »cavaliers à cinq francs« mit ihren „freien Damen" nach dem Directorialbogen des Walzer-Orpheus in Spirallinien drehten, war in voller tönender Thätigkeit!

Ich betrachtete noch einmal diese phrygischen Tänze, diese carrikirten Posituren, diese lasciven Stellungen, diese Flankenbewegungen, diese Kittelwerferei, diese bizarren Luftsprünge, diese Gliederkrämpfe nach Tanztacten, alle diese Variationen des „Cancans", die mit kleinen Umschreibungen der »police correctionnelle« zu entgehen suchen.

Als ich so dastand und zusah, streifte eine »Rose-pompon« an mir vorüber. Eine Rose-pompon bezeichnet in der ganz eigenen Sprache dieser Bälle und Loretten eine aufgeputzte Schülerin Epicurs, die von der Schönheit nichts als die Erinnerung, von der Jugend nichts als das Heimweh übrig behielt, und die gehend, kommend, die Menge durchschneidend, die Zuschauer zertheilend, hie und da Jemand ein Wort ins Ohr flüstert; sie flüsterte auch mir etwas in's Ohr, allein mein deutsches Trommelfell tönte von diesen Schlägeln nicht wieder.

Ich verließ diesen babylonischen Thurm, um mich in die grünen, halbbeleuchteten Räume und Laubgezelte der Erfrischungen zu begeben. Da im Mittelpunkte des Gewühls hör' ich rufen: „Herr von Saphir!" In meiner bekannten Blindheit geh' ich dem Tone nach, trete einigen Damen auf die verwittweten Hühneraugen, stolpere über die chinesischen kleinen Tische und nahe mich dem Orte, wo der „irdische Ruf an mich erging!"

Ich erblickte ein „Wiener Weinberl!“ Es war ein Herr von „Plempel“ — ich will ihn so nennen und den Leser bitten, kein Original dazu zu suchen. — Ich hatte in Wien nicht das Vergnügen, den Herrn von Plempel näher zu kennen. Er ist ein guter Mann, ein »beau!« Sein Kopf riecht hübsch, und wenn es sich um Haare handelt, so war sein Kopf, um gerecht zu sein, dem meinigen bei weitem überlegen! Die Naturgeschichte rangirt den Herrn von Plempel in das Geschlecht der „in Sortiments-Macher“. Aber wenn er Tuch, Seide, Leinen, Wolle, Leder u. s. w. assortirt hat, so ist er auch Schöngeist! Er macht in Komödiantinnen und Tänzerinnen, er sortirt Entréebillets und kennt verschiedene Kritiker; seine Cravatte ist das, was man nicht immer von seinem sonstigen Wesen sagen kann: tadellos, sein Gilet bildet den Uebergang von der „Pudel“ in den „Salon“ und seine Conversation trägt er in kleinen und großen Packeten unter dem Arm! Er ist Dilettant auf dem Dominospiel, liebt die schönen Künste, wenn sie etwas einbringen, ist Vortänzer in den schönsten viereckigen Cirkeln und spricht französisch wie gefrornes Wasser. Er hat sich vom Geschäft zurückgezogen, obschon Andere sagen, das Geschäft hätte sich von ihm zurückgezogen, und in einem Moment, wo der Rentier zuweilen von großen Inspirationen befallen wird, fiel es ihm ein, die „Pariser Welt-Industrie-Ausstellung“ zu besuchen.

Er kam und sah und ging in Mabille! Weinberl

le second! Weinberl à Paris! Weinberl à Mabille! Weinberl in der Lorettengrube! Weinberl strahlend wie ein braungebratener Fasan!

Wie gesagt, ich hatte Weinberl-Plempel in Wien nicht die Ehre näher zu kennen. Allein in Paris glaubte sich das Wiener Weinberl berechtigt, mit dem Wiener Saphir Mabillenschaft zu trinken! Vielleicht hatte er eine Ahnung, daß ich mir heute „einen Jux" machen wollte, und seine Weinberl-Ahnung gab ihm Muth.

Mein Wiener Weinberl saß zwischen zwei — Damen, wovon die eine ein „Weibsbild" und die andere eine „verwitwete Mamsell" war.

Weinberl stellte mich den Damen vor: »Monsieur de Saphir! Vous ne connaître pas? Grand Musje dans Wien!« Die Damen nickten lachend und die eine sagte: »J'vois bien!« Weinberl fuhr fort: »Poët! o! poët grand! très grand! homme public!«

Ich machte mich nun an die Aufgabe, diesen Damen zu erklären, was Weinberl unter »homme public« versteht. Die Damen lachten, aber ich sah, daß die Damen noch ganz „trocken" saßen. Mein Weinberl nämlich hat sich von Wien auch vielleicht nur zwei Gulden mitgenommen, und ich erwartete jeden Augenblick, er würde, um seine Damen zu fetiren, ausrufen: »Garçon! un Beuschel!"

Weinberl, obschon vom Geschäft zurückgezogen, hat doch den Geschäftsgrundsatz beibehalten: „Flaschen mit Luft gefüllt!" Er machte gerne den „plattirten Cavalier",

den „Tausendsappermenter", aber wohlfeil! spottwohlfeil! Die Damen wollten „Erfrischungen"; Weinberl sah in seinem kaufmännischen Geist die ganze Ausdehnung dieses Wortes ein, aber er erschrak noch mehr, als eine von diesen beiden Grazien sagte: »Aussi nous voulons bien accepter une consommation!«

Weinberl war am Ende mit seinem Lateinisch! Er fragte mich, was eine »consommation« ist, ich rechnete ihm ein Souper für 100 Francs zu drei Personen vor. Aber Weinberl bleibt bei „Erfrischungen", und da Weinberl auch in Witz macht, so sagte er auf gut Weinberlisch zu den Erfrischungsliebhabern: »Comme je n'étais non pas si bonheur de vous faire chauffer je veux vous faire froid!«

Weinberl wollte nämlich sagen, „da er nicht so glücklich war, ihnen heiß zu machen, so will er sie doch abkühlen," und er sagte ungefähr: „Da ich nicht so glücklich war, sie zu heizen, so will ich sie kalt machen."

Nach dieser losgelassenen Dummheit warfen die lieblichen Grisetten ihre Damen-Maske.. ab, und die Eine, ein Stück »filet de mouton« in einen rosenrothen Luftballon gesteckt, sagte in ihrem Naturlaut: »Pouah! que c'est fade! Garçon! du rhum!« — »Et moi,« sagte die Andere, »je prendrai du champagne frappé et de l'absinthe!« (Die Loretten und Grisetten können selbst bei Champagner nicht ohne „Rhum" und „Absinthe" sein.)

Weinberl wurde blaß und stotterte: »Ah! Champagnervin et absinthe, ce n'est pas santé!«

Die Lorette. »Extrêmément drôle!« und indem sie sich an mich wendet »qu'en ditez-vous Monsieur l'homme public?«

Ich fühlte Mitleid mit den 40 Francs in mir, und hatte nicht Lust, Herrn Weinberl aus der Tinte zu ziehen. Ich sagte nichts als: »Mon ami a accepte la douce mission dont vou avez eu la bonte de le charger, vous pouvez-vous-y fier!«

Die andere Lorette fragte mich: »Ah ça! d'où sort-il, ce cantaloup?« Wo kömmt denn diese Wurzelmelone her? Man muß den Dictionnär dieser Personen kennen, um zu wissen, daß „Cantaloup" ein „Dämlakel", ein „Knasterbart", ein „Strunk" u. s. w. heißt.

Weinberl roch Lunte und sagte: „Herr von Saphir, wollen Sie nicht einen Augenblick da bleiben, ich komme sogleich wieder!"

Ich sah Weinberl an, mein Blick tauchte in seine innersten Gedanken, und in diesen sah ich mit Fracturbuchstaben geschrieben: „Ich mach' mich auf die Strümpfe!"

Ein rascher Entschluß ward von mir rasch gefaßt und rasch ausgeführt: »Bon soir, Mesdames!« Und mit einer kühnen Mittelschwenkung war ich aus dem Reich Weinberls und seiner „Erfrischungs-Theorien".

Als ich wieder zu den tanzenden Gliedermännern

zurückkam, sah ich mehrere Wiener „Exposans" mit Lorgnetten und Lorgnons die Runde machen.

Da erblick' ich im Halbdunkel eine weibliche Gestalt mit einem Mann auf einer Gartenbank sitzen. Die Lichtfunken, die durch das Blattlaub auf dies rosige Antlitz fielen, machten es noch rosiger, ihr Auge leuchtete vom süßen flüßigen Feuer, die Lippen wie zwei Rosenknospen, auf welchen die Liebesgötter Küße träumen. Es war das einzige schöne Weib in diesem Wirrwarr von welken Schönheiten und verblaßten Sünderinnen, sie fiel mir auf; es fiel mir ein: „Ich wollte mir heute einen Jux machen!" Ich gehe auf die „türkische Post", um einen Brief, einen Telegraph an diese Mabille-Schönheit zu schicken; ich gehe nämlich zu der „Bouquets-Hütte" und kaufe ein Bouquet, einen „Selam", einen Blumentelegraph, und sende ihn mit der ambulanten Blumenpost, mit Madame Margot la bouquetière, an die Adresse: „Das ist so Herrenrecht zu Mabille!" Ich setze mich von weitem, um zu sehen, welchen Eindruck meine Liebesworte in Camelien, meine Seufzer in Reseda, meine Wünsche in glühenden Nelken u. s. w. hervorbringen werden.

Die kleine Post kam an, — die Dame lächelt und zögert, aber ihr Begleiter, ein unerwarteter Othello, springt auf, fragt Mad. Margot, wer diese Sendung gemacht hat? — Mad. Margot denuncirt mich, der Mann stürzt auf mich zu, sieht mich an und ruft aus: „Ach, Herr von Saphir, das freut mich! Ach das ist

schön von Ihnen! Kommen Sie, der Spaß ist wieder ganz Saphir!" Er nimmt mich beim Arm, zieht mich zu der Schönen hin und sagt: „Sieh' da, das ist Herr von Saphir, von dem ich Dir so viel erzählt hab'! Das ist ein guter Spaß, wie er hier unsere Bekanntschaft erneut!" Die Frau war höchst zuvorkommend. Ich konnte nicht fragen „wer sind Sie?" da der Mann so sehr bekannt that! Ich wendete das Gespräch hin und her, aber ich konnte nichts erfahren. Aber ich habe sie auf Dienstag zu einem Mittagsessen eingeladen, da werde ich wohl das Ding erfahren.

So endet meine Juxmacherei mit einem Bouquet für 8 Fres. an eine Dame, die ich nicht für so viel Dame hielt, als sie leider zu sein scheint!

Weinberl aber wird mir wohl noch unterkommen!

Paris, 7. Juli 1855.

„Nordstern" — „Prophet" — Der Elephant, der eine Nachtigall geschluckt hat, d. h. die Alboni. Der französische Sänger, der deutsches Gemüth geschluckt hat, d. h. Roger.

Es waren zwei heiße Nächte! Erst der „Nordstern" mit Dlle. Ugalde, dann der „Prophet", die Alboni als Fides, und Roger feierte seine Rentrée als Jean oder Johann von Leyden. Es ist ganz richtig, die „Hugenotten" sind eine Epopöe, ein musikalisches Heldengedicht;

„Robert" ist eine romantische Höllenfahrt; der „Prophet" aber ist eine Kathedrale, ein gothischer Musiktempel, erhaben und romantisch, colossal in der Conception und im Grundbau, und wundersam pittoresk in Verzierungen, Haut- und Bas-reliefs.

Der „Nordstern" Meyerbeers ist das, was die „lustigen Weiber von Windsor" Shakespeare's sind: ein Capriccio, ein genialer musikalischer Muthwille.

Wir hätten in Wien den „Nordstern" hören sollen, ungünstige Götter vereitelten es. Ich habe jetzt den Nordstern hier gehört; die Ugalde sang die Katherine höchst mittelmäßig! Sie erhebt sich weder im Gesang noch im Spiel zu einer bedeutenden Höhe, im dritten Acte ist ihre Conception sowohl wie ihr Gesang matt, geist- und farblos. Es fehlt der Madame oder Demoiselle Ugalde alle und jede künstlerische Auffassung, sie vergoldet auch nicht einen Ton, nicht einen Moment mit dem Strahl geistiger Conception.

Die Rückerinnerung ist ein Unglück! Die „Jenny Lind" und die „Ugalde" — die „Flöte" und die „Clarinette" — die „Nachtigall" und die „Spottdrossel"!

Der darauffolgende Abend war ein Festabend! Roger trat wieder zum erstenmale in der großen Oper auf, die Gefahr lief, ihn ganz zu verlieren! Mit ihm kam die Alboni.

Ich will erst von der Alboni sprechen.

Es sind einige Jahre, daß ich die Alboni nicht

hörte und die Zeit hat die Alboni auch nicht unberücksichtigt gelassen. Die Zeit kümmert sich nicht um „Feuilletons" und „Claque", und besonders an der menschlichen Stimme geht sie selten vorbei, ohne eine Blüthe, ein Bischen Schmelz, ein Bischen Wohlklang abzustreifen. Die Stimme der Alboni hat seit einigen Jahren ihren Tribut redlich an die Zeit bezahlt. Es scheint, daß sie dieses auch fühlte und sehr befangen war, denn die ersten Acte gingen nicht ohne einige Schwankungen, ohne einige Distonirungen vorüber.

Die hiesige Kritik, die sehr galant ist, sagt von dieser hörbaren Einbuße an Stimme: die Alboni „hat ihre Stimme geschont!" (un peu ménagé ses moyens!)

Im dritten und vierten Act war sie kalt; wunderbares Scalisiren in Fioriturformen, kühn und vollendet, von unerreichbarer Schönheit, lieblich und süßtönig diese Marmorruhe der dramatischen Gestaltung. Aber im fünften Act zog sie alle Schleusen ihrer epischen Gesangskraft auf und alle Register ihrer immer noch wunderbaren Stimme, und aus der tiefen Menschenbrust sang sie heraus die gewaltige Wehmuth und den dämonischen Schmerz, und ein Blüthenregen von weichen, schmelzenden, in die Seele tropfenden Tönen entströmte dem Zauberschacht dieser innigen heißflüssigen Stimme! Ich kann von diesem ihren Gesang im letzten Act nichts sagen: sie sang nicht zu Liebe Meyerbeers, nicht zu Liebe des Publikums, nein, sie sang zur Ehre Gottes, der eine solche Stimme schuf, zu Lust und Leid', zu

Süßigkeit und Wehmuth, zur Vergessenheit des Irdischen auf Erden! —

Ich erspare es, von dem enormen Erfolg dieses Schlußactes zu sprechen. So ist die Alboni: der Elephant, der eine Nachtigall geschluckt hat!

Roger aber ist ein französischer Sänger, der einen Deutschen geschluckt hat! d. h. nicht den Deutschen mit seinem Phlegma, nicht den Deutschen mit seiner künstlerischen Trägheit. sondern den Deutschen mit seiner intensiven Auffassung, den Deutschen mit seiner Gemüthstiefe, den Deutschen mit seiner hohen Redlichkeit der musikalischen Characterzeichnung.

Roger besitzt an Gesang die französische Eleganz, die sinnliche Schönheit, und die deutsche Redlichkeit, nie das künstlerische Ebenmaß zu sprengen oder zu verletzen. Vom ersten Laut seiner Darstellung bis zum letzten ist er musikalische Dramatik und dramatische Musik.

Wie sicher und wie ruhig, wie imposant beherrscht Roger im „Propheten" diese Massengruppirungen der Töne, wie treu und gewissenhaft, wie ausdrucksvoll und mächtig malt er den musikalisch-historischen Gedanken!

Seine ganze Darstellung ist ein geschlossener Organismus, und bei aller Fülle seiner Innerlichkeit, bei aller Mächtigkeit seiner Empfindung läßt er sich doch nie zu einem dramatischen Mißbrauch seiner Kraft verleiten.

Es ist wahr, es gibt mächtigere, colossalere Stimmen als die Rogers, — ich nenne hier besonders unsern

unübertrefflichen Steger, — es gibt Stimmen von einer blendenden äußern Kunst des Gesanges.

Aber Roger ist mehr als Sänger, er verschmäht es oft, seine herrliche Stimme in ungebändigter Willkür walten zu lassen. Roger weiß, daß die Oper, die Rolle, der Character nicht geschaffen sind, um die Stimme daranfzuhängen und auszulüften, sondern daß die Stimme da ist, um die Rolle, um die Oper zum Verständniß zu bringen.

Wenn wir die großen Schauspieler, Tragiker u. s. w. studiren, wenn wir einer Rachel, einer Ristori, einer Rettich mit tiefer Beobachtung folgen, wenn wir einen Talma, einen Kean, einen Seydelmann u. s. w. mit Aufmerksamkeit studirt haben, so finden wir, daß auch die tragischen Menschendarsteller oft mehr durch ein Zurückhalten der Stimme wirken, als durch ein ungezügeltes Aufschreien; daß jene Muster des hohen Drama's oft durch eine Senkung des Tons, durch ein Fallenlassen der Stimme eine größere dramatische Wirkung, einen ergreifenderen Eindruck hervorbrachten, als durch den steten Ausverkauf der Stimme in ihrer ganzen Naturkraft.

Wenn wir Herrn Joseph Wagner und Herrn Ludwig Löwe in tragischen Rollen sehen, so wird keinem Kritiker von Gewissen und Erkenntniß, keinem Publikum von Intelligenz einfallen, den Werth, die Innerlichkeit ihrer Leistungen nach dem Gewicht der Stimme zu taxiren! Der hohle Verbrauch, den Herr Wagner mit

seiner Stimme betreibt, das materielle, ungeregelte Auf-
arbeiten dieses Materials benimmt den Leistungen Wag-
ners alles Künstlerische, alles Dramatisch-Richtige, wirft
die Rolle und den Character als Block, als gestaltlosen
Klumpen in das Publikum. Ludwig Löwe aber, der
Zunft der Lufterschütterer entronnen, gibt die Rolle, den
Character oder die Gestalt entwickelt, in allen Theilen
harmonisch geformt und durch den Künstlerschlag des
Meisters zum Leben berufen. Man trompetet weder
in dem Drama noch in der Oper eine Rolle von An-
fang bis zu Ende, man reitet weder im Drama noch in
der Oper blos auf völlig und immer aufgerissenen
Stimmregistern in die Bahn des wahrhaft guten Er-
folges hinein. Mit wie anscheinend wenig Mitteln, mit
welchen kleinen Nuancen bringt Ludwig Löwe oft die
echten, die wahren Eindrücke und Wirkungen hervor,
denn bei ihm ist die Intelligenz die Herrscherin der
Stimmmasse; er weiß, daß nicht im Aufschrei des
Tons, sondern im Colorit des Tons, in der Be-
seelung des Tons seine Gewalt, sein Zauber liegt;
und darum sind die Leistungen Löwe's immer Kunst-
schöpfungen, während die Wagners stets den Boden-
geschmack des Gewerkes an sich tragen.

So ist es auch mit Roger. Roger ist die Intel-
ligenz des Gesanges selbst; er übersetzt den Ideengang
dieser Noten, die oft kaum zusammenhängende, oft durch-
rissene Reihe von Recitativen, Arien, Chören, Dialogen
u. s. w. in ein zusammenhängendes, innig harmonisches,

verschmolzenes und logisch bedingtes Ganze, in eine vollkommene, durchaus runde und geistdurchglühte Gestaltung.

Parlando und Arien, Motiv und Harmonie, kurz alle klaffenden Gegensätze einer Oper löst das Genie und die mächtige, geistige Potenz Rogers in ein harmonisches Ensemble von Stimme und Spiel, von Licht und Schatten, von Form und Kern auf, und bringt den wahren, verborgenen, musikalischen und dramatischen Inhalt seiner Rolle in einem glänzenden Gußbild an's Tageslicht.

Ich habe schon gesagt, Roger ist Franzose und Deutscher! Er singt als Franzose, aber die Leichtfertigkeit, die Oberflächlichkeit der französischen Gesangs-Manier hat er mit der declamatorischen Würde des deutschen Styls vertauscht.

Die französischen Sänger und Sängerinnen sind größtentheils technische Sclaven des Compositeurs, von künstlerischer Selbstständigkeit neben dem Compositeur ist selten die Rede. Die Cruvelli selbst, Gueymard der ganz schwach ist, u. s. w., es sind nichts als weiße singende Sclaven in den Notenpflanzungen ihrer Compositeurs. Da ist von selbstschaffender Mitwirkung keine Spur, sie geberden notenstäblich den Musikstunden, von einem Auflösen der musikalischen Richtung in eine unmittelbare Natureingebung ist bei ihnen keine Spur.

Roger ist der Einzige, welcher in voller Selbstständigkeit seines Talentes, im vollen Bewußtsein seiner

Kraft der vorgezeichneten Rolle, dem vorgezeichneten musikalischen Charactergang die Wahrheit und die Gestalt einer Selbstschöpfung, einer eben improvisirten, heißen, frischen und dramatischen Creation verleiht.

Paris, 10. Juli 1855.

Freiconcerte in der Industrieausstellung. — Musikalische Instrumente.

Die Concerte in der Ausstellung haben begonnen! Riesenconcerte! Weltconcerte! Allgemeine Menschheitsconcerte! Jetzt ist die Ausstellung eine Instrumental-Folter! Eine Ohren-Robot! 600 Claviere tönen auf einmal, 500 Trompeten, 800 Bässe, Geigen, Violons, vom Geigelchen bis zum Baß-Coloß; Flöten, Clarinette, Piccoli, Serpents, Melophons, Harfen blasen, tönen, klimpern, schrillen, ächzen auf einmal und es ist ein Heidenspectakel, denn Musik ist die lieblichste, aber auch die aufdringlichste, die unverschämteste Kunst! Also:

Töne, wem ein Ton gegeben
In dem Instrumentenwald,
Das ist ja ein L—rleben,
Wenn's von allen Saiten schallt!

Und die „musikalische Jury", dieses jüngste Gericht, geht umher und klopft auf alle Piano's und blas't in alle Trompeten, und streicht in alle Geigen, und paukt in alle Pauken, und zupft auf allen Harfen und

ruft: „Steht auf, ihr todten Töne, die ihr in diesen Holzsärgen schlummert und in diesen Blechgräbern, und gebt einen Ton von euch, damit wir mit euch zu Gerichte gehen nach eurem Wirken und Streben!"

Die 27. Section ist die „musikalische Jury". Für Oesterreich ist unserem lieben und liebenswürdigen jungen Hellmesberger Joseph die Auszeichnung geworden, Präsident dieser Section zu sein! Der Prinz Napoleon selbst hat ihn dazu ernannt. In Frankreich ist „Talent", „Ruf" Alles! Herr Hellmesberger hat als Künstler einen bedeutenden Ruf, er trägt den Namen „Director des Conservatoires", das war für Napoleon Beweggrund, ihn trotz seiner Jugend und Nichtbetiteltheit zum Präsidenten zu ernennen. Ich freue mich, daß diesem ebenso liebenswürdigen als talentvollen Freund und Landsmann diese Freude zu Theil wurde! Wie ist er aber auch hinterher, hinter allen diesen Instrumenten, kein Gläubiger verfolgt einen blassen Schuldner mit solcher Sorgfalt und Ausdauer, als Herr Hellmesberger und die Jury überhaupt jedes Instrument verfolgt und seine Seele begehrt!

Aber ich glaube, es ist nicht möglich, in der Ausstellung selbst eine wahre Prüfung vorzunehmen! Da sind diese Claviere überbaut von Fahnen und Flattern, umpflanzt von Teppichen und Franſen, nebenan hämmert ein Handwerker, plätschert ein Brunnen, surrt ein Räderwerk, kurz es ist ein Heidenlärm.

Ich glaube, die „Musik-Jury" oder die „Instru-

mental-Recensenten" werden, wenn sie prüfen wollen, die Instrumente in ein anderes Local transportiren lassen müssen, um ungestört hören zu können; das wird noch lange Zeit kosten, allein diese Jury ist ja erst gekommen und hat Zeit, wir aber, die wir, von der „Ersten-Mai-Eröffnung" angelockt, schon Ende April hier waren, wir schicken uns nun zur Abreise an, die „Ausstellungs-Eröffnung" hat viel später angefangen, aber unsere „Geldbeuteleröffnung" hat mit dem ersten Tag der Ankunft hier angefangen und die Prüfung unseres Instrumentes „Börse" ergibt das Resultat, daß es bald keinen Metall-Klang mehr haben wird!

Die Vervollkommnung der musikalischen Instrumente in Frankreich ist nach zwei Richtungen hin bemerkenswerth. Zuerst nach der Richtung der Blasinstrumente von Messing, auf deren Vervollkommnung nicht nur, sondern auch auf deren Erfindung der Maestro Meyerbeer großen Einfluß genommen hat. Dieses Verstärkungscorps der Meyerbeer'schen Compositionsarmee, welches an den gewonnenen Schlachten von „Robert" und den „Hugenotten", an den siegreichen Völkerschlachten des „Propheten" und „Nordstern" solchen glorreichen Theil nahm, diese messingenen Pair-Hänse des Orchesters hat Herr Sax in Frankreich perfectionirt und ist der Mann des blasenden Tags, die Posaune des jüngsten Gerichts wird aus Sax' Atelier hervorgehen.

Der alte Feldherr und kleine Corporal der Claviere ist für Frankreich Herr Erard, für die großen

Claviere, und Herr Pape ist Divisionscommandant der Wiener Flügel, „Consoleclaviere" genannt.

Diese letzteren Claviere, in „Taschenformat", sozusagen, sind in Paris, wo die Quartiere so klein sind und ein „Salon" nichts als ein in Ruhestand versetztes Cabinet mit erhöhtem Character ist, ein wahres Bedürfniß, und Herr Pape hat das Problem gelös't, in kleineres Volumen einen großen und starken Ton zu legen.

Die zwei ersten Meister größerer Claviere sind Erard und Pleyel. Pleyel für die Zartheit und Sanftheit des Tons, Erard für die Riesenmechanik der größten Gewalt, das geistreichste Medium mit der ausgedehntesten Möglichkeit verbunden, den leichtestansprechenden, schwachen Ton oder auch den vollsten und stärksten Ton hervorzubringen.

Als das erste und non plus ultra aller Claviere hat Erard einen Flügel in Mitte des Transsepts ausgestellt, welcher der König der klingenden Wälder, der Lion der Pianos zu nennen ist. Er ist ein wahres Pracht- und Wunderstück.

Was indessen allen diesen Clavieren fehlt und nach ihrer Wesenheit fehlen muß, ist die Innigkeit des Gesangs, da die Möglichkeit fehlt, wie die menschliche Stimme den Ton an- und abzuschwellen. Alles aber leistet die „Orgue expressive" von Alexandre. In Weimar hat mich Liszt zum erstenmal mit der wundersamen Gewalt dieses Instrumentes bekannt gemacht. Ich habe

Liszt mit dämonischer und auch mit schmelzender Gewalt auf diesem Instrument spielen hören. Dieses Instrument ist es, welches zu der „Physharmonika" ihren Mann gefunden hat: den Baß! die Begleitung des Basses nämlich. Herr Alexandre hat der Orgel-Claviatur noch eine Clavier-Claviatur angehängt, durch welche Combination man ein Duo beider Instrumente hervorbringen kann.

Paris, 13. Juli 1855.

Empfehlungsbriefe. — Salons. — Napoleoniden.

Zu einem Empfehlungsbrief ist es nicht genug, daß der Brief den Mann empfiehlt, sondern der Mann muß viceversa wieder den Brief empfehlen.

Die Natur hat eine eigene Art, die Menschen zu empfehlen; sie gibt ihnen Schönheit mit; Gott empfiehlt manche Menschen dadurch besonders, daß er ihnen besonderen Geist gibt; die Weltseele empfiehlt die Menschen durch Geld, und die Menschen empfehlen die Menschen durch Briefe.

Es gibt kein dümmeres Gesicht als das, welches der Mensch in dem Augenblick macht, in welchem er seinen Empfehlungsbrief abgibt. Jeder vernünftige Gesichtsausdruck scheint sich in das Empfehlungsschreiben hineingezogen zu haben. Da es sich bei den meisten dieser Briefe blos um ein „Diner" handelt, so thut der

Mensch besser, wenn er gleich sechs Francs begehrt, welches auch dem Empfänger oft lieber sein mag.

Empfehlungsbriefe an große Sommitäten der Geldwelt, z. B. an welthistorische Häuser, an die Fuggers des Jahrhunderts, Rothschild, Foulds, Pereira u. s. w. in und bei diesen Männern, Häusern und Diners lernt man ein Stück Zeitgeschichte kennen, man speis't ein Gericht Weltseele, man hört ein Stückchen Pendelschlag der großen Uhr, deren Weiser und Zeiger „Anleben“ und „Riesen-Unternehmungen“ u. s. w. aussagen, welche Stunde auch die Politik und Europa geschlagen hat. Auch ist ein „Diner“ bei einem solchen modernen Plutus ein „Ereigniß“. Diese Karte ist eine Wahrheit, eine akademische Wissenschaft!

Ich war gestern »membre de l'académie«; ich habe gestern wieder ein Diner bei Herrn Baron James von Rothschild mitgemacht. Ich theile meinen Lesern die Karte dieses Diners mit:

2 Potages. De Potage printanier. De Potage à la Reine.

2 Hors-d'Oeuvre de Potage. Des Bouchées à la Monglas.

2 Bouts. De Turbot Sauce Hollandaise. Des Filets de Boeuf Jardinière.

2 Flancs. Des Poulardes à la Périgueux. La Croustade de Riz à la Dolmant.

12 Entrées. 2 De Filets de Volaille aux petits Pois. 2 De Filets de Canneton à la Bigarade.

2 Timbales de Macaroni à la Parisienne. 2 Pâtés chauds de Foies Gras Financière. 2 Galantine en Chauds-Froids. 2 Salades de Homard en Bellevue.

2 Rôts. Des Cannetons de Rouen. Les Chapons garnis de Cailles.

2 Hors-d'Oeuvre de Rôt. Les petits Soufflés au Marasquin.

2 Grosses Pièces de Pâtisserie. Le Gâteau de Compiègne Sauce Abricots. Des Meringues garnies d'une Mousse aux Fraises.

8 Entremets. Les Pois fins à l'Anglaise. Les Artichauts à la lyonnaise. Les Fèvos de Marais à la Crême. Les Haricots verts Maître d'Hôtel. La Macédoine au Champagne. Le Bavarois à la Cardinal. Le Napolitain garni d'une Plombière à l'Ananas. La Charlotte glacée à la Pompadour.

Wenn man zu diesen Gerichten noch die verschiedenen Gaben aus den Weinbergen des Herrn rechnet, so wird man selbst ermessen, wie viel nüchterne Kritik noch übrig bleibt, um nachher noch in diesem prachtvollen und eleganten Salon die auserlesenen Gemälde von van Eyk, Rembrandt, Carlo Dolce, Paul de la Roche u. s. w. zu bewundern. Wir waren zwischen 30 bis 40, darunter Männer mit Sternen, Kometen und allerlei Zodiak auf dem Frack, wieder Andere von den Tausenden und Tausenden, die hier „am Bandei" her-

umgeführt werden, unter diesen Gästen hatten wir auch „sechszehn Fähnlein aufgebracht, österreichische Welt", die Humoristik zwischen der Industrie.

Ich für meine Person ich bin nicht gerne da, wo ich eingeladen werde, deshalb, weil ich zu der „Industrie-Ausstellung" komme, weil ich ein Stückchen „Expositions-Artikel", sondern da, wo ich eingeladen und gerne gesehen werde, weil ich ich bin!

Ich sage daher nichts von den Salons des Ministers Grafen Walewsky, bei welchem besonders die feenhaften, magisch beleuchteten Gartenräume wundervoll sind; nichts von den Empfangsabenden des Präfecten der Seine u. s. w. Die „Empfangsabende" überall sind die „öffentlichen Audienzen", die „offenen Tafeln", welche die großen Herren den „Welt-Fremden" geben.

Ich liebe, mir schmeicheln nur die „Privataudienzen", die kleinen „amicalen Diners", wozu ich blos durch mein Bischen Talent, durch meinen Namen komme.

Es war mir doch ein Bischen deutsch zu Muth, d. h. ein Bischen blöde, als ich zum erstenmal die Salons Ihrer kais. Hoheit der Prinzessin Mathilde betrat, als ich diese Treppenteppiche betrat, die so unheimlich sind, weil sie selbst den Tritt eines Elephanten nicht laut werden lassen, und als alle diese Marmorstatuen und Bilder in den Galerien auf mich herabsahen, und mir alle vorkamen, als wären es Paßbeamte, und fragten: „Wer sind Sie? Was wollen Sie hier? Wie

lange gedenken Sie hier zu bleiben?" Und als der annoncirende Diener in den Saal hineinrief: »Mr. Saphir«, und gar keine Sauce zu diesem Namen, keinen Titel, ein ungesattelter Name, da sagte ich zu mir selbst à la Wallenstein: „Jetzt wird sich's zeigen, was ein einzelner Name kann werth sein zur wichtigen Stunde."

Aber ich war nicht fünf Minuten im Solon, als ich mich so wohl fühlte wie in einem aromatischen Bade, ich fühlte mich einheimisch, ich fühlte mich berechtigt da zu sein »par droit de l'esprit et par droit de la célébrité!« Nach den ersten Worten der Prinzessin war ich wieder ganz ich. Das ist der Zauber des Geistes, der Anmuth und der Liebenswürdigkeit, daß sie nach fünf Minuten den Alp der Verlegenheit, der Fremdheit von der Brust des Menschen löſ't, daß sie dem Geist des andern die Binde lüftet, daß sie ihm die Atmosphäre heimisch, leicht athembar macht.

Die Prinzessin Mathilde ist einfach, lebhaft, munter, geistreich und herzlich gut. Schön, wenn auch nicht mehr im frischesten Morgenroth des Lebens, die üppigen Formen der Gestalt werden durch die wundersam liebliche Weise, diese Gestalt zu tragen, zu bewegen, durch den anmuthigen Gang der Prinzessin gemildert und poetisirt. Ihr Lächeln ist ganz Napoleonisch, ihr Auge eilt ihren Worten mit lebendigem Commentar voraus, sie spricht etwas rasch und unterbrochen, aber wohltönend und interessant. Die Prinzessin hat besonders die ausgezeichnete Tugend und Liebenswürdigkeit: sie hört

vortrefflich zu! Sie hört nicht nur mit dem Gehör, sie hört mit dem ganzen Antlitz, ihr Auge trinkt das Wort des Sprechenden, ihr Lächeln interpunctirt die an sie gerichtete Rede, man sieht, wie ihre ausdrucksvollen Züge das Gehörte in ihre Seele übertragen.

Der Salon, in welchem sie mich empfing, ist nicht groß, — es war, wie gesagt: eine Privataudienz, — rothe Sammttapeten, über Thüren, Kamin und Spiegel große herabfallende grüne Sammtdraperien, auf zwei Seitentischen die Büsten Napoleons I. und der Kaiserin Josephine, einige Gemälde von großen Meistern. Am Kamin eine Causeuse aus rothem Sammt, gegenüber ein Divan und ringsherum kleine Tabourets. Es mögen ungefähr zwölf Personen dagewesen sein. Der Galerie- und Museendirector Baron von Nieuwerke, ein Admiral, ein Abbé u. s. w. Ich saß neben der Prinzessin auf einem kleinen Tabouret und hinter der Causeuse saß und kniete halb Alexander Dumas, diese Seele aller Salons, dieser unbegreifliche Geist voll reicher Regsamkeit und Schaffung.

Als ich einige Tage später im Salon des Prinzen Napoleon war und in den Saal trat, in welchem „im runden Balcon die Damen im schönen Kranz" sitzen, neigte eine Dame, eine blendende Dame, mir ihren Fächer freundlich zu. Ich in meiner Blindheit sah nicht wer es ist, ich verneigte mich blos ganz tief; die Dame wiederholt diese Fächergrüße, ich verneigte mich wieder, endlich steht die Dame auf, kommt auf mich zu: »Com-

ment, Mr. Saphir, vous ne voulez pas Me reconnaître?« Es war die Prinzessin Mathilde. Ich war ganz aufgelöst in deutscher Sentimentalität und Lyrik! Sie sah brillant aus! Ein weißes Seidenkleid, — Kleid? ein Silbergewölk! Und in diesem Silbergewölk Guirlanden von grünen Blattgehängen mit rothen Korallchen und Demanttropfen. Um die Stirne einen runden breiten Goldreif mit riesigen Smaragden.

In den prachtvollen Salons des Prinzen Napoleon ist der Prinz selbst wohl die merkwürdigste Individualität. Schon die erschreckende Aehnlichkeit mit dem großen Napoleon ist höchst interessant. Jeder Zug, jede Bewegung! Nur ist der Prinz etwas stärker, aber trotz dieses Embonpoints sieht man doch den Mann der hohen Intelligenz, der geistigschaffenden Thätigkeit. Die Prinzessin Mathilde macht die Honneurs des Salons. Der Prinz und zuweilen König Jérome empfängt die Gäste im zweiten Saal. Welch ein Zusammenfluß von den verschiedenartigsten Individualitäten, Persönlichkeiten, Celebritäten und — Curiositäten!

Eine Stunde lang vielleicht verfolgte mich eine lange weiße Binde, in welcher ein langer weißer Mann eingeknöpft war. Ich erinnerte mich, diesen Telegraph schon einmal gesehen zu haben, er trug auf dem Rock eine Auszeichnung und ging steif und aufrecht wie ein preußischer Grenadier. Endlich faßte er mich: „Ergebenster Diener, Herr Saphir!" — Er war ein Elberfelder Industrieller, glaub' ich, er sah mich mit der Prinzessin

sprechen und wollte haben, ich sollte ihn vorstellen!! Ich stellte ihn vor. „Stellen Sie sich vor, ich bin ja selbst nur ein Vorgestellter, nicht einmal ein Angestellter! Es wäre lächerlich, wenn ich, und noch dazu ohne vorher eingeholte Erlaubniß, mich erdreisten wollte, der Prinzessin Jemand vorzustellen!“ Ich hatte Mühe, die weiße Industriebinde los zu werden. Im dritten Saale sah ich einen alten, grauen, hohen Mann, der mich aufmerksam betrachtete. Dann sah ich, wie er sich an Prinz Charles Napoleon Lucian wendete, worauf der Prinz sich mit ihm mir nahte und mir denselben vorstellte. Es war der Herzog von Schleswig-Holstein, meerumschlungenen Andenkens! Als darauf die Prinzessin Mathilde auf uns zukam, sagte ihr der Prinz: „Ich war so glücklich, den Herzog von Schleswig-Holstein dem Herrn Saphir vorstellen zu können.“ So liebenswürdig kann nur ein Franzose sein.

Ein paar Tage früher war ich beim Prinzen Charles Napoleon zum Diner und Salon gebeten! Als der Diener in den Salon hineinrief: Mr. Saphir! kam mir der Prinz entgegen! Ein freundliches, gehäbiges, lächelndes, joviales Angesicht, in welchem das Vergnügen der Welt und die Kühnheit des Geistes sich umarmen, ein Auge, in welchem Fragmente weltgeschichtlicher Erinnerungen aufblitzen. Der Prinz kam mir entgegen und — man stelle sich mein Erstaunen vor! — er betastet mich, fühlt mir Hand und Arm an und ruft aus: Vraiment, Mr. Saphir! comment! vous existez

done pourtant?« (Wie? Herr Saphir? Sie existiren also doch wirklich?) Ich erwiderte: »Mon prince, à l'heure qu'il est j'existe!« Er nahm mich bei der Hand, führte mich in den Damensalon, stellte mich seiner Tochter, der Prinzessin Marie, mit den Worten vor: »Voilà Princesse, voilà Mr. Saphir! vous voyez bien qu'il existe!« Die Prinzessin freute sich, daß ich auf der Welt bin! Ich war so frei, mich mit zu freuen!

Die Sache aber ist ganz einfach. Die Franzosen, besonders aber die Prinzessin Mathilde, Prinz Charles, wo Alexander Dumas Hausfreund ist, glaubten immer, die Schriften, die Dumas von mir übersetzte, meine Aufsätze jetzt hier im »Mousquetaire« u. s. w. wären alle von Dumas, er hätte den Namen Saphir blos angenommen, ich aber wäre längst kein Lebendiger mehr!

Da ich zu den Wenigen gehörte, die vor dem Abendempfang auch zum Diner eingeladen waren, so saß ich bei Tisch, der ungefähr zehn Gäste zählte, zwischen der Prinzessin und Dumas, die mich beide in eine curiose Verlegenheit brachten. Es kam nämlich eine Schüssel „Trüffel", aber nicht geschälte, nicht zugerichtete Trüffel, sondern Trüffel im Naturzustande, ungefähr so wie man bei uns Erdäpfel in der Schale aufträgt. In dieser Gestalt wußte ich mit Trüffeln nicht umzugehen. Ich wartete also ab, um zu sehen, wie meine Nachbarn sich benehmen werden. Aber sie verfolgten verschiedene Systeme! Die Prinzessin zerschnitt ihre Trüffel

und nahm Butter auf jede Scheibe. Dumas aber, der einen kühnen Griff that, schälte sie wie unsere Erdäpfel und nahm Essig und Oel dazu! Dieser letzteren Methode schloß ich mich endlich an.

Bei Tische hätte ich Dumas küssen mögen! Das Gespräch drehte sich auf „Victor Hugo", der in der Verbannung lebt. Ein Gast, Herr Jaubert, glaubte den Napoleons gefällig zu sein, wenn er von Victor Hugo übel sprach. Da bäumte sich die edle Natur Dumas' gewaltig und stolz empor und er donnerte den Mann mit aller Kraft des Geistes und der Beredtsamkeit nieder, indem er dabei den in diesen Räumen kühnen Ausspruch that: „Das glänzendste Zeugniß seiner hohen Tugend sei eben seine Verbannung!"

Nach dem Diner wurden die Salons und der Garten geöffnet, die Gäste kamen nach und nach; Herren und Damen.

Unter Andern trat eine sonderbare Erscheinung ein. Ein Mann aus Brillanten! Ein kleiner schwarzer Mann, dessen Haar nicht naturschwarz war. Der Mann war, wie gesagt, ein Mann aus Brillanten! Vier große Brillant-Hemdknöpfe, sechs große doppelte Gilet-Brillantknöpfe, vier doppelte große Manschetten-Brillantknöpfe, eine Brillantenkette unter dem Gilet herabbaumeln, große Brillantorden und Sterne auf dem Frack, ich glaubte das Gilet von „Monte-Christo" zu sehen. Der Prinz Napoleon stellte ihn mir vor: — „Der Herzog Carl von Braunschweig!" Er erinnerte sich, mich einst in

Braunschweig empfangen zu haben. Was hat dieser Herzog aber aus Braunschweig mitgenommen? Ich frage das mit den Worten der römischen Elegie von Goethe: „Saget's „ihr Steine" mir an!"

Ein komisches Intermezzo muß ich noch erzählen. Der eben erwähnte Herr Jaubert, — ein Schriftsteller und Industrieller, der, wie er mir sagte, zweihundert Werke schrieb, — trat auf mich zu und bat mich, ihm in den Garten zu folgen. Im Garten führt er mich in die entlegensten Gänge; ich folge. Er führt mich in einen ungebahnten Weg. Ich folge. Endlich am Ende des Gartens steht er still, greift in die Tasche, nimmt etwas heraus, das in ein Papier gewickelt ist, und sagte: „Das hab' ich erfunden! Sie sind ein berühmter Schriftsteller, Sie sollen diese Erfindung zu allererst hören!!" Darauf enthüllt er die „Erfindung!" Es ist ein kleines Trichterchen aus Kautschuk! Wenn man dieses Kautschuk-Trichterchen in den Mund nimmt wie eine Cigarrenspitze, dann kann man die Stimme aller Vögel und Thiere nachmachen, man braucht zum Einstudiren nur sechs Monate!

Darauf nimmt Herr Jaubert das Kautschuk-Trichterchen in den Mund und fängt ein Concert zu blasen an! Es war rührend! Nachdem er eine Viertelstunde blus und besonders die menschliche Stimme einer Katze auf's Täuschendste nachahmte, wollte er mir Privatunterricht auf diesem Instrumente ertheilen! Er steckte mir den Trichter gewaltsam in den Mund und sagte: ›Travaillez!‹ Ich blus hinein, es war ein Ton zum

krepiren, aber Herr Jaubert sagte: »voyez-vous! ça va bien!« Und so wurde ich in meinen alten Tagen in Paris ein Musikant!

Wenn ich nach Wien zurückkomme, gebe ich sogleich eine:

„Französisch-deutsche Akademie und Vorlesung"

und dabei lass' ich mich als „dreimonatlicher Kautschuk-Flötist" hören!

Als ich in den Salon des Prinzen zurückkam, waren alle Säle voll.

Der Herzog von Braunschweig spielte Schach. Ich sah einen Augenblick zu, er hatte seine Bauern gleich zu Grunde gerichtet. Aber kaum sah ich fünf Minuten zu, holte mich der Prinz ab, um mich einer Dame vorzustellen, die „von meinen Schriften entzückt ist". Ich verstand den Namen nicht recht, Comtesse Bisanna oder dgl. Der Prinz stellte mich ihr vor, es war eine wunderschöne, herrliche Frau! Sie sprach deutsch, „aber schwach". Sie sagte mir viel Artiges und engagirte mich auf eine Partie — — — Whist! — Sie hatte einen Partner, dem sie besondere Aufmerksamkeit schenkte, ich paßte furchtbar! Ich sah ihr in die Augen und — in die Karten! und ich fuhr fort zu passen, bis ein anderer Herr kam, mich abzulösen!

Paris, 21. Juli 1855.

U. A. W. G.! — Erste Visite in der Seidenwaaren-Welt.

U. A. W. G.! — „Unser armes Wiener Geld!" — „Und alletag weniger Geld!" — „Und also wird gereis't!"

Bepackt mit Notizen und Betrachtungen, mit Skizzen und Aufzeichnungen, mit Anmerkungen und Entwürfen u. s. w. kehre ich jeden Tag vom Industriepalast zurück, um noch zu Hause in Wien von tausend und tausend Sachen zu berichten, um noch Monate lang aus diesem Notizenbuche die vorzüglichsten Dinge der österreichischen Abtheilung dieser Ausstellung zu besprechen.

Ich wiederhole meinen Weltschmerz, id est Geldschmerz, d. h. sechs Wochen zu früh hiehergekommen zu sein! Sollte mir nicht eigentlich die fränzösische Regierung ein „Dedommagement" dafür geben, daß sie mich mit ihrer „Ersten-Mai-Eröffnung" früher nach Paris lockte?!

Ich athme nun in den wenigen Tagen, die ich noch hier weile, große Stücke „Industrie-Ausstellung" täglich ein.

Heute hab' ich im Transsept eine kleine Satisfaction genossen. Der Schild von Preleitner, über dessen Nichtaufnahme in der „Kunstausstellung" ich nicht nur

im „Humoristen", sondern auch sonst noch großen Lärm schlug, ist nun aus dem Transsept in die »beaux arts« gekommen, und hat, chemin faisant, noch einige ähnliche Producte mit sich aus dem Reich der Industrie in das der Künste nachgezogen.

Ich betrat heute die Region, wo die „Glorie" Frankreichs ist, wo man eigentlich sagen muß: »voilà la France,« nämlich die Galerie des Transsepts, wo in sechzig Metres Façade die Wunder und Märchen, die Regenbogen und Luftspiegelungen der „Seidensachen" (Seierien) wie ein glänzendes Heer Front machen.

Mit großem Luxus und großen Buchstaben steht da in langen Reihen: Lyon! — Lyon! — Lyon! — Lyon! u. s. w.

Lyon ist Frankreich in Atlas und Seide. Lyon ist die französische Grazie, der französische Geschmack, die französische Eleganz, der französische Egoismus und die französische Eitelkeit aus Seidenwürmern, Maulbeerblättern, Farben, Zeichnungen und Maschinen!

In dieser Lyoner Seidenfabrikation ist die unverwundbare Achillesferse der französischen Industrie, so wie in seinen Gobelins und Sèvres.

„Hier ist der Ruhm Frankreichs" — sagte Carl Dupin am 25. September 1851 bei der Preisvertheilung — „und sein Sieg ist im Krystallpalast so gesichert, wie er es in jedem andern Palast der Welt (?) sein würde."

In diesen Seidensachen, so wie in den Gobelins

ist der feine Sinn und die instinctive Handführung der Farben sichtbar, durch welche sich der Franzose besonders bei der Wahl der Farben auszeichnet.

Aus diesem Gesichtspunct genommen, ist es begreiflich, daß Paris, daß die Herrschaft des französischen Geschmackes so groß ist, daß Frankreich jährlich einigemal von den Hauptfirmen aller Städte und Residenzen bedeutende Subsidien für die Einsendung neuer gedruckter und gefärbter Muster bezieht.

Aber dabei kann nicht geläugnet werden, daß diese Herrschaft des französischen Geschmackes oft grundlos, ja gerade widersinnig ist. Es ist oft eine Exageration der Bestrebung, eine Geilheit der Phantasie in diesen Zeichnungen und Farbenmischungen, die an's Grelle, an's Abgeschmackte grenzen. Die Bizarrerie der Dessins geht oft mit der schreienden Dissonanz des Colorits Hand in Hand.

Das ist es, was den Seidenproducten der österreichischen Aussteller einen besonderen Werth verleiht: sie wollen nicht durch »tours de force« blenden, sie wollen nicht durch das Schreiende und in die Augen Peitschende glänzen, sie veranstalten unter sich selbst nicht ein Wettrennen mit Hindernissen.

Die österreichische Seidenfabrikation kann ohne Beschämung an der Seite der Lyoner sich darstellen; sie kann mit deutscher Stille und Ruhe den Vergleich ausdauern, und die Menge, welche in diesen Galerien circulirt, bleibt, nachdem sie die Region der Lyoner

Etalagen verlassen hat, in der Seidenregion Autriche lange weilend, und mit Bewunderung und Anerkennung nehmen sie zu ihrem Erstaunen wahr, daß »là-bas« die Industrie und die Kunst, der Geschmack und die Eleganz in vollem Flore sind.

Diese Zone, ein wahres Tropenland an Farben, Blättern und Formen, ist sehr geschmackvoll arrangirt und in sinniger Ordnung entfaltet. Ein Arrangement, welches durch seine Zweckmäßigkeit und symmetrische Ordnung nicht wenig zu dem günstigen Eindruck des Ganzen beiträgt. Nebst diesem Verdienst muß von uns Berichterstattern besonders anerkennend erwähnt werden, mit welcher Zuvorkommenheit und Mühegebung man zu jedem Augenblicke Auskunft gibt, erklärt und bedeutet. Die Lyoner Seidenfabrikation bringt Phänomene und löst Probleme, aber die wahre Würdigung von Industrie und Fabrikation liegt nicht in Phänomen, sondern in den steten Erscheinungen; nicht in Meisterstücken und einzelnen Blendwerken, sondern in der Totalität des Geschaffenen, in der Realität der Erzeugung. Nicht das Gegenständliche des überschwenglichen Luxus haben mitzureden in der Akademie selbst der Luxusgegenstände; nicht den Kraftstücken der Fabrikations-Atelier und Zauberblüthen gebührt das große Wort, wenn von dem Einfluß auf das ganze Genre, wenn von dem allgemein-industriellen, populären und ökonomischen Standpunct ausgegangen wird.

Die Wahrheit, die Realität, die wahrhafte Ver-

besserung der Industrie, der unbestreitbare Fortschritt der Weltfabrikation liegt darin, das Producirte durch Inhalt und Form, durch Preis und Vervielfachung zur Höhe eines nationalen Bedürfnisses emporzuheben und populär zu machen.

Die Phänomene der Industrie sind bewunderns-werth, aber sie sind den Massen vollkommen unzugänglich.

Die Nützlichkeitstheorie, welche das Schöne, Elegante und Comfortable durch weniger Geldopfer der Menge genießbar macht, das ist die richtige.

In dieser Beziehung hat Oesterreich einen riesigen Vorrang in dieser „Welt-Industrie-Ausstellung". Zu seinen unvergleichlichen Tüchern, Glassachen, Leinen-waaren u. s. w. (auf die wir noch speciell kommen werden) verbindet sich die innere Vortrefflichkeit und die Formschönheit in Zeichnung und Farbe mit jenen Preisen, welche allein Zeugniß von dem Weltenfluß Fabrikation geben. Auch sind fast nirgends so viel Zettel: »vendu« — „verkauft" zu lesen, als bei den österreichischen Vitrinen, Pyramiden und Etalagen.

In der Seidenfabrikation steht Wien herrlich und glänzend da.

Paris, 25. Juli 1855.

Ein Abend bei Lamartine.

Soeben schickt mir Lamartine sein Porträt, von ein paar liebenswürdigen Zeilen begleitet.

Lamartine! Der Gott einer Stunde! Der Genius eines Tages! Der Schöpfer einer Epoche! Das Schwert im Munde und die Krone in der Hand! Das Schicksal der Völker auf der Lippe und die Thräne der Menschheit im Busen! Dichter und Redner! Priester und Opfer! Hammer und Ambos der Zeit und des Schicksals! Zorniger Poet auf der Tribune und poetischer Zorn im Griffel Clio's! Auferstehungsengel der Vergangenheit, trauerndes Ausrufungszeichen der Gegenwart und Wallfahrtsname der Zukunft!

Lamartine!

Es war nach den Flitterwochen der Restauration! Frankreich hatte gesiegt (!), geblutet, Frankreich wußte zu tödten und zu sterben, Frankreich hatte gelebt und geliebt, Frankreich war — ruhig!

Aber Frankreich hatte keine Begeisterung, keine Liebe, keine Freundschaft, kein Nationalgefühl, keine Poesie! Frankreich aß, trank, tanzte, es war aufgegangen in der Materie! in der restaurirten Materie!

Da kam Lamartine „der Dichter!" Er brachte die Gesänge der Hoffnung, der Sehnsucht, des gewissen Unkennbaren, Unnennbaren! Den Gesang der Begeisterung

für ein Etwas, das nicht da ist, den Gesang der Unruh im menschlichen Busen, den Gesang des menschlichen Gedankens, der wie die Taub aus der Arche keinen festen Boden in der Gegenwart findet! Lamartine gab Frankreich das verlorne Paradies der Dichtkunst wieder zur Zeit der Dürre der Herzen, zur Zeit der Prosa des Geistes, zur Zeit der Vertrocknung des Volkes!

Und zu jener Zeit war und lebte Frankreich mit Lamartine und Lamartine mit Frankreich — bis zum Tage, der noch nicht zu Ende ist.

Bis zum neuen Kaiserreich war Lamartine mit und im Volke Frankreichs! Man fühlte mit seinen Versen, man athmete in seiner Atmosphäre, das Echo gab seine Gesänge wieder, er gab den Seelen Trost, Erholung, Hoffnung und den Blick in die Ewigkeit!

Dann Lamartine — der Deputirte! Der Gedanke sollte Wort, der Vers sollte Rede, die Idee sollte That werden!

Mit ironischem Lächeln begrüßten die Abonnenten der Tribune den Dichter Lamartine! Sollten Träume und Bilder in der Kammer mitreden?! Als ob man da nur von Credit und Budgets zu reden hätte, und nicht auch von Dingen, die mit der Idee der Menschheit, mit den Gedanken der Reformen zusammenhängen!

Aber auch da siegte Lamartine's Genie! Er hätte vielleicht Minister, Gesandter werden können, allein sein Ehrgeiz trug ihn höher, er verlangte „eine Gasse für die Idee!“ Aber die Zeit war starr, die Epoche war

regungslos, der Moment war stumpf, der Leichnam Frankreichs lag fühllos auf der Bahre der Gegenwart und Lamartine schlug an die Pforte der Zukunft mit dem Schlüsselhammer der Vergangenheit, er schrieb: »l'histoire des Girondins!« Er citirte den Geist der „Girondisten“ und das ist die tragische Schuld Lamartine's! Das ist die tragische Schuld, die an der Katastrophe seines ruhmvollen Lebens die ewige Gerechtigkeit ausübt! Indem Lamartine in diesen Girondisten die Demokratie mit einer Auréole umgeben und doch auch den Terrorismus verdammen und entehren wollte, kam er in eine falsche Position, er unternahm das Unmögliche! Die Poesie schreibt schlecht Geschichte, und das Antlitz der Geschichte nimmt weder das Roth noch das Weiß, noch die Schmuckpflästerchen der Poesie an, um ihre Züge der Schönheit und Häßlichkeit, der Menschlichkeit und der Vertierung zu beschönigen oder zu verdecken!

Lamartine hat die „Girondisten“ geschrieben, er hat als Zauberlehrling der Poesie einen Theil jener Geister heraufbeschworen, aber als sie kamen und da waren, und das Hotel de Ville mit verderblichen Fluthen bedeckten, als Lamartine Präsident war, da fehlte dem Meister die Zauberformel, welche sagen konnte: „Besen, Besen, seid gewesen!“ Einen Augenblick lang war die Brust Lamartine's der alleinige Sitz der französischen Regierung; aber seine tragische Schuld vertrieb sie von da, und Lamartine der Dichter, der Redner, der Depu-

tirte, der Präsident, Lamartine war schüchtern vis-à-vis seiner Geister, die er aufgerufen, und er trat zurück vor der Erscheinung, die er beschworen!

Das Alles ungefähr dachte ich auf dem Wege Abends zu Lamartine, um bei ihm zu speisen und den Abend zuzubringen. Und als ich diese bescheidenen Zimmer betrat, einfach, elegant, poetisch und künstlerisch, und als mir Lamartine entgegenkam und ich seine Hand in die meinige fügte, diese zarte, feine Hand, welche die »Méditations« schrieb und die »Girondins«, »les Harmonies« und die »Restauration«, die Hand, welche das berühmte „Manifest an Europa" schrieb, diese Hand, die einen Augenblick lang das Jahrhundert und die Zukunft in ihrer Höhlung hielt und die nun in aller Stille Artikel für den „Siècle" schreibt, in diesem Augenblicke dachte ich, welche traurige historische Figur „Cincinnatus" gegen Lamartine spielt! Cincinnatus fand seinen Acker wieder, Cincinnatus fand seinen Pflug, seine Erde, seine reiche Ernte, seine belohnte Mühe wieder! Er hatte eine Dictatur abgeworfen, die keinen Reiz für ihn hatte.

Aber wie anders kehrt Lamartine zu seiner Scholle zurück! Cincinnatus nimmt den Dank Roms, die Glorification des Volkes mit zu Pflug und Egge, Lamartine wird zu seiner Scholle begleitet von Neid, Mißgunst, Verkennung und Verleumdung! Cincinnatus betreibt die Agricultur aus Liebhaberei, er ist ein reicher Proprietaire, er findet sein Vergnügen. Lamartine geht von der höchsten Macht

blutarm in seine Einsamkeit zurück; Lamartine ist zu ewiger Zwangs-Intelligenzarbeit verurtheilt! — Und mit welcher frommen Ergebung, mit welcher rührenden Einfalt, mit welcher heiligen Poesie ist Lamartine's Wesen dennoch erfüllt!

Nicht ein Tropfen Bitterkeit mischt sich in die süße Schale seiner Poesie, nicht ein leises Wölkchen umdüstert dieses Auge, in welchem ein sanftes Blau meditirt und fühlt und ein mildes Leuchten verbreitet! Stets lächelnd, stets gütig, stets bereit, Liebe und Freundschaft zu geben, Liebe und Freundschaft zu empfangen; den Mund stets mit dem Zug der Güte bekränzt, die Stirne stets mit dem Stempel des Gedankens gekrönt! Das Herz und die Hand und das kleine Häuschen stets offen für Gäste, Fremde, für Mitleid, Wohlthat und unbegrenzte Menschenliebe. Das ist Lamartine!

Im Aeußern hat Lamartine eine frappante Aehnlichkeit mit Metternich. Dieselbe Grazie des Benehmens, dieselbe Feinheit der Lippe und des Lächelns, derselbe tiefe und seelenvolle Blick, derselbe Schnitt der Nase, nur etwas kleiner, sowie Lamartine's Statur auch etwas kleiner als die des Fürsten Metternich ist.

Lamartine, welcher am 21. October 1791 zu Macon geboren wurde, hat also jetzt 61 Jahre. Metternich hat zu 61 Jahre auch noch mit aller Frische des Geistes, mit aller Elasticität der urwüchsigen geistigen Begabung gearbeitet. Die wahrhafte Gottbegabung wird

nicht alt; der wirkliche Geist, der vom Himmel kömmt, zählt die Jahre nicht im Erdenkalender.

Lamartine ist 64 Jahre alt, sein Haupthaar ist weiß, sein Angesicht ist blaß, aber er arbeitet unausgesetzt, er schreibt Tag und Nacht. Lamartine Cincinnatus pflügt das Papier, er zieht schwarze kleine Furchen, er legt den Samen des Gedankens hinein, und die Ernte?! — Die Ernte für die Nachwelt, den Taglohn für den Dichter!

Lamartine's höchster Ruhm, das was seinem Character, seiner Person zur Apotheose, zur Unsterblichkeit dient, ist: seine Armuth! Er ist von der höchsten Stufe Frankreichs a m herabgestiegen in seine einfache Hütte! Lamartine arbeitet mit der Unverdrossenheit eines Jünglings, eines Practikanten, mit dem Eifer eines Preisbewerbers, mit der Ausdauer eines Mathematikers! Neben ihm sitzt der Ruin, vor ihm steht die begehrende Minute, hinter ihm ein Rudel Gläubiger, die seine Besitzungen Stein für Stein, Scholle um Scholle ihm abreißen; er arbeitet unverdrossen, er jagt die bösen Stunden durch die Muse fort, er kämpft schreibend, arbeitend, dichtend, lächelnd, er ist doch stets liebenswürdig, gastfrei, großmüthig! Ja, großmüthig! Als ob man wirklich ein Dichter sein könnte, ohne Großmuth im Herzen! Als ob man wirklich singen könnte, ohne in der Brust ein Echo für alle Töne der Menschheit zu haben! Als ob man wirklich den Kuß der Muse empfangen könnte, ohne geheiligt zu sein durch Milde und Thränen, durch

Hingebung und Aufopferung für Leid und Mitleid, für Wohlthun und Wegschenkung seines innersten Menschen an die Menschheit!

Ich kann nicht umhin, einen Zug aus dem Leben dieses unsterblichen Dichters mitzutheilen.

Die Frau Lamartine's, eine der ausgezeichnetsten Malerinnen, ist der Trost seines Herzens, der Engel seines Hauses, der Schutzgeist seiner Mußestunden. Sie hat sein Herz, sein Gemüth, sie theilt seine Güte, seine Gutmüthigkeit, seinen Hang zum Wohlthun.

Eine Freundin des Hauses, Mad. Dargaud, welche sieht, daß diese Art zu leben nicht fortbestehen kann, bemächtigt sich der Wirthschaftsführung, der Hausökonomie Lamartine's. Man gibt ihr die Schlüssel zu Haus und Keller und Casse.

Eines Tages kommt eine barmherzige Schwester von der „Madelaine", für eine arme Familie Unterstützung zu suchen. Mad. Dargaud ist nicht da, sie hat den Schlüssel zur Geld-Chatouille mitgenommen. Was ist zu thun? Mad. Lamartine läßt einen Schlosser kommen, die Chatouille wird aufgebrochen, es finden sich einige Hundert Francs. Mad. Lamartine nimmt sie und drückt sie der barmherzigen Schwester in die Hand. Lamartine steht dabei, lächelt und küßt seiner Frau die wohlthätige Hand.

Es wird gewiß eine Menge Leser geben, welche hier denken: „Das ist doch zu viel!" — Sie mögen Recht haben! Aber Dichterherzen müssen nur von Dichter-

herzen, oder wieder von edlen Herzen beurtheilt werden, denn der Edelmuth ist auch Poesie!

Während des Diners saß ich an Lamartine's Seite, seine Frau mir gegenüber, an meiner anderen Seite ein alter Deputirter, Mr. Denis, der Bruder des berühmten Geschichtschreibers. Neben Mad. Lamartine saß Alexander Dumas, dann der Admiral Soisboule u. s. w. Das Gespräch kam auf die Tage der Präsidentenschaft Lamartine's. Dumas erzählte, aber was er auch sagen mochte, Mr. Denis widersprach und wollte es besser wissen. Lamartine lächelte, und sprach nur, nachdem ich ihn bat, mir als Fremder zu sagen, wer von Beiden Recht hatte, und Dumas hatte recht erzählt.

Nicht uninteressant sind folgende zwei Momente. Eines Tages meldet man der Versammlung und dem Präsidenten die Deputation vom »grand orient« (die Central-Freimaurerloge), 200 Mann!

Zu jenem Augenblick befanden sich blos vier Mitglieder der provisorischen Regierung da: Lamartine, Ledru-Rollin, Armand Marrast und Cremieux. „Ich bin kein Maurer," sagte Ledru-Rollin, ebenso sagten Cremieux und Marrast. „Ich auch nicht!" sprach Lamartine. Die Andern gingen und ließen ihn allein. Er empfing die 200 Freimaurer. Er wußte nicht was er sagen sollte. Da erblickt er die Fahne der Maurer: „Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit!" Er improvisirt eine Dichtung über diese drei Worte, drei Viertelstunden lang. Die

Deputation schrie: »Vive Lamartine!« und das Schauspiel war vorüber.

Nicht so leicht wurde es ihm bei einer Deputation der „Wollkrämplerinnen", welche ihm vorgestellt wurden! Wie er sagt, waren es lauter alte Hexen, er konnte nicht von blauen Augen, weißen Händen, blonden Locken sprechen! Er kehrte die Farbe um! Er sagte: „Ihr seid Männer, Männer des Vaterlandes u. s. w." und unter großen Schweißtropfen beendete der Verfasser „Jocelyns" seine Rede an die Wollkrämplerinnen.

Ich konnte nicht umhin, des Liedes „Sie sollen ihn nicht haben!" zu gedenken. Becker hatte, wie bekannt, seine Gedichte Lamartine gewidmet. Lamartine nicht faul, in dem guten Glauben, Becker sei wirklich ein „deutscher Dichter" und das „Sie sollen ihn nicht haben" sei wirklich ein „Nationalgedicht", schreibt ein Gedicht: »La Marseillaise de la paix«, und widmet sie wieder an Becker. (In der »Revue des deux mondes«.) Und ich fragte ihn, ob er nicht auch jetzt noch eine „Friedens-Hymne" schreiben möchte, und ich betrachte mich als einen Derjenigen, die er in der »Marseillaise« leben ließ:

»Vivent les nobles fils de la grande Allemagne!«

Während dieser Zeit fing der Admiral an, vom „Wallfischfang" zu erzählen. Dumas erzählte nun vom Wallfischfang, von den Seelands-Inseln, von der dreifachen Art des Fanges, von der Eigenthümlichkeit der Wallfischfänger, von allen Einzelnheiten der Wallfische

u. s. w. „Ach!" sagte der Admiral, „Sie haben also lange Zeit auf jenen Inseln gelebt?" Dumas lachte und sagte: „Niemals!" Der Admiral konnte nicht glauben, daß ein Mensch alle diese Details wissen könnte, ohne sie augenzeuglich mitgemacht zu haben. Dieser Zug von Dumas erklärt zum Theil seine Fruchtbarkeit und seine Phantasiethätigkeit!

Nach dem Diner blieben wir noch lange zusammen im kleinen Garten Lamartine's und verließen erst gegen Mitternacht die Laren dieses Hauses, welche das Haupt eines der ersten Geister des Jahrhunderts bewachen.

Ich ging mit Dumas im Mondschein entlang, wir sprachen von Lamartine und seiner politischen Mission, und Dumas sagte die ebenso geistreichen als historisch-wichtigen Worte: „Die ganze Sache ist die, Lamartine war als Präsident lyrischer Dichter, wäre er dramatischer Dichter gewesen, die Sache hätte anders geendet!" — Es liegt eine erschreckende Wahrheit in diesen Worten. Ich war so frei, dann zu fragen: „War Changarnier also dramatischer Dichter?" —

Wir trennten uns an der Madelaine, die Erinnerung aber an diesen Abend wird mir für stets eine unendlich interessante und kostbare sein.

Paris, 28. Juli 1855.

Ein Grab und ein Bett in Paris; oder: ein Besuch bei Börne und bei Heine.

Es ist jetzt ein Vierteljahrhundert, daß ich hier in Paris mit Börne zusammenwohnte, rue de Provence 24.

Fast jeden Morgen oder Abend kam Börne, in seinen braunen Pelzschlafrock gehüllt, in mein Zimmer, setzte sich an den Camin, schürte das Feuer an und sagte: „Nun, Saphir, helfen Sie mir, an nichts denken.“ Er behauptete nämlich, er befinde sich nur dann wohl, wenn er an gar nichts denkt, das könne er aber nicht allein, dazu müsse ihm immer Jemand helfen. Namentlich aber, sagte er, gelänge es ihm ganz und gar an nichts zu denken, wenn ein deutscher Professor mit ihm discurirt.

„Aber,“ erwiderte ich, „ich bin ja kein Professor, im Gegentheil, ich leide an Diarrhöe.“

„Thut nichts,“ sagte Börne, „Sie sind erst aus Deutschland gekommen, ich weiß, Sie waren ein Freund von Hegel, Sie müssen mir helfen, an nichts denken.“ — Darauf schürte er das Feuer an, legte Holz nach und sah in die Flammen.

Er litt immer an Kälte. Wenn ich bei ihm war, schrieb er zuweilen, zwischen jeder Zeile stand er auf, um sich am Camin zu wärmen. Er arbeitete sehr lang-

sam, ging inzwischen oft fünf Minuten lang auf und ab und schrieb wieder zwei Zeilen. Wenn ich ihn verlassen wollte, um ihn nicht zu stören, sagte er: »Au contraire, bleiben Sie hier, da stören Sie mich nicht, aber wenn Sie oben in Ihrem Zimmer auf- und abgehen*), da geben Sie meinen Gedanken lauter Fußtritte." — Ich arbeite sehr schnell; eines Tages kam Börne gegen 12 Uhr Mittags zu mir hinauf und sagte: „Heute haben Sie Ihre Vorlesung im Salon Bossange, über was werden Sie lesen?" —

„Heute?" rief ich erschrocken aus; „heute? Schwerenoth, daran hab' ich ganz vergessen! Nun muß ich mich gleich darüber machen."

„Sie haben gewiß über den »Boeuf gras« gestern, über den Zug des Faschingsochsen, daran vergessen."

„Gewiß! aber der Ochs muß mir das vergüten! Einer hilft dem Andern! Ich werde über „den Zug des Faschingsochsen durch Paris" lesen."

„Gut," sagte Börne, „ich will Euch nicht stören, thut, als ob ich hier gar nicht wäre."

Er setzte sich an den Camin, ich an den Schreibtisch, und mein Ochs hatte in einer Stunde solche Fortschritte gemacht, daß wir Beide ein bischen ruhen konnten.

„Wie sind Sie glücklich," sagte Börne, „so geschwind zu arbeiten, ich kann das nicht!"

---

*) Er erzählt das selbst in seinen „Pariser Briefen".

„Ja", entgegnete ich, „daher hält Ihre Arbeit für die Ewigkeit, meine aber ist bald zerbrochen und unbrauchbar!"

Als ich eines Abends zu Louis Philipp in's palais royal geladen ward, sagte Börne: „Grüßen Sie mir Alle und bringen Sie mir ein Stückchen bürgerliches Königthum mit, weil es noch frisch ist."

Der Mensch, jeder Mensch ist ein Talleyrand! Es sind 25 Jahre und ich stieg in den gelben Handschuhen, der weißen Cravatte und im schwarzen Frack die Treppe im palais royal hinauf und machte dem bürgerlichen Königthume tiefe Bücklinge und nach 25 Jahren ziehe ich wieder gelbe Handschuhe, weiße Cravatte, schwarzen Frack an, steige dieselbe Treppe im palais royal hinauf und machte dieselben tiefen Bücklinge dem Kaiserthum, und ich bin doch kein Talleyrand und kein Höfling und auch kein politischer Wetterhahn und auch kein Protectionsjäger, ich bin nichts als ein außer allen Beziehungen stehender reisender Schriftsteller, der Alles sehen und kennen lernen will, um darüber manches in sein Blatt und wieder hinter's Ohr zu schreiben.

Es thut mir nur herzlich leid, daß ich nicht hoffen kann, zu erleben, für wen ich mir in noch 25 Jahren hier wieder die gelben Handschuhe, die weiße Cravatte und den schwarzen Frack anziehen werde —!

25 Jahre und das Königthum ist todt und Börne auch. Börne! auch ein König! Er trug die Geisteskrone und die Dornenkrone! Er führte die Feder wie ein

Scepter; sein Reich war die Phantasie, sein Thron der Schreibtisch! Als ich dazumal Paris verließ und Abschied von ihm nahm, sagte er: „Auf Wiedersehen! oben oder unten!“ Und ich drückte seine schmächtige Hand und erwiderte: „Oder in der juste milieu zwischen oben und unten noch hier auf der Erde!“

Ich sollte Börne auf der Erde nicht wieder sehen! Also „oben“ oder „unten“! Jedoch wo ist „oben“ und wo ist „unten“? In einer Zeit und in einem Lande, wo heute oben ist, was gestern unten war, und morgen vielleicht unten, was heute oben ist, in einer solchen Zeit ist das Rendezvous: „oben“ oder „unten“ ein sehr unbestimmtes.

Börne ist jetzt gewiß oben! Er war schon im Leben oben, hoch oben über dem Leben, über dem Schmutz der Erde. Er liegt unten, aber er lebt oben!

Börne liegt in fremder Erde! in fremdem Boden! Paris wurde sein St. Helena, père la chaise sein Longwood, der Buchhändler Campe sein Sir Hudson Lowe.

Frankreich hat Napoleons Asche wieder verlangt, Deutschland sollte Börne's Asche aus dem fremden Boden zurückverlangen. Deutschland sollte zu Frankreich sagen: „Gebt mir heraus diesen Todten! Wollt ihr wissen, für wen er gestorben? Für mich ist er gestorben!“

Ja Börne ist an und für Deutschland gestorben! Er hat Deutschland geliebt, und weil er es geliebt hat,

hat er es verlassen, wie ein edler Mann sich von der Geliebten losreißt, die mit ihm und mit der er nicht glücklich sein kann! Er hat Deutschland geliebt, er hat die Deutschen geliebt, sowie jeder ehrliche Deutsche sein Vaterland liebt, wenn er auch über Vieles in seinem Vaterlande weint oder lacht! Börne hat sich nach Deutschland gesehnt, sein geschriebener Zorn über Deutschland ist nichts als sein deutsches Heimweh, welches er in Salz und Säuren frisch erhielt, welches er mit Witz und Spott zu betäuben, fortzujagen trachtete.

Die deutschen Correspondenten in Paris sagten in der „Allg. Augsb. Zeitung.“: „Börne schmeichelt den Franzosen,“ so wie sie jetzt sagen: „Saphir schmeichelt den Franzosen.“

Diese deutschen Läuse in dem Wallfisch „Paris“ haben in der „Augsb. Allg. Ztg.“ den würdigen Kopfgrind gefunden, darinnen zu wimmeln. Diese allgemeine Gemeine für alle, diese politische femme entretenue der verschiedensten Parteien, diese Maria Stuart, die noch ärger ist als ihr Ruf — o Himmel — die nur eine politische Gesinnung hat: „den Débit in alle Länder und keine Postporto-Erhöhung“, die ist von der Nemesis ereilt worden! Ihre Abonnenten vermindern sich mit jeder Runzel, welche ihr altes Angesicht heimsucht, ihr Credit ist so tief gesunken, daß er bald den Geist, der sie beseelt, erreicht haben wird. — O Himmel! —

Zu jenem Ungeziefer, welches die Pariser Correspondenten der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ in

Paris sich gegenseitig abjagen, um es in den Spalten jener Zeitung loskriechen zu lassen, gehörte auch die Anschuldigung: „Börne schmeichelte den Franzosen!"

Börne und Schmeicheln! Ein Löwe, dem man nachsagt, er macht einen Katzenbuckel!

Er schmeichelte den Franzosen, das meinten die Franzosen, und die deutschen Correspondenten in Paris, welche als das Nektar schlürfen, was sie einem Franzosen abhorchen, um es seidelweise in deutschen Journalen auszuschenken, sagten es den Franzosen nach!

Die Franzosen waren nicht im Stande, aus der Bitterkeit und aus den salzigen Worten Börne's über Deutschland die Liebe Börne's zu Deutschland, den Schmerz Börne's über Deutschland, die Mühe Börne's diese Liebe und diesen Schmerz aus sich wegätzen zu wollen, aufzufassen, herauszufinden und zu verstehen!

Börne liegt in französischer Erde! Er liegt allein! Er liegt fern von dem Volk, das er geliebt, für das er geweint, gelitten und gestritten hat. Am Tage Allerseelen tönt kein deutscher Laut, blüht kein deutsches Blümchen auf seinem Grab.

Dann und wann kömmt ein deutscher Weinreisender, ein Handelsbeflissener aus seiner Vaterstadt Frankfurt am Main, ein jüdisches Banquiersöhnchen aus der Vaterstadt Nantes, und sie haben in ihrem Notizenbuch angemerkt, was sie in Paris für „Curiositäten" besuchen müssen, und da steht: „Thiergarten" — »Bal Mabille« — »Grisetten« — „Börne's Grab" u. s. w.!

Aber Frankfurt am Main sollte Börne's Leiche reclamiren! Nicht Goethe und nicht Börne haben ihrer Vaterstadt die Ehre erzeigt, in ihr zu sterben, und doch ist Frankfurt am Main die Stadt dazu, wo jeder große Mann gleich begraben ist! Frankfurt am Main hat Goethe ein Denkmal gesetzt, weil er ihm das Vergnügen gemacht hat, Minister zu werden. Aber seine Statue in Frankfurt am Main haben sie mit großem Scharfsinn aufgestellt, Goethe kehrt nämlich der Kunstanstalt, dem Theater, den Rücken zu.

Frankfurt am Main setzt Börne deshalb kein Denkmal, weil es nicht weiß, wie es seine Statue setzen wollte, d. h. welcher Seite in Frankfurt er nicht den Rücken zukehren sollte.

Börne's Grab in Paris ist mehr als einfach. Eine erbärmliche Büste steht in einer kleinen, dunklen Nische und die paar Zeilen auf dem Steine sind nicht mehr zu lesen! Nicht ein Blümchen steht auf dem Grab, zwei halbverdorrte gelbe Kränze hängen an den Eisenstäben, die das Grab umgittern!

Guter Börne! Auch im Tode noch von Eisenstäben umgittert! Ich legte einen vollen frischen Kranz auf das Grab.

Edler Schatten! Freund, Landsmann, Bruder im Apoll und Mitpilgerer auf der Wallfahrt des Geistes! leb' wohl! Leb' wohl, Du edler Todter! und rufe mir zur Vergeltung dieser Worte von oben zu: „Sterbe wohl, Du guter Lebender!“

Von Börne's Grab zu Heine's Krankenbett!

Sollte es vielleicht im Buch des Schicksals stehen, die deutschen Humoristen sollen in französischer Erde ruhen! Ich muß machen, daß ich fortkomme, das Schicksal könnte mich für einen Humoristen halten!

Heine war lange nicht im Stande, Besuche anzunehmen; er war sehr leidend. Seit einigen Tagen ist er etwas besser.

Herr Steinitzer, mit dem ich zu Heine gehen wollte, brachte mir dieser Tage ein Briefchen, welches Heine an ihn richtete und in welchem er sagt: „Es wird mir viel Vergnügen machen, wenn mir Herr Saphir die Ehre seines Besuches erzeugt, ich werde das Beste, was man mir in meiner kummervollen Lage anbieten kann, nämlich einige erheiternde Augenblicke, mit Dank annehmen. Herr Saphir ist einer der geistreichsten Männer Deutschlands, und wir haben sehr viele gemeinschaftliche Feinde; dabei soll er sehr gutmüthig sein, was doch auch eine gute Eigenschaft ist." —

Herr Heine erzeugt mir zu viel Ehre, wenn er glaubt, ich habe so viele Feinde wie er, so geistreich bin ich nicht, und solch' einen Ruhm hab' ich auch nicht, um so viel Feinde zu haben wie er. Ich war einen Augenblick lang Heine's Feind, als er Börne nach dem Tode so hart behandelte. Ich habe Heine darüber recht bitterböse angelassen. Ich habe ihm das, bevor ich ihn besuchte, ganz offen sagen lassen, da alle Unwahrheit und jede zweideutige Lebensweise meiner Natur verhaßt

und unmöglich ist! Ich war Heine dazumal bitterböse, ich habe mich darüber ausgeschrieben. Das war ich den Manen meines edlen Freundes Börne schuldig.

Darüber sind fünfzehn Jahre vergangen! Ich habe Heine stets als herrlichen Dichter, als einen der geistreichsten Schriftsteller und als eine der witzigsten, oder was ebensoviel ist, als eine der kratzendsten Federn des Jahrhunderts anerkannt. Verschiedenheit der Ansichten und Gesinnungen ist unter geistreichen Menschen kein Grundrecht zur Verläugnung des gegenseitigen Talentes und Genies.

Nachdem ich mich also Heine darüber offen erklärte, besuchte ich ihn.

Heine wohnt jetzt Nr. 3, avenue Matignon, in den champs élysées im fünften Stock.

Ein weiblicher Domestique meldete mich an. Ich trat in ein sehr verdunkeltes Cabinet. Das Cabinet war durch einen Schirm in zwei Theile getheilt. Selbst halb blind, tappte ich mich vorwärts, da tönte es von hinter dem Schirm hervor. „Ist's der wirkliche Saphir?“ Ich erkannte Heine's Stimme nicht wieder, welches auch schwer gewesen wäre, da ich ihn seit 1827 nicht sprach.

Ich trat hinter den Schirm, das Dunkle des Zimmers war mir nach und nach nicht mehr so dunkel, ich trat näher an Heine's Bett, an das Leidensbett, an welchem dieser Prometheus, der vielleicht zu viel Feuer getrunken, himmlisches und irdisches, seit vier Jahren gefesselt liegt. Aber kein Geier nagt an seiner Leber, denn er schreibt und

spricht noch frisch von der Leber weg; auch nagt kein Geier an seinem Herzen, denn er hat sein Herz gefeit vor den Krallen der ätherischen Liebe, und auch an seinem Gewissen nagt kein Geier, denn Heine weiß dieses Gewissen so zu verstecken, daß kein Geier weiß, wo es anzupacken sei.

Seit vier Jahren ringt Heine's Körper mit dem Tod! Aber sein Körper hat einen Verbündeten gefunden, mächtiger als eine Allianz, einen Verbündeten, der dem Körper seine Existenz garantirt, nämlich: Heine's Geist! Alle Körper, besonders fleischliche, werden in Spiritus gelegt, um von außen her conservirt zu werden; Heine's Körper wird von innen conservirt, der Spiritus in Heine erhält das irdische Futteral dieses Geistes.

Als A. T. E. Hoffmann das Rückenmark gebrannt bekommen hatte, sagte er zu Chamisso, der ihn gleich darauf besuchte: „Riechen sie den Teufelsbraten? Ich bin geschmort worden!"

Das ist ein gräßlicher Humor, aber er flößt Respect ein; der Humor, der mit dem Teufel ein Wettrennen beginnt, der muß, wenn er verliert, mit Humor zum Teufel gehen!

Der Weise kennt keinen Schmerz, der Stoiker läugnet ihn, das ist kein Verdienst! Aber dem Schmerz in die Augen sehen, den wüthendsten Schmerz in seinen Gliedern auf- und abgehen fühlen, den Kuß des Todes in Jahresraten auf seinem Angesicht fühlen, die Auflösung jahrelang löffelweise einnehmen, die Verwesung aus dem Grabe sich entgegenkommen sehen, in kleinen

Portionen verweisen, und da noch seinen Humor haben, da noch dem steten Schmerz mit steter Laune in's Gesicht lachen, da noch mit innerer Lustigkeit, mit unverwüstlichem Geist dem körperlichen Elend zurufen: „Du vermagst nichts über meinen innern „Menschen," das ist ein denkwürdiges, ein psychologisch interessantes, ein geistig erhebendes, ein moralisch tröstendes Schauspiel!

Heinrich Heine in seinem Bette ist ungefähr ganz und gar so groß wie ein Jean Piccolo, es ist vom Menschen grade noch so viel dageblieben, als nöthig ist, um dieser Fülle von Poesie, Laune, Humor, blendendem Witz und — satanischer Bosheit zum Aufbewahrungsgefäß zu dienen.

Heine streckte mir seine Hand entgegen! eine Hand? ein Händchen von einer Mumie! Und dieses Knochenmodell einer Hand schreibt noch „Lutece", „Salon", „Romancero", und all' die wundersam duftigen, wundersam witzigen, wundersam poetischen und wundersam abscheulichen Dinge durcheinand!

Heine muß, wie bekannt, mit der einen Hand sein Augenlid in die Höhe heben, wenn er Jemand sehen will. Aber in diesem Augenblick, wenn er den Vorhang von seinem Auge aufzieht, bietet dieses ein Theater mit griechischem Feuer beleuchtet dar, dieser Blick ist noch Licht, dieses Licht ist noch ein Strahl, und dieser Strahl bringt noch ein Prisma voll farbiger Gestaltungen und Eindrücke.

Heine ist ganz und gar der alte Heine, um 30

Jahre älter, um 50 Pfund leichter und viele Zoll kürzer, um ein Auge ärmer, um zwei Füße von der Gicht betrogen, von Amor in Stich gelassen und von Eros bestraft, aber es ist doch der alte Heine an Geist und Gedanken, an Wort, Ausdruck, Gefühl und Empfindungsweise.

Die irdische Vase ist zertrümmert, der Henkel abgebrochen, der Sockel zermürbt, die Farben abgeblaßt, aber das Potpourri der poetischen Blumen, die Blätter und Blüthen in dieser Vase sind geblieben, die Rosen — und die Dornen.

Ach, es ist schade, daß dieses Genie an nichts glaubt, nicht einmal an sich, und das ist der schlimmste Unglaube! Wer an sich selbst nicht glaubt, glaubt nicht an Gott; denn jeder Mensch muß ein Stück Gottheit in sich glauben. Heine's wundervolle, sinnige, blendende Poesie hebt die Erde zum Himmel empor, aber leider verpflanzt sie auch den Himmel auf die Erde! Heine weiß aus allen Materien Geist zu ziehen, er vergeistigt die Materie, aber dafür ist ihm aller Geist, der Geist der Natur, der höchste Geist auch nur Materie; Heine's geistiger Athem ist unendlich, aber es ist ein Samum, er versengt! Dieser Athem streift die Blume, die Blume öffnet diesem sonnigen Athem den lieblichen Busen, der Athem fährt über sie hin, sie ist verbrannt, welk gesungen. Dieser würzige Athem berührt die Lotosblume Poesie, die Lotos erschließt diesem Athem das Räthsel ihres Duftes, die Geheimschrift ihrer Blätter, den Zauber

ihres Daseins, aber der Athem, der sie öffnet, tödtet sie, der Hauch, der ihr die Seele entwickelt, vergiftet sie! *)

Aber welche Frischheit der Ideen, welche Triebkraft der Phantasie, welche Farbenmischung, welcher gedämmerte Styl und welcher Wechsel der Perspective in Schilderung und Staffage!

Die Franzosen begreifen nicht recht, wie Geist und Witz und Lyrik an und für sich Berechtigungen der Literatur, des Genius sind. Amédée de Cesena fragte: „Aber was will Heine? Welchen Zweck haben seine Genialitäten? Was ist das Ziel dieser Gedanken-Wettrennen? Wohin gehen diese Strahlen, welche sich von den Sternen losmachten?" (détaché des étoiles) Amédée de Cesena könnte ebensogut fragen: „Was will die Rose? Welchen Zweck haben die Töne der Nachtigall? Was ist das Ziel aller dieser Blumendüfte und wohin gehen alle die Wolkenzüge und Zephirlüfte?"

Ein Ziegelstein muß einen Zweck haben, der Demant ist sein eigener Zweck. Der Reisende steckt sich ein Ziel vor, der Spaziergänger nicht, der Wegweiser muß uns ein „wohin?" zeigen, aber die Blume, die Quelle, das Echo, der Wälderduft, die lachende Landschaft, welche den Reiz und den Schmuck des Weges bilden,

---

*) Ich werde in späteren „Pariser Briefen" das nachholen, was zur Vervollständigung meines Urtheils über den jetzigen Heine nöthig ist.

sagen nie: wohin! — Heine's Bosheiten selbst, glaub' ich, haben auch keinen Zweck, sie sind bei ihm eben auch eine Formation seines Geistes. Er fragt sie auch nicht: wohin? Er bekümmert sich nicht um ihre Wirkung. —

Ich sprach mit ihm davon, von den vielen Verletzungen, welchen er selbst Freunden anthut. „Ach," sagte er, „über wen soll man denn Witze machen als über seine Freunde? Die Feinde nehmen es einem gleich übel! Die Freunde eben sollen uns die Freundschaft erzeugen, unsere Witze nicht übel zu nehmen." — Ich muß gestehen, da ist doch Methode d'rin!

„Mit meinen Finanzen," sagte Heine, „bin ich immer brouillirt, ich habe immer weniger als ich brauche."

„O," erwiderte ich, „das kenn' ich, wir sagen immer: „ich habe weniger als ich brauche," aber wir sollten eigentlich sagen: „Ich brauche mehr als ich habe."

„Ich habe," fuhr Heine fort, „6000 Francs jährlich von meiner Familie und 6000 Francs von Champe in Hamburg, das sind jährlich 12,000 Francs Renten, ich brauche aber wenigstens 20,000 Francs! Wie viel brauchen Sie?"

„Mein lieber Heine," erwiderte ich, „die Berechnung ist leicht. Sie haben mehr als 12,000 Frcs. Renten und brauchen dennoch 20,000 Frcs. Stellen Sie sich vor, wie viel ich erst brauche, der ich gar keine Renten habe."

In diesem Augenblicke brachte die Dienerin einen Brief, er ließ die Fenstervorhänge zurückschlagen und ich sah Heine's Angesicht deutlich. Ein wahres leidendes Lazarus-Angesicht, hohle, bleiche Wangen, spärliches Haar, der Bart weiß und struppicht, die Stirne weit hervortretend und die Augen tief in ihre Höhlen zurückgezogen und zugedeckt. Heine ist schlaflos und braucht die Nacht hindurch unzähligemal die Bedienung zu hundert Dingen, und doch darf kein Licht im Zimmer sein und auch kein lebendes Wesen kann er des Nachts um sich dulden, er muß allein sein! Allein wach mit seinen Schmerzen, mit seinen Leiden, aber auch mit seinen Gedanken und wachen Träumen.

Er ist verheirathet, seine Frau hab' ich nicht gesehen, hab' auch den Wunsch nicht geäußert; sie soll eine stattliche, starke Person sein. Das ist Alles, was ihre Biographen von ihr wissen — oder aussagen. Daß der Sänger des „Buches der Lieder" nach Loreley und so weiter an einer „stattlichen starken Person" ehegespenslich hängen blieb, ist ein Heine'scher Witz des Schicksals. Völker und Frauen, von welchen die Blätter der Geschichte nichts sagen als: „eine stattliche, starke Person!" mögen höchst respectabel sein, aber nicht — interessant. Heine liebt noch immer vorzüglich jüdische Witze.

Ich fragte Heine, ob seine Frau deutsch spreche; „nur zwei Worte," war seine Antwort: »Nebbech« und »Jose«. (Das erste Wort ist ein Klageausruf und

das zweite heißt „schön".) „So?" sagte ich, „das sind blos zwei eigene Namen, der erste ist Ihr eigener Name und der zweite der Ihrer Frau."

Heine ist jetzt wieder doch so weit, daß er manches selbst schreiben kann. Er dictirt sonst, aber er hat alle acht Tage einen andern Schreiber, es kann ihm nicht so bald Jemand zurecht sein.

Obschon zur Zeit, als wir uns das letztemal in Frankfurt sahen, Börne stets mit mir war, vermied es heute sowohl Heine als ich, den Namen „Börne" auszusprechen.

Ich bin von Heine's Krankenbett noch verdüsterter weggegangen als von Börne's Grab. Drei Humoristen der deutschen Gegenwart, zwei große und ein kleiner, davon ist einer todt in Frankreich begraben, einer lebendig in Deutschland begraben, und einer, der in Deutschland nicht leben und in Frankreich nicht sterben kann!

Paris, 29. Juli 1855.

Ein Morgen bei Alexander Dumas.

Der Diener Dumas' hatte den Auftrag, mich ausnahmsweise jederzeit eintreten zu lassen. Ich kam gestern um 9 Uhr Morgens.

In der rue d'Amsterdam 77 bewohnt Dumas ein Häuschen und Garten ganz für sich allein.

Im ersten Stock ist das Arbeitszimmer seiner Tochter Marie. Sie ist ein ausgezeichnetes Malertalent.

Ihr Zimmer ist ein Atelier, ein Museum, ein exotischer Blumengarten, eine Bildergalerie, ein Raritätencabinet, ein orientalischer Tempel zugleich. Zeichnungen, Croquis, Statuetten, Blumenvasen, ausgestopfte Vögel, Lampen, Münzen, Stickereien, Teppiche, Schirme; alles durcheinander, übereinander, nebeneinander! Methode in der Unordnung, System im Durcheinander, studirter Geschmack in anscheinender Zufälligkeit.

Eine Treppe höher ist das Arbeitszimmer Dumas'. Hier ist zuerst nichts und dann Chaos, und aus diesem Nichts und Chaos schafft Dumas eine Welt, seine Welt. Zu diesem Chaos von Tinte, Papierstreifen, Federn, Büchern und Brochuren sagt Dumas: „Dieses Papier soll erzeugen allerlei Leben, Meer und Erde, Himmel, Sonne, Sterne, Menschen und sonstiges lebendes Wesen," und also geschieht's.

An den Wänden des Zimmers sind türkische Divans, auf Camin und Gesimse ein pêle-mêle von cadeaux und souvenirs: »Donné par le Prince etc.« — »Hommage à Alexandre Dumas par le Princess etc.« u. s. w. An den Wänden hängen allerlei Bilder, auf Sessel und Fauteuils Bücher, Cartons, Dictionnärs, Damascener Säbel, Pistolen, Albums u. s. w.

In der Mitte des Zimmers steht ein breiter, langer, flacher Tisch, ein Schreibzeug in der Mitte, und auf diesem Tisch unzählige große blaue Papierbogen, in lauter einzelnen halbgeschnittenen Bogen; und auf diese Streifen, stets auf einer Seite, schreibt Dumas zugleich

die »Histoire de ma vie«, die »Mohicans de Paris«, die »Mémoires de Mad. Dorval«, die Urtheile über Mad. Ristori und noch hundert andere Dinge.

Es ist unglaublich, mit welcher Schnelligkeit, mit welcher Vielfachheit Dumas schreibt. Dumas hat vier Hände, zwanzig Finger, aber selbst die reichen nicht hin, um seinen schaffenden Geist und seiner beflügelten Phantasie, um seiner quellenden Erfindungsgabe und dem Sprudeln seines Styls nachzukommen. Nur wer Dumas arbeiten gesehen hat, kann es glauben, wenn auch nicht begreifen, daß er über tausend Bände verfaßt hat! Während er arbeitet, spricht er mit seinen Besuchern, ordnet er seine Diener an, arrangirt er sein Blatt, ertheilt er Rath und hört zehn Menschen an, von welchen ihn jeder in einer andern Angelegenheit spricht.

Er arbeitet in einem tropischen Negligé, wie es seine tropische Natur, seine tropische Phantasie erheischt. In Pantoffeln und Nankinpantalon, im bunten Hemd, ohne Gilet, ohne Halsbinde; stark und groß, von muskulöser Structur, mit dichtem, emporgesträubtem Haar, dröhnt der Boden unter ihm. Sein Auge ist gedankenvoll, sein Blick dennoch mild, stark ausgeprägte Züge drücken eine frohe und herzensgute Stimmung aus. Er lächelt vortrefflich, spricht schnell, laut, mit Feuer, und belebt sich im Gespräch immer mehr. Sein Gesicht trägt eine innere Gutmüthigkeit im Ausdruck.

Nur wenn Dumas in Dumas angegriffen wird, nur wenn man seine geistige Individualität verletzt, fliegt

der Creole über dieses Angesicht! Da wird das Uebermeer-Blut in der Gesichtsfarbe sichtbar, da nehmen seine Blicke die Gestalt von Tigerpfeilen an, und der Panther trägt auf einen Augenblick seinen Ausdruck auf die Gesichtszüge des Menschen über. Aber dieser Moment geht bald vorüber und Dumas ist wieder der alte, frohe, joviale, liebenswürdige, herzlich-gute Mensch.

Dumas ist von einer kindlichen Herzensgüte, der edelsten Aufopferung fähig. Er gibt Alles hin an die Menschheit, er ist für jeden mit Rath und That bereit. Dumas hat viele Feinde, namentlich unter den jüngern Schriftstellern und Feuilletonisten! Wie kann es auch anders sein? Ein solches Genie und keine Feinde?! Eine solche colossale Reputation und keinen Neid?! Diese kleinen Geister nergeln an dieser großen Individualität, an diesem Weltrenommée. Er läßt sie nergeln und geht seiner Wege. Er ist der Freund, der intime Freund von Lamartine, Victor Hugo, Berenger, Emilie Girardin, St. Beuve u. s. w., u. s. w., er ist der Augapfel der höhern Gesellschaft, er ist die Seele dieser Cirkel. Ich habe ihn in den Salons der Napoleoniden gesehen, wo man ihn mit Herzlichkeit bedeckt.

Ich habe schon erwähnt, daß ich ihn auch bei der Prinzessin Mathilde sah.

Die Prinzessin Mathilde besitzt keine Handschrift von Napoleon I. Dumas besitzt einen Brief von ihm. Dumas wollte sich von diesem Briefe nicht trennen, den die Prinzessin so sehnlich wünschte. Ich war der glück-

liche Mittler, daß Dumas der Prinzessin den Brief gibt. Sie läßt die Unterschrift, den Namenszug Napoleons herabschneiden und unter Demanten in ein Armband fassen.

Es war 9 Uhr Morgens, als ich letztlich zu Dumas kam. Er lag auf dem Boden auf einem Teppich, streckte mir die Hand entgegen: »Ah, mon cher Saphir!« sprang auf und setzte sich zu mir auf den Divan. »A présent je suis tout à vous!« Aber kaum hatten wir zehn Worte gewechselt, da fing die Wallfahrt der Besucher an. Zuerst der junge Herzog von Schleswig-Holstein, den wir am Vorabend beim Prinzen Napoleon sprachen, und der sich bei Dumas die Gunst erbat, ihn besuchen zu dürfen. Kaum sind sechs Minuten verflossen, kömmt ein Präsident, dessen Namen ich vergaß, »rien que deux mots, cher Dumas!« Die zwei Worte werden 200. Ich will gehen, Dumas sagte: »Non, mon cher Saphir, à présent je suis tout à vous!« Nach einigen Augenblicken kömmt Mad. Dasch, eine Schriftstellerin, und bittet nur um zwei Worte. Während dem kömmt der Verleger der »Histoire de ma vie« und verlangt für's Feuilleton die Fortsetzung. »À l'instant!« sagt Dumas, setzt sich nieder und füllt schnell einen langen halben Bogen und gibt ihn mit. Nun aber will ich wirklich gehen. »Non, nous causerons encore!« Da kommt wieder Jemand, wer ist's? Der Maler B. aus Brüssel hat mit dem Brüsseler Expositions-Commissär Werms de Romilly einen Ehrenhandel, Dumas soll

secundiren. Dumas acceptirt, schreibt an den Secundanten des Gegners und setzt sich wieder zu mir. Wir beginnen unser Gespräch kaum, kömmt Méry und wünscht, Dumas möchte Abends der Probe seines Stückes beiwohnen, da er der Sache so ungeheurer Meister ist. Méry's Ambassade geht, nun hoffen wir allein zu sein, umsonst! Die Erben der Mad. Dorval eine der ersten Tragödinnen Frankreichs schicken ihm eine Bibel, welche einen Theil ihrer Lebensgeschichte ausmacht, er soll sie in Augenschein nehmen und in der Biographie schildern!

So wird's eilf Uhr, ich will nun endlich im Ernst gehen, »O non, vous dejeûnerez avec moi!«

Wir steigen hinab in den Gartensalen zum Frühstück. Aber Dumas ist selbst Koch. Er macht sich sein »Filet aux pommes« selbst; indessen besah' ich die Tapeten u. s. w. Nun kömmt Dumas mit seinem neuesten Werk, welches der Bediente hinter ihm her dampfend nachbringt.

Wir setzen uns zu Tische, da steht Schinken, Kälbernes, Roßboeufs, Melonen, Filet, Omelette, Bordeaux, Thee, Caffee und Liqueure. Wir wollen uns an's Geschäft machen, aber noch nicht! Man bringt eine Ladung köstlicher Blumen- und Pflanzengeschirre, die eine nicht genannt sein wollende Dame Dumas für seinen Garten schickt. Dumas springt auf, ruft seinen Gärtner, aber voll Ungeduld streift er die Hemdärmeln auf und fängt an die Blumentöpfe selbst in die lockere Erde seines Gartens zu setzen. Ich nicht faul, helfe ihm und

wir kehren mit Händen voll Gartenerde in den Speisesaal zurück.

Wir beginnen das Frühstück, aber ich sehe, Dumas ist voller Unruhe, er schaut hin und her, ihm fehlt etwas! »Qu'avez-vous donc?« frug ich. Er ruft den Bedienten, ihm fehlen seine Mitesser. Der Bediente öffnete eine kleine Gartenthüre und es hüpfen und flattern herein kleine Perlhühnchen, Wildenten, Schopftauben u. s. w., und sie umringen den Sessel Dumas' und Dumas ist seelenvergnügt, er kann nicht frühstücken ohne diesen seinen Gartenbewohnern Brot und Futter von seinem Tisch gestreut zu haben. Es fehlt ein kleines Entchen! „Wo ist das kleine Entchen?" — Der Diener sagt, es sei ihm was Menschliches begegnet. Dumas ist untröstlich, das Frühstück schmeckt ihm nicht mehr.

Von welcher Herzensgüte Dumas ist, mögen folgende zwei Züge sprechen.

Dumas hat 800 Francs zu bezahlen. Dumas ist nicht zu jeder Minute Herr über 800 baare Francs. Aber nun hat er sie, er wirft sich in sein Cabriolet, welches er immer hat, um die 800 Francs zu bezahlen.

Während er fährt, sieht er, daß der Cabrioletkutscher traurig ist und weint.

„Was ist's, Jean?"

„Nichts!" sagte der Kutscher. Aber Dumas dringt in ihn und der Kutscher erzählt, daß ihm gestern ein Unglück zukam, er stürzte, Pferd und Cabriolet sind zu

Grunde gegangen. Dies Cabriolet habe ihm ein anderer Cabrioletkutscher für heute geliehen; er hat fünf Kinder und ist nun ein Bettler!

„Wie viel brauchst Du zu Pferd und Cabriolet?"

„Wenigstens 600 Francs."

„Halt!"

Der Kutscher hält; Dumas gibt ihm 600 Francs. „Hier, mein Freund, wenn Du's hast, wirst Du mir's bezahlen, erziehe Deine Kinder ordentlich!" Damit gibt er ihm 600 Francs, geht zu Fuß fort, um sich, Gott weiß wie, andere 600 Francs aufzutreiben.

Eines Tages kömmt ein Freund, ein junger Schriftsteller, zu ihm, und klagt ihm, er ist verliebt, er hat eine engelsschöne Braut, sie könnten glücklich sein, ewig glücklich, wenn er 30,000 Francs hätte!

„30,000 Francs!" sagt Dumas, „Sie sehen wohl, daß ich nicht im Stande bin zu helfen!"

„Doch! doch! Sie können uns auf ewig glücklich machen! Sie allein haben das Weh' und Wohl zweier Herzen in Ihrer Hand!"

„Ich? Wie denn? Ist das möglich?"

„Ja, so ist es! Ich habe ein Buch in zwei Bänden unter dem Titel: „Die beiden Dianen" geschrieben. Der Verleger will mir 30,000 Francs Honorar geben, aber nur unter einer Bedingung!"

„Unter welcher, mein Liebster?"

„Daß Sie Ihren Namen zu diesem Werke hergeben!"

„Aber das ist ja unerhört! Das ist ja nicht schriftstellerisch!"

„Das ist wahr! Aber es ist das einzige Mittel, mich und meine theure Geliebte vor Verzweiflung zu retten!"

Und Dumas, gerührt von dem Schmerz des jungen Mannes, von der Wahrheit und Innigkeit dieses Schmerzes, wirft den Rock um, geht mit ihm zum Verleger, gibt seinen Namen her, der Verleger zählt 30,000 Frcs. auf's Bret hin! Nach acht Tagen ist das selige Paar vermält; in einem Jahr ist der junge Dichter Vater eines herrlichen Jungen und Dumas Vater von zwei Bänden, die er nicht gemacht hat!

Es ist vielleicht nicht ganz in der Ordnung, aber zwei glücklich gemachte Herzen! Die Zukunft einer ganzen Familie.

Das Herz Dumas' hat über alle andern Rücksichten den Sieg davon getragen.

Gott Lob, in eine solche Versuchung kann ein deutscher Schriftsteller gar nicht kommen, und Gott geklagt, auf solche Weise kann in Deutschland kein liebendes Paar glücklich gemacht werden!

Ich glaube nicht, daß ein Wiener Mausberger einem Wiener Novellisten dreißigtausend Francs für seinen Namen gibt, und wenn es drei Bände wären!

Der Kaiser Ludwig Napoleon. — Wer kann sagen: „Das ist die letzte Stunde“ — „das ist die erste Stunde?“

Es ist an ein Vierteljahrhundert, daß ich ein Büchlein schrieb:

„Die Napoleoniden“,
ein
„Trauerkleeblatt“.

Es waren drei Gedichte: „Die Wiege des Königs von Rom“, — „Des Hauses letzte Stunde“, — „Lätitia die neue Hecuba“. — Das Büchlein, kaum Finger dick, erlebte unzählige Auflagen, ich kann sagen unzählige, denn diese Gedichte sind einzeln und zusammen in tausend Formen, Formaten, Musiken, Bildnissen, Uebersetzungen ab- und nachgedruckt, immer wieder neu aufgelegt worden. „Des Hauses letzte Stunde“ ist vom Thron in die Hütte und von dem Notenpult der großen Sänger und Sängerinnen bis zum Bänkelsänger, zum Leierkasten gedrungen.

Wann habe ich diese Lieder gesungen? Als Napoleon der Große auf dem Throne saß? Als der König von Rom Erbe des schönen Frankreichs war? Als Lätitia die strahlende Ursonne des Hauses war? Als diese begeisterte Wehmuth mir einen Orden, eine Stellung,

eine Pension, ein Gnadengeschenk von dem mächtigen Beherrscher der Erde erzwecken konnte?

Nein! Ich sang jene Lieder, als der Titan gestürzt, als seine Sonne erloschen, als seine Krone gesunken, als seine Blumen geknickt, als seine Macht gebrochen war! —

Ich sang jene Lieder des Schmerzes über den Untergang einer erhabenen Erscheinung, als es höchst unrathsam war, eine solche dichterische Begeisterung für den vom Himmel gestürzten Halbgott zu manifestiren! Ich war jung, ich war feurig, mich erfüllte der Glanz dieses Meteors mit Poesie und Begeisterung! Ich hatte keine politische Absicht, es war keine Gesinnungs-Manifestation, es war Gefühlssache, es war schwärmerische Verehrung und schwärmerische Wehmuth für und über den Untergang eines erhabenen Schauspiels.

Die Poesie ist keine Zeitungsschreiberei, die Poesie ist keine Staatskanzlei, die Poesie ist keine politische Kannengießerei. Napoleon's Heldenleben, seine Pilgerfahrt am Schwert und Scepter durch's Leben und am meisten sein erhaben-tragisches Ende war Poesie, und die Poesie hatte sich bei der Poesie bemeistert.

Ich dachte nichts als ich jene Gedichte schrieb, ich fühlte blos! Ich konnte sie Niemand vom Hause Napoleon widmen, ich sagte ja selbst: „Des Hauses letzte Stunde!"

Aber der Mensch soll nie sagen: „die letzte Stunde,"

nie: „die erste Stunde," denn er kennt den Räderlauf der Weltenuhr nicht, nur der, welcher die Weltuhr aufzieht und den Schlüssel zu ihr hat, der allein weiß, wann für Menschen, Völker, Welten die „letzte Stunde" schlägt.

Mir war Napoleon durch seinen Tod auf St. Helena erst recht ein poetischer Gegenstand geworden! Der sterbende Napoleon in den Kaisergemächern der Tuilerien ist nichts als ein todter Kaiser mehr, der Paradesarg im Louvre, die Gruft von St. Denis oder sonst wo wären eine zu prosaische Endlösung einer solchen lebendigen Epopöe gewesen.

Napoleon auf dem Felsen St. Helena sterbend, ein verblutender Adler auf der Felsenspitze, von den über sein Schicksal empörten Wogen des Weltmeers zu Grabe gesungen, aus der großen Völkerorgel alle Register der Klage und Anklage austönend, von Ferne untergehend wie die niedersinkende Sonne, so mußte Napoleon sterben!

Eine Kerze geht aus, ein Meteor verschwindet, ein Phänomen versinkt.

Dieses versunkene Phänomen hab' ich besungen, dem untergegangenen Meteor hab' ich nachgeklagt.

Ebensowenig als ich damals den Napoleoniden schmeicheln wollte und schmeichelte, ebensowenig hab' ich es jetzt gethan. Zum Schmeichler muß man geboren sein! Der Tanzmeister lernt Verbeugungen machen, der

Instinct allein unterrichtet in Bücklingen! Die Erziehung lernt ein Compliment machen. Die Natur des Menschen allein lehrt ihn den Katzenbuckel machen.

Ein Brief der Lätitia Buonaparte ist alles, was mir jenes Trauergedicht brachte, aber ein Brief von Lätitia Buonaparte war auch viel!

Meine Muse hat nie geschmeichelt; wo sie ein fürstlich, ein gekröntes Haupt sang, war es immer eine edle That, ein Zug der Hochherzigkeit, ein völker- und menschenbeglückendes Ereigniß, ein göttliches Moment in dem Fürstenleben, welches meine Brust erhob und aus den Saiten meiner Leier wiedertönte! wenn sich die Göttlichkeit der Menschennatur mir auf den Höhen der Throne zeigte, da erschien sie mir göttlicher und himmlischer auf diesen, wie die Alpenblume sonniger strahlt, wie sie uns strahlender anblickt, weil sie auf der schwindelnden Höhe erblühte.

Ich kam jetzt nach Paris, ich war einige Schritte hinter dem Kaiser Napoleon, als das scheußliche Attentat Pianori's auf ihn gerichtet war. Ich war doppelt durchschüttert und die Ruchlosigkeit dieses Frevlers erhöhte mein Interesse an dem Erben des Namens „Napoleon".

Die Erbschaft eines großen Namens ist Fluch und Segen zugleich, Kette und Flügel, Zügel und Sporn, Einschüchterung und Ermuthigung, Warnung und Aufruf, Auréole und Dornenkrone, Zufall und -- Mission!

Napoleon III. selbst betrachtet sein Ich als Metempsychose Napoleons, als Mission!

Dem Erben des Namens Napoleon, des Namens dem ich jene Lieder sang, galt die Ueberreichung jenes „Trauerkleeblattes". Diese Ueberreichung an Napoleon III. ist ebensowenig Schmeichelei, als seine Entstehung es war. Eben weil den Dichter jener Trauergesänge nicht der entfernteste Verdacht von Schmeichelei treffen konnte, eben deshalb habe ich sie Napoleon III. bestimmt und ihn in dem begleitenden Gedicht gebeten, „diese Ueberreichung auch aus diesem Gesichtspuncte betrachten zu wollen": —

„Ein Gast ist meine Muse in dies Land gekommen,
Als Gott Dich hat geschützt vor Frevlerhand,
Da hat gerührt den Kranz sie schnell genommen,
Den einst sie Deinem großen Hause wand,
Sie legt ihn wehmuthsvoll Dir jetzt zu Füßen
Als Glückwunsch und als tiefe Huldigung,
Er soll in jener Sprache Dich begrüßen,
Die Dir bekannt, verwandt an Geist und hohem Schwung,
Er soll Dir sagen, daß vor langen, langen Zeiten
Der Dichter Deinem Hause rühmlich schlug die Saiten.

Und weil es ist ein Viertel vom Jahrhundert,
Daß dieses Kleeblatt weinend ich gepflückt,
Womit das Grab des Helden, weltbewundert,
Mit wehmuthsvollem Herzen ich geschmückt,
Weil's an der Stirne trägt das edle Zeichen,
Daß es ein ungekünstelt Blümchen sei,

Darf es der Dichter selbstbewußt Dir reichen,
Es wuchs nicht auf dem Feld der Schmeichelei!
Denn diese Stunde nicht hat es geboren;
Es ist ein Kind längstverschwund'ner Horen."

Es war auch gewiß nicht Schmeichelei, welche mich zur Zeit Ludwig Philipps in Paris Anno 1832 folgende Betrachtung über das Mädchen niederschreiben ließ, welches in dem Auge die Worte: »Napoleon Empereur« eingeschrieben trug:

„Die Erscheinung an und für sich selbst ist eine wunderbare, ein Spiel des Zufalls, der Natur. Den Namen eines der ersten Geister der Welt in das zarte Gewebe eines Mädchenauges einzuschreiben, das ist eine muthwillige Spielerei der in ihren Hervorbringungen unerschöpflichen Natur. Man könnte fast sagen, es sei süße Schwermuth der Natur, die, wie die Zerstreuung der Melancholie einen theuern Namenszug in den Sand schreibt, diesen geliebten Namen in das Auge eines Mädchens schrieb. Kann man einen Namen auch inniger, theuerer, sicherer und heiliger bewahren, als in einem Auge? Namen in Kirchen und Tempeln sind nicht so treu, so schutzreich verwahrt; es gibt Tempelräuber und Kirchendiebe, aber in das Auge des Menschen dringt nichts als der Strahl des Lichts, und einen geliebten Namen in ein Auge zu schreiben und die Augenlider wie die Tempelwächter über ein Heiligthum darüber zur Hut zuzuschließen, ist gewiß die sinnigste und geistreichste Idee des Schicksals!

Napoleon Empereur unter dem heißen Sande Helenas, Napoleon Empereur unter der seidenen Wimper eines zarten Mädchens, welches Grab ist das würdigere? Wenn die Nacht herniedersinkt und die zwei Augenlider wie Sargdeckel niedersinken über das Grab mit der großen einfachen Aufschrift:

»Napoléon Empereur!«

dann leuchten dem schlummernden Todten doch immer noch zwei Augensterne und er ruht auf seinem Augapfel wie auf seinem Reichsapfel. Einst, wenn sich diese zwei Augen ganz geschlossen haben werden und noch einige Tausend Zwei-Augen, dann wird die Nachwelt hergehen und den lebendig begrabenen Napoleon Empereur ausgraben aus den Augen des Mädchens und aus dem Sande Helenas und wird ihn beisetzen in die große Gruft der Unsterblichkeit und in dem ewighellen Auge der Jungfrau Weltgeschichte werden sie wieder glänzen und leuchten die Worte:

»Napoléon Empereur!«

— Es wäre also nicht sehr zu verwundern, wenn die Napoleoniden der Gegenwart einen Dichter freundlich aufnehmen, einen Dichter, dem die französische Literatur so schmeichelhafte Anerkennung zollt und der zur Zeit, als jede Leier über Napoleon schwieg, den großen Helden beweinte und besang. Die Napoleoniden sind alle, alle ausgezeichnete Geister, ungewöhnliche Menschen, welthistorische, bedeutsame, intensiv-interessante Persönlich-

keiten; das ist wahr und das wird Niemand in Abrede stellen, den politischen Standpunct ganz außer Acht lassend. Ich habe sonst nichts von den Napoleons gewünscht, nichts gewollt, nichts wünschen gewollt. Deutsche Gerüchts= und Neuigkeits=Falschmünzer haben drucken oder schreiben lassen, ich hätte von Napoleon 20,000 Francs erhalten. So dumm kann nur ein deutscher Zeitungscorrespondent sein!

Ich wollte, Napoleon hätte mir 20,000 Francs gegeben, damit ich in der Lage gewesen wäre, sie ihm demüthigst zurückzustellen. Ich hätte 20,000 Francs ebensowenig angenommen als 1000, als 10 Francs. Ich hatte dieses auch gleich dem Grand Chambellan, Grafen Tacher de la Pagerie, in Aussicht gestellt! Auch sonst hatte ich gar keinen Zweck! Ein Kopf, eine Tasche und ein Knopfloch, die sechzig Jahre leer ausgingen, machen sich nichts mehr daraus, gefüllt zu werden!

Es war mir interessant, jene Lieder dem Neffen Dessen, der mich zu ihnen begeisterte, überreichen zu können. Es ist ein historisches Factum, ein historisches Curiosum, ein historisches Unicum. Es ist für mich, für mein Leben, für meine Memoiren, für das Geschick meiner Dichtung ein interessanter Moment.

Nach diesem Präludium will ich meinen Lesern nun noch eine kleine Schilderung Ludwig Napoleons geben, wie sie sich mir darstellte.

Das Aeußere des Mannes, welcher jetzt die ge=

zähmte Tigerin la France Europa sehen läßt, hat nichts Imponirendes, allein auch van Aken war kein Athlet und der große Philosoph Hegel hatte eine ganz einfache Physiognomie.

Die Gestalt und das Antlitz Ludwig Napoleons erinnert an Baron Braun von Braunthal, als in diesem der Dichter noch den Baron nicht ausgetrieben, der Mensch den Aristokraten noch gelten ließ und der Zahn der Zeit noch nicht an seiner äußern Rinde alle Spuren adeligen Gebäcks abgenagt hatte.

Ludwig Napoleon ist von mittlerer Statur, sein erster Anblick, seine Haltung militärisch. Sein Gesicht, diese Maske einer ewig arbeitenden Seele, ist scheinbar unbewegt; seine Stirne, dieses Frontispice eines großen Gedanken-Pantheons, ist bedeutend, aber düster; seine Gesichtszüge sind unbewegt und seine Mienen sind niemals die Anmelder oder vorlaute Verkünder dessen, was in dieser Brust stets schafft und arbeitet; sein Mund ist blaß und die feinen, schmalen Lippen werden selten geröthet von dem Feuer und von der Gluth der Worte, die oft über sie hinströmen, aber sie sind geistreich geschnitten und werden oft von einem liebenswürdigen Zug umspielt, welcher nicht verkennen läßt, daß Gemüthlichkeit kein verbannter Gast in den Empfindungen Napoleons ist; seine Augen sind glanzlos, matte Spiegel, aber man irrt sich, wenn man sie „ausdruckslos" nennt: ihr Ausdruck liegt nur nicht gleich auf der Netzhaut

nicht auf der Spitze des Blickes. Wenn man lange in diese Augen hineinschaut, und nicht nur lange, sondern tief hinein, so liegen weit, weit im Hintergrunde die lauernden Blicke zusammengekellert wie ruhende Löwen im Hintergrunde ihrer Zelle, und nach und nach richten sie sich auf und kommen, im Kreise sich bewegend, vorsichtig, langsam vorwärts bis an das äußere Augengitter, und dann gewinnen sie ein dunkles Glühen, eine um sich schauende Flamme, dann sieht man die arbeitenden Gedanken in ihrem Kreise, dann belauschen diese Blicke mit tiefdringender Gewalt und Starrheit sich und Alles um sich herum und beobachten aus ihrer Höhle heraus Alles, was in der Runde herum geschieht und vorgeht: Menschen, Dinge, Ereignisse; stets auf dem Anschlag, stets sich und die Welt beobachtend. Napoleon spricht langsam, er kehrt das Wort erst erwägend um, bevor er es ausgibt, aber nicht aus Geiz und nicht weil ihm das Wort nicht zu Gebote steht, sondern deshalb, glaub' ich, um diesem Worte mehr Sicherheit zu geben, um dem Worte und dem Hörer zu zeigen, daß er sich nicht leichtsinnig von seinen Worten trennt und daß er die Wichtigkeit der Worte kennt, indem er sie nur langsam entläßt. Aber indem er spricht, entglimmt sich die Rede und selbst über sein Angesicht laufen Funken, wie sie unter glühender Asche oft das verborgene Feuer verrathen. Ein großer Meister ist L. Napoleon im Zuhören; man sieht wie er hört. Seine Gesichtszüge trinken das Gehörte, aber tropfenweise. Er

schlürft das Gehörte langsam in das Verständniß, er stürzt es nicht in sich hinein, aber wenn er das, was man ihm sagt oder vorträgt, einmal bis zur Neige getrunken hat, dann weiß und kennt er das Getränke, das er gehört hat, durch und durch, dann hat er es erschöpft, erprobt, verdaut, er weiß seinen Werth, sowohl Geist als Schaum, sowohl Echtheit als Verfälschung vollkommen und mit großer Gedankentiefe zu würdigen. Ludwig Napoleon faßt nicht schnell; langsam aber erschöpfend und für immer. Während der Andere spricht, schält er ordentlich langsam das Gehörte, wirft die Schale weg und behält den Kern. Er sagt zuweilen ganz offen und ehrlich: »Ditez-moi cela encore une fois, je ne peux-pas vous suivre!« Eine große Tugend Ludwig Napoleons ist, wie ich aus seiner Umgebung und von Andern weiß, er verträgt einen Widerspruch! Er scheint ihn sogar zu interessiren, er hört ihn ruhig an, schweigt und gibt nie was zu! Sein Wille ist eisern, sein Ausspruch ein Hammer, sein Entschluß ein Alt-Napoleonischer Tagesbefehl: er schneidet Alles durch!

Wenn man Ludwig Napoleon oft und lange beobachtet, in der Nähe, in der nächsten Nähe, von ferne u. s. w., so kann man, ohne ungerecht zu sein, sich nicht enthalten, all' die Schilderungen als flach und parteiisch zu bezeichnen, welche diese Physiognomie als glatt „unbedeutend" bezeichnen. Sein Antlitz ist nicht der Ausdruck dieser gewaltigen Innerlichkeit, sondern ihre Nebelkappe, von welcher begünstigt sie schafft und wirkt, es ist ein

geschlossener eiserner Deckel auf dem kochenden Seelenkessel. Man sieht es dieser Physiognomie an, daß das Schicksal sie an die Wetterseite des Jahrhunderts hingebaut hat, und sie daher auch mit einer ruhigen Decke verkleidet und verschalt hat gegen Hagel, Donnerschlag, Revolutionen, Republiken und Volkstribunen.

Etwas Corporalhaftes in seinem Aeußern vom kleinen Corporal, etwas Englischgeschultes in seiner Haltung macht sich bei seinem ersten Anblick geltend, aber in der Nähe wächst nach und nach eine große, liebenswürdige Geschmeidigkeit aus ihm heraus.

So ist ungefähr der Kaiser Ludwig Napoleon in seiner äußern Erscheinung. Er spricht gut und gerne deutsch und mit wenig Fremdaccent. Zuweilen kann er sich eines deutschen Wortes nicht mehr erinnern, besonders jener Worte, die durch Erfindungen und neue Institutionen erst in jüngerer Zeit geschaffen wurden, dann lächelt er, setzt das französische Wort dafür, oder fragt auch wohl: „Wie nennt man doch das?"

Der Kaiser geht, fährt, reitet oft allein, ohne Bedeckung aus, alle die Angaben von als Blousenmänner verkleideter Polizei, von schützenden Ouvriers, die ihn umgeben sollen, sind eben so viele müßige Erfindungen.

So viel über Kaiser Ludwig Napoleons Person, als das, was ein beobachtender Blick sich von seiner Hülle denkt. Ueber den Kaiser als Kaiser, als Politiker,

als Staatenleiter u. s. w. zu sprechen, ist hier weder Zeit, noch Raum, noch ist es die Aufgabe.

Auf jeden Fall muß der als ein blinder Feind Napoleons oder ein beschränkter Parteigänger genannt werden, welcher läugnen wollte, daß Ludwig Napoleon eine der bedeutsamsten, merkwürdigsten Erscheinungen der Zeit und der Geschichte ist, daß seine geistige Potenz eine gewaltig schaffende, seine Seelenkühnheit eine großartige, sein Bewältigungstalent des Moments ein geniales, und daß die Energie seiner Elasticität, so wie die Elasticität seiner Energie in dem Festhalten nach einem Ziel trotz allen Hindernissen einen außerordentlichen Character voraussetzen.

Die Rechtfertigung, so wie die Beurtheilung alles dessen, was Ludwig Napoleon bis jetzt that und wirkte, die Verherrlichung und Apotheose, oder das Verdammniß und die Schätzung seiner wunderbaren und denkwürdigen Laufbahn hängt von der Zukunft ab; die Nachwelt nur kann die Vorwelt wiegen, das Ende allein ist das „Amen!" oder das „Halloh!" der Laufbahn, und der „Erfolg" allein ist, war und wird ewig sein der Beichtvater der Weltgeschichte: er absolvirt oder verdammt, spricht selig oder verweigert ein ehrlich-sterbliches Begräbniß!

Eine große, historische Erscheinung wird Ludwig Napoleon ewig bleiben! Die Zeit, jede Zeit schafft sich jene Männer, die sie nöthig hat, jedes kranke Jahrhundert gebärt sich seinen Arzt, den es nöthig hat. Jedes todesgefährliche Land erzeugt sich seinen Leibdoctor. Ludwig

Napoleon ist dieser Arzt, den die Lage Frankreichs sich erzeugt hat, es ist ein Arzt, welcher sagt: »Que medicamenta non sanant ferrum sanat!«

Er selbst betrachtet sich als ein Fatum, als Fatum Frankreichs und der Zeit. Er betrachtet sich als die Incarnation einer Mission, sein Leben ist eine Sendung, seine Laufbahn eine Verfassung, sein Schaffen ein Princip; dieses Princip ist das „imperialistische!“ Er betrachtet Frankreich als ein von seinem Onkel ihm vererbtes „Kaiserthum“. Selbst in seinem früheren socialistischen Schaffen war das „Kaiserthum“ der lauernde Hintergedanke!

In der Proclamation von Boulogne sagte er: „Ich fühle hinter mir den Schatten des Kaisers.“ Jetzt fühlt er den Schatten des Kaisers neben sich, auf dem aufgerichteten currulischen Kaiserstuhl. Wenn es die „Mission“ bedingt, würde er den Schatten auch vor sich sehen, der ihn zwar nicht nach Moskau, aber doch unter die Lagerzelte führte. Ludwig Napoleon ist in seinem Namen, im Namen „Napoleon“ aufgegangen, er sagt selbst: „Ich gehöre nicht mir, ich gehöre meinem Namen an.“ Da könnte man aber auch sagen: Frankreich gehört nicht ihm an, Frankreich gehört seinem Namen an.

Unstreitig ist Ludwig Napoleon von der Vorsehung berufen, durch diesen Namendienst Frankreich vom Verderben zu retten, auf lange Zeit die Ruhe, die Ordnung, die Wohlfahrt zu geben. Er ist auch ein Stück Providenz für Europa. Aber er ist weiser als sein Name, weiser als sein Onkel Napoleon! Sein Onkel hat den Canal

für ein „Trennungszeichen" zwischen Frankreich und England gehalten, der Neffe Ludwig hat entdeckt, daß der Canal ein „Bindezeichen" beider Nationen ist. Ludwig Napoleon sagte einst vor seinen Richtern: „Ich habe die Niederlage von Waterloo zu rächen." Er konnte sie nicht besser rächen, als indem er die Sieger von Waterloo trennte und die Sterlings von den Rubels losriß! Es dauerte lange, bis Ludwig Napoleon den im weichen Meeresschooß ruhenden großen Kraken Albion aus seinem Phlegma aufrüttelte, aber ist dieses englische Phlegma einmal in Bewegung, dann ist es mächtig, dann peitscht der Krake mit seinem Dampfschiff=Schweif das Meer auf, daß es hineinspringt in ferne Länder und sie verschlingt.

Das moderne siamesische Zwillingspaar England und Frankreich, welches am Kreuz von Europa, an der nordischen Macht zusammengewachsen ist, ist mächtig — so lang es ein Zwillingspaar bleibt. Ob aber am Ende die englische Lady Politik den Pantoffel nicht ausschließlich über den Heldengemahl Frankreich wird schwingen wollen, und dadurch die erste Dissonanz in dieses „soyons amis, Cinna!" bringen wird, ist zu erwarten.

Frankreich, Paris betrachten Ludwig Napoleon als ihren Retter, als die Garantie ihres Bestandes, der gesicherten Existenz. Die Franzosen lieben den Absolutismus, wenn er sich imponirend, wenn er sich gewaltig, kräftig zeigt, und jetzt lieben die Franzosen das Geld, den Besitz, den Gewinn, und zu diesem Besitzthum brauchen sie

einen eisernen Wetterableiter gegen die Stürme und Donnerschläge, die so lange Frankreich erschütterten, und das ist Napoleon, er zwingt ihnen Achtung, Bewunderung ab, und das ist ihnen Gewähr und Bürgschaft. Die Franzosen sind durchaus kein republikanisches Volk! Es fehlen ihnen alle republikanischen Tugenden, alle republikanischen Laster. Das souveräne französische Volk ist ein heldenmüthiges Volk, ein geistreiches Volk, ein liebenswürdiges Volk, aber kein nüchternes Volk, kein stoisches Volk, kein einfaches Volk! Republikaner jagen nicht so nach Stellen, Titeln, Orden! Der liebste Gebrauch, den das souveräne Volk von jeher von seiner souveränen Macht machte, bestand darin, sich sobald als möglich einen souveränen Herrn zu geben.

In den Buchstaben des Wortes (la) »France« liegt eine kleine Geschichts-Symbolik der französischen Revolutionen und Napoleonen.

„France“.

In der ersten Revolution:

»**F**-ronde« — »**R**-épublique« — »**A**-narchie« — »**N**-apoléon« — »**C**-onsulat« — »**E**-mpire«!

Dann ging die Buchstaben-Symbolik von hinten zurück:

»**E**-mpire« — »**C**-oalition« — »**N**-egociation« — »**A**-bdication« — »**R**-estauration« — »**F**-uite«. (Die Flucht Ludwig Philipps.)

Jetzt ist die Buchstaben-Symbolik wieder in der geraden Ordnung:

»**F**-uite« — »**R**-epublique« — »**A**-narchie« — »**N**-apoleon« — »**C**-oup-d'état« — »**E**-mpire«!

Möge es dabei bleiben!



Inhalt des dreizehnten Bandes.

M. G. Saphir's Schriften.



M. G. Saphir's Schriften.

Vierzehnter Band.

Brünn, Wien & Leipzig.
Verlag von Karafiat & Sohn in Brünn.
Druck von Fr. Karafiat in Brünn.



M. G. Saphir.

Biographische Skizze.

Moriz Gottlieb Saphir, der Großmeister des Humors, der Erbe Jean Paul's, wurde am 8. Februar 1795 in Lovas-Berény geboren. Es ist dies ein ungarisches Städtchen, in der Stuhlweißenburger Gespanschaft gelegen, dessen Bewohner sich vorzugsweise dem Betriebe des Weinbaues zu widmen pflegen. Wer den Geist und die Blume des ungarischen Rebensaftes kennt und zu würdigen versteht, der wird sich bei der Lectüre von Saphir's Dichtungen wohl oft unwillkürlich an die geheimen Gesetze der Wahlverwandtschaft erinnert haben.

Der Großvater des Dichters hieß Israel Israel. Als die Israeliten auf Befehl Kaiser Josephs II. Familiennamen annehmen mußten, berief der damalige Stuhlrichter den erwähnten Großvater zu sich und befrug ihn, wie er in Zukunft heißen wolle. Israel Israel wußte dies anfangs selbst nicht. Doch da er einen Siegelring als Erbstück an seinem Zeigefinger trug, in welchem Ringe ein Saphir saß, so meinte der Stuhlrichter: „Nennen Sie sich einfach Saphir!“ Und so geschah es auch.

Nach dem Wunsche seiner Eltern sollte sich M. G. Saphir dem Kaufmannsstande widmen. Nun folgte, wie zu erwarten stand, ein Seitenstück zu der bekannten Fabel des großen Dichters Schiller, welche ihrer Zeit unter dem bezeichnenden Titel „Pegasus im Joche" verdientermaßen so großes Aufsehen in allen gebildeten Kreisen erregte. Auch Saphir konnte nicht dahin gebracht werden, die Gefilde des Parnasses mit der kaufmännischen Schreibstube bleibend zu vertauschen. Man suchte daher einen Mittelweg. Saphir sollte dem Studium des Talmud obliegen. Er selbst schrieb hierüber in seiner Selbstbiographie „Humorist" 1845, wie folgt:

„Vom Schicksal zum Juden bestimmt, von den Eltern zum Handelsmann, von der Erziehung zum Dorfrabbiner, von den Verhältnissen zum armen Teufel, von dem Zufall zu seinem Fangball, bin ich jetzt trotz diesen Bestimmungen so ein ehrlicher und aufrichtiger Christ, wie nur ein ehrlicher und aufrichtiger Christ sein kann; Eigenthümer eines mittellosen Intendanzraths-Titels, bürgerlicher befugter Redacteur der Stadt Wien und aller umliegenden Ortschaften, lebenslänglicher Prätendent des Titels „Deutscher Humorist", geistreicher Schriftsteller von Gnaden einiger befreundeten Blätter, Hof- und Leibvorleser verschiedener Wohlthätigkeits-Anstalten, populärer Volkscharacter ohne gefährliche Folgen, Besitzer vieler Anhänger, die mir nichts in's Knopfloch stecken können, Inhaber eines steuerfreien Renommés mit dem dazu gehörigen Gottesacker, mit Ernten im weiten

Feld, Ordensmitglied mehrerer Capitel aus dem Buche der Leiden wahrheitsliebender Familien, ungelehrtes Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaftsspiele, redlicher Patriot ohne Aushängschild und freiheitsliebender Mensch ohne politische Lieder mit messingenen Schrauben, Lohnkutscher-Adjunct des deutschen im Koth steckenden Thespiskarren, vulgo Recensent, hinterlassener Wittiber der nach langem Leiden an der Federlähmung verstorbenen Bezirkskritik, lustiger Ritter mehrerer traurig unterliegenden Wahrheiten u. s. w."

Kehren wir jedoch zu unserer Biographie zurück! Saphir begab sich nach Prag, um dort, wie bereits erwähnt, das Studium des Talmud zu betreiben. So verstrich der lange Zeitraum von 1806 bis 1814, schöne Jugendjahre verflossen bei angestrengtem Fleiße auf dem Gebiete ernster Wissenschaft. Zum Glücke gibt es ein ewiges Naturgesetz, kraft dessen auch nicht das geringste Samenkorn verloren geht und verloren gehen kann. Saphir hatte nicht Ursache, jenes Studium zu bereuen. Sein Geist, schon früher ein jugendlicher Riese, lernte die scharfen Waffen der Kritik und Dialektik handhaben und mancher spätere Gegner dankte es einzig den Lehren dieser geistigen Fechtschule, wenn er sozusagen bei dem ersten Anrennen aus dem Sattel geschleudert wurde.

Eine wahrhaft geniale Natur läßt sich übrigens auf die Dauer nicht fesseln, nicht knebeln. Deshalb sprengte auch Saphir die hemmenden Bande, fest ent-

schlossen, künftig einzig den Eingebungen seiner Muse zu lauschen. Die Erstlinge dieser Muse erschienen in der „Pannonia“, einer Zeitschrift, welche damals von dem Grafen Festetics herausgegeben wurde. Der junge Schriftsteller ward von der Lesewelt sehr beifällig aufgenommen. Seine Poesien fanden warme Theilnahme, namentlich erregte sein satyrisches Talent ungewöhnliches Aufsehen. Die künftige Gottesgeißel schlechter Scribenten und Reimschmiede wußte sich schon damals durch die Wucht ihrer Hiebe vortheilhaft auszuzeichnen.

Saphir wollte sich übrigens mit den Lorbeern nicht begnügen, welche eine Stadt zweiten Ranges zu bieten vermochte. Pest war auch damals nicht geeignet, das Capua irgend eines großen Talentes zu werden. Unser Humorist eilte daher nach der Kaiserstadt an der obern Donau, und wurde binnen wenigen Monaten der beliebteste Mitarbeiter der vielgelesenen Theaterzeitung. Die Künstler von Wien beugten sich in Kürze vor dem Geist, der zwar meist verneinte, dessen Feder jedoch in Paris geschnitten worden zu sein schien. Auch wußte Saphir seine Tinte mit dem feinsten attischen Salze zu versetzen. Die geniale Schauspielerin Therese Krones war eine der Ersten, welche den Werth des jungen Kritikers zu würdigen verstanden, und sich deshalb beeilten, seinen Rathschlägen ein willfähriges Ohr zu leihen.

Der Humorist verlebte in dieser glänzenden Lage ein paar glückliche Jahre. Im Sommer pflegte er eine Stube in dem Gasthause zur „Elster“ im Prater zu

miethen. Diese Art Villa glich mehr einem Vogelbauer, mitten im Grünen aufgehangen; geheimes Vorgefühl schien Saphir bei der Wahl dieser Stube zu leiten. Dieses Gemach war ja zur Behausung jener Nachtigall bestimmt, welche in späteren Tagen die vielgerühmten Lieder an die wilde Rose singen sollte. Witz und Satyre sind jedoch leider ein Gegenstück zu dem bösen Blicke, von welchem man in Wälschland so viel Trauriges zu erzählen weiß; auch sie bereiten Mißgeschick, nur liebt es gewöhnlich denjenigen heimzusuchen, welche jene gefährlichen Geschenke der Mutter Natur erblich und eigenthümlich überkommen. Unannehmlichkeiten, durch mehrere satyrische Aufsätze heraufbeschworen, veranlaßten Saphir, die Reichshauptstadt Wien zu verlassen und nach dem Neuathen an der Spree, nach Berlin, zu übersiedeln.

Der reichbegabte Schriftsteller wurde daselbst keineswegs mit offenen Armen aufgenommen, namentlich herrschte in der Coulissenwelt jener frostige Luftzug der Mißgunst aus Norden, welcher fast alle glänzenden Erscheinungen aus Süddeutschland kalt und unfreundlich anzuwehen pflegt. Schauspieler und Poeten hielten Saphir für einen blinden Nachäffer des großen Dichters Jean Paul, schwatzten von Blumen-, Frucht- und Dornenstücken im Geschmacke des Armen Advocaten Siebenkäs, und konnten nicht glauben, daß die Alba's der Kritik in Berlin gar bald um ihren erschlichenen Purpur kommen dürften. Holtei hat dies in einem seiner Bücher mit lobenswerther Ehrlichkeit geschildert, und

offenherzig beigefügt, wie erschrocken alle Welt gewesen sei, als Saphir, Dank seiner „Schnellpost", die er 1826 herauszugeben begann, plötzlich zur kritischen Großmacht heranwuchs, und als Richter im Justizpalast künstlerischen Rufes die angeblichen Freibriefe auf Unsterblichkeit einer strengeren Prüfung unterzog, als es in der Stadt an der Spree bisher Brauch und Sitte gewesen.

Sein Ruhm steigerte sich noch mehr, als er im nächsten Jahre eine zweite Zeitschrift, den „Berliner Courier" begründete. Aus jener Zeit stammt, nebenbei gesagt, Saphir's bekannte Chiffre „Dr. Debet", das ist „der Redacteur des Berliner Couriers", mit der unser Humorist auch später viele neuere Aufsätze, wie den „Plauderer am Caffeetische", unterzeichnete. An Gegnern konnte es nicht fehlen Saphir kehrte jedoch aus derlei polemischen Scharmützeln mit neuen Lorbeern zurück. Er glich dem Riesen Einheer, der im Dienste Carl's des Großen bei der Heerfahrt gegen die Avaren sieben bis acht Heiden auf einmal auf seine Lanze zu spießen pflegte.

Sein wackerster Waffengang war der siegreiche Kampf gegen dreizehn Berliner Bühnendichter. Diese Erbfeinde des Humoristen hießen: Louis Angely, Alexander Cosmar, C. Dielitz, F. Förster, Friedrich Baron von L. M. Fouqué, F. W. Gubitz, W. Häring, Baron v. Lichtenstein, Ludwig Rellstab, Ludwig Robert, Fr. Tietz, Adalbert vom Thale und von Uechtritz. Saphir schrieb

damals in Berlin, im Jahre 1828 nämlich, zwei Flugschriften, welche als gedrucktes brillantes Feuerwerk des Spottes und der Satyre gerühmt werden konnten. Die eine Brochure führte den Titel „Der getödtete und doch lebendige Saphir", die andere war „Kommt her!" überschrieben. Beide Flugschriften erregten ungeheuere Sensation, und der Berliner Volkswitz bezeichnete sie als das Todesurtheil der erwähnten Bühnendichter. Homerisches Gelächter erweckte ferner nachstehender köstlicher Witz. Der Humorist erfreute sich bekanntlich einer stattlichen Körperlänge, Dichter Angely war hingegen ein kleiner, unansehnlicher Knirps. Als man daher Saphir eines Tages die Nachricht brachte, Angely habe sich einen Dolch angeschafft, um seinen Gegner auf tödtliche Weise zurechtzuweisen, erwiderte unser Humorist lateinisch: „Sorgt Euch nicht um mich, ich habe mir bereits ein Paar Kappenstiefel anfertigen lassen!"

Bekannt ist seine Fehde gegen die berühmte Sängerin Henriette Sonntag, nachherige Gräfin Rossi. Saphir befolgte schon damals seine bekannte ebenso schlaue als gerechte Tactik, er legte seine Lanze nie wie Don Quixotte gegen eine Windmühle, gegen Ephemeren des Tages ein; nein, es waren ewig nur gefeierte Notabilitäten, die er zu bekämpfen suchte, und so manche erschwindelte Größe sank bei seinem kritischen Speerstoß in den Sand, um sich nicht so bald wieder von ihrem Sturze zu erheben. Er haßte wie Heinrich Heine die »Plateniden«, die geistigen Schuldenmacher.

Im Jahre 1828 erschien die „Schnellpost“ in Altenburg, 1829 wurde sie zwar wieder in Berlin herausgegeben, endete aber mit dem Jahresschluße, da sich Saphir entschlossen, München zum Schauplatze seines schriftstellerischen Wirkens zu erwählen. Dort redigirte er 1830 den „Bazar für München und Baiern“. Im nächsten Jahre unternahm er seine vielbesprochene Fahrt nach Paris.

Es ist hier der Ort, eine Lüge zu widerlegen, die ihrer Zeit in den Spalten vieler deutschen Journale abgedruckt wurde. Ein böswilliger Witzbold hatte die Fabel ausgeheckt, Saphir sei mit den Behörden in Conflict gerathen, und habe wegen einer Stelle, die man auf den König Ludwig von Baiern bezog, nach überstandener zeitweiser Haft vor dem Bilde jenes Souverains Abbitte leisten müssen. Man konnte kein alberneres Märchen ersinnen, und es gehörte die bekannte deutsche Leichtgläubigkeit dazu, um diese handgreifliche Mystification gläubig nachzubeten. Saphir hatte einfach gegen das unschöne Treiben in der Theaterwelt zu München geschrieben, und dabei die Feder in Blausäure statt in Tinte getaucht. Deshalb erhielt er in einem gerichtlichen Erlasse eine scharfe Verwarnung und Rüge hinsichtlich seiner Schreibweise. Was weiter hierüber gefabelt wurde, gehörte, wie gesagt, in die Memoiren des seligen Freiherrn von Münchhausen. Von einer Beleidigung des Königs war vollends nie die Rede gewesen.

In Paris lebte der geistvolle Humorist in innigem

Verkehr mit dem doppelten Großkreuz des Ordens der Ritter vom Geist, mit Heinrich Heine und Ludwig Börne, ja er wohnte in einer Chambre garnie, unmittelbar über der Wohnstube des Letzteren gelegen, was nicht wenig beitrug, die Kameradschaft dieser Triarier des Witzes und der Satyre noch fester zu knüpfen.

Noch im selben Jahre, nämlich 1831, wurde Saphir von dem König von Baiern nach München zurückberufen, um die Redaction des „Bairischen Beobachters" zu übernehmen; auch gründete er nebstbei seinen „Münchener Horizont", der in Kürze zu den gelesensten Blättern von ganz Deutschland zählte. Anfangs 1832 erfolgte sein Uebertritt zum christlichen Glaubensbekenntnisse. Saphir ward im Hause des Decan Beck in München nach dem Gebrauche der protestantischen Kirche getauft. Um diese Zeit erhielt er ferner den Titel als Hoftheater-Intendanzrath. Zu erwähnen sind hier noch seine Vorlesungen im Museum zu München, welche schon damals als das Stelldichein der eleganten und gebildeten Welt betrachtet wurden. Mit dem Jahre 1834 endete seine journalistische Thätigkeit in der Hauptstadt an der Isar.

Saphir kehrte nach Wien zurück. Der hohe Ruf, den er sich als Schriftsteller erworben, diente als Seitenstück zu der bezauberten Springwurzel; er verschaffte dem Humoristen unbestrittenen Zutritt zu Salons, deren Flügelthüren sich bisher nur für die Crème de la crème zu öffnen pflegten. Die deutsche Muse ward durch

Saphir appartementfähig in den Prunksälen der Großen der Erde, ein Verdienst, das nur Scheelsucht und Unverstand zu bemäkeln vermochten. Weiter unten ein Mehreres über diese Streitfrage.

Alte Liebe rostet nicht. Dies gilt auch in der Journalistik. Saphir wurde abermals Hauptmitarbeiter der Theaterzeitung und galt seit dieser Zeit als Haupt der Kritik in der Kaiserstadt. Drei Jahre später, 1837, begann er die Herausgabe seiner Zeitschrift, „Der Humorist" betitelt. Mehr als zwei Decennien sind seit jener Zeit verstrichen, und dieses Journal verblieb noch immer die Lieblingslectüre der gebildeten Welt; selbst der wilde Märzsturm wie der Actienstaub der Gegenwart vermochte die Stimme des „Humoristen" nicht zu ersticken; viele größere Journale gingen während dieser langen Epoche den Weg alles Fleisches, andere Blätter fristen zwar noch immer ihr Leben, aber vielleicht rührt dies blos daher, weil ihre Gründer eigentlich keinen Geist aufzugeben haben. Seit 1850 erschien auch alljährlich Saphir's „Humoristisch-satyrischer Volkskalender", also beliebt, daß er trotz einer Auflage von sechszehn- bis zwanzigtausend Exemplaren binnen wenigen Wochen vergriffen zu werden pflegte. Ein weiteres hohes Verdienst um Poesie und Kunst erwarb sich Saphir durch die Begründung seiner musikalisch-declamatorischen Akademien. Der geistreiche Mann gedachte damit eine Sünde der modernen Zeit, wenn nicht zu beseitigen, doch wenigstens zu veredeln. Angelica Catalani und Niccolo Paganini glichen

den Propheten des alten Testamentes, namentlich schien letzterer ein Elias, als er auf dem feurigen Wagen der Töne die Fahrt durch alle Länder unternahm. Ihre Nachfolger sanken allmälig zu Krämern herab. Mit den Dreißiger-Jahren begann die neue Zeitrechnung des fahrenden Virtuosenthums. Seit dieser Epoche stand der abgöttische Cultus der Technik in voller Blüthe, die Virtuosen wandelten auf Louisd'ors umher und schmückten sich widerrechtlich mit den Lorbeern der Tondichter. Es war etwas faul geworden im Staate Musik.

Saphir suchte, wie gesagt, diese Sünde der Gegenwart, wenn nicht zu beseitigen, doch mindestens zu adeln. Nach seinem Glaubensbekenntniß sollte und mußte der Geist auch bei diesem Gebahren der Mode den Antheil des Löwen in der bekannten Fabel beanspruchen und festhalten. Deshalb fiel das Schwergewicht bei Saphir's Akademien auf seine Declamationsgedichte, namentlich auf seine humoristische Vorlesung. Das erste Concert des Geistes, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, fand bereits 1834 in Wien statt und zwar zum Besten der Verunglückten in Wiener-Neustadt, welcher Ort in jenem Jahre durch eine furchtbare Feuersbrunst in Schutt und Asche gelegt worden.

Nächstenliebe wurde der Souffleur des Talentes. Deshalb versammelte sich nicht blos die Elite der Bildung bei Saphir's Akademie, es kamen auch Alle, welchen das Wort Mitleid als heilig gilt, oder welche doch diesen schönen Glauben zu heucheln versuchten; deshalb

nahte Jeder, welcher im Reichthum das Elend nicht vergaß, oder doch wenigstens nicht so vergeßlich scheinen wollte, und von derlei Gaben ward der Opferstock der Nächstenliebe gefüllt mit Silber und Gold. In den Mauern der Kaiserstadt lebt so mancher Crösus, schaltet so mancher Nabob, aber wir glauben kaum, daß Einer von ihnen der Armuth so viel Mammon spendete als der Humorist im Laufe eines Vierteljahrhunderts auf den Altar der Wohlthätigkeit niederlegte. Die Eintrittskarten zu seinen Vorlesungen wurden zwar von dem Geiste unterschrieben, aber von dem Mitleid contrasignirt.

Sein Ruf als Vorleser verbreitete sich weit über die Grenzen des Kaiserstaates, auch unternahm er, um im Theaterdialect oder im Concertjargon zu sprechen, mehrere Kunstreisen nach dem weiland römisch-deutschen Reiche. Es waren Triumphzüge des Geistes nach dem Siege über die musikalische Technik. In der neuesten Zeit dehnte Saphir, wie wir weiter unten lesen werden, seine Eroberungen auch über den Rhein aus.

Das verhängnißvolle Jahr 1848 begann. In den Februartagen fiel der geschichtlich denkwürdige Schuß vor dem Hotel Guizot in Paris, und eine Lawine von Gräuelsceenen wälzte sich über halb Europa. Auch in Wien erdröhnte das Echo des unseligen Schußes. Saphir, als freisinniger Schriftsteller bekannt, wurde in der Bewegungszeit mit Acclamation zum Präsidenten des Schriftstellervereines erwählt, sein feiner Tact, das zweite Gesicht, jedem echten Poeten eigen, veranlaßte

ihn jedoch, dieser Würde bereits nach zwei Tagen zu entsagen und für die Dauer der politischen Stürme nach dem Curort Baden zu übersiedeln. Er ist auch später der Reichshistoriograph der dortigen Thermen geworden. Dem Gebote der Nächstenliebe getreu veranstaltete er daselbst, als Seine Excellenz der Ban von Croatien mit seinem Heere anrückte, eine glänzende Akademie zum Besten der verwundeten Krieger.

Die Ruhe ward hergestellt. Saphir ergriff auf's Neue seine gefürchtete Feder. Im Jahre 1853, im Monate August, ward er als Ablegat der Literatur und Journalistik zu den Feierlichkeiten gesendet, welche bei der Vermählung der Frau Erzherzogin Maria Henrika Anna mit dem Kronprinzen von Belgien, dem Herzog von Brabant, in Brüssel stattfanden. In der Hauptstadt von Belgien schloß Saphir enge Freundschaft mit dem fruchtbaren Dichter Dumas Vater, der später in den Salons des Prinzen Napoleon und der Prinzessin Mathilde so viel Schönes von dem deutschen Humoristen erzählte, daß beide erlauchten Mitglieder des französischen Kaiserhauses dem Glauben lebten, M. G. Saphir sei eigentlich nur eine geistreiche Mythe, welche Dumas in seiner schöpferischen Phantasie zum Ergötzen des Hoflagers zu Paris ersonnen.

Saphir ward daher auch in der französischen Hauptstadt mit offenen Armen empfangen, als er 1855 der Eröffnung der Industrieausstellung in Paris beiwohnte. Der Humorist verrat aber auch die Ehre und Noblesse

der deutschen Journalistik in glänzender Weise. Er war, um mit einem geistreichen Freunde zu sprechen, in den Salons an der Seine dieselbe gefeierte schriftstellerische Größe, wie er sie seit Jahren in den Theezirkeln an der Donau repräsentirte. Saphir speiste, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, als „Lucull bei Lucull", er war heimisch in den Gemächern der Großen Frankreichs, und Prinzessin Mathilde freute sich herzlich, als die neueste Auflage seiner beliebten „wilden Rosen" an der Stelle der Dedication ihren Namen wies. Die deutsche Poesie wie Journalistik konnte keinen größeren Triumph feiern, als jenen, den M. G. Saphir sich selbst in den ersten Cercles der vornehmen Welt in Paris bereitete. Auch wurde ihm die Auszeichnung zu Theil, in den Tuilerien eine humoristische Vorlesung halten zu dürfen. Stürmischen Beifall fand ferner sein herrliches, noch in München geschriebenes Gedicht:

Im Garten zu Schönbronnen
Da liegt der König von Rom!

Ein so großer Sieg im französischen Salon konnte natürlich nicht ohne Rückwirkung in der deutschen Lesewelt bleiben. Saphir legte zudem die Summe der Eindrücke, in der Fremde empfangen, in einem neuen Werke nieder, das er mit dem bezeichnenden Titel „Pariser Briefe aus dem Glaspalaste über Leben, Kunst, Geselligkeit und Industrie" überschrieb.

Seit dem Beginne des Jahres 1856 widmete Saphir seiner Zeitschrift „Der Humorist" noch regeren Fleiß

und Eifer; er bewahrte die alte Geistesfrische, die bei vielen seiner Zeitgenossen seit Jahren erlahmte, während der kastalische Bronnen für unsern Humoristen zur Quelle ewiger Jugend geworden zu sein schien. Einen zahlreichen Lesekreis erwarb sich ferner sein satyrisch politisches Montagsblatt, „Der Wochenkrebs" betitelt.

Schreiten wir nunmehr zu seiner Characteristik als Mensch, Poet und Kritiker! Saphir war hochgewachsen von schlanker Statur, aus seinen blauen Augen sprach Geist und Gutmüthigkeit, nur um die Lippen zuckte es zuweilen wie mühsam verhaltener Spott, auch schien sich in Augenblicken satyrischer Aufregung ein Stück Mephisto unter den blonden Barthaaren zu bergen.

Trotz seiner vorgerückten Jahre verblieb M. G. Saphir ein Meister in der Kalostetik, in der Kunst, ein schönes Leben zu führen. Seine Toilette war tadellos, auch besaß er die Manieren eines vollendeten Gentleman. Er ist aber auch in der Wahrheit fast die einzige literarische Notabilität Deutschlands, welcher wie unsere Collegen über dem Rhein allimmer gelebt hat als ein Rentier des Geistes, als eine Art Rothschild des Talentes, mit einem Wort als deutscher Alexander Dumas.

Saphir sprach außer seiner Muttersprache geläufig französisch, englisch und italienisch, auch etwas ungarisch. Seiner hebräischen Studien haben wir bereits erwähnt. Er besaß außerdem alle jenen kleinen Kenntnisse, die sich ein Lebemann aneignen muß, falls er sich anders mit

Erfolg in den Cercles der vornehmen und eleganten Welt bewegen will. Auch dieser Vorzug darf nicht mit poetischem Eigendünkel übersehen werden. Der Dichter wird jetzt nicht mehr auf dem Forum gekrönt, zum Weltruhme genügt jetzt eine frisch gepflückte Rose, die uns für einen Band Liebesgedichte aus einem Boudoir zugeworfen wurde. Selbst der Journalist, der nicht als Habitué eleganter Salons gilt, ist nur ein Stiefkind der Presse. Wenigstens findet er nirgends Gelegenheit, das mütterliche Erbe vollwichtig zu verwerthen.

Man betrachte unsere Tintengenossen in London und Paris. Was sich an Talent daselbst auf jeglichem Gebiete des Parnasses entfaltet, findet allüberall die gebührende Anerkennung und Förderung. Besagtes Talent gleicht einer Dollarnote von hohem Nennwerth, die natürlich schwer an den Mann zu bringen wäre. Die Salons vertreten jedoch die Wechselstuben, wo diese Note augenblicklich in gangbare klingende Münze umgesetzt wird, auf daß letztere im ganzen Lande circulire. Das ist jedoch nicht der einzige Vortheil, welcher dem Poeten und Journalisten aus seinem Verweilen im high life erwuchs. Der feine Ton, das gewisse anmuthige savoir faire ward ihm daselbst allmälig zur zweiten Natur. Dies spiegelte sich dann auch später in seinen Werken ab. Salon und Presse ergänzten sich gegenseitig. Saphir erfaßte dies frühzeitig mit richtigem Scharfblick; seine Muse durfte daher auch nicht jahrelang als Aschenbrödel auf die Stunde der Erlösung harren.

Der geistreiche Humorist gab übrigens seit geraumer Zeit selbst sehr glänzende Soiréen. Sein „Salonchen Wochenkrebs", wie er seine Behausung scherzhaft zu nennen liebte, war häufig der Sammelpunct, das Rendezvous, zu dem sich alles dasjenige einzufinden eilte, was Wien jeweilig an gefeierten Bewohnern des Parnasses in seinen Mauern beherbergte. Der Hausherr verstand es aber auch, in französischem Geschmacke die Honneurs zu machen, und es waren keine „Stunden der Täuschung", die man bei ihm zu verleben pflegte.

So schaltete und waltete Saphir als Gentleman. Im Leben selbst galt er mit Recht als zärtlicher Vater, als treuer Freund, als Schirmherr der Armuth und des Elends; seinen Feinden gegenüber trat er freilich geharnischt in die Schranken, er zählte ja zu jenen gewaltigen Naturen, die ebenso warm zu lieben als grimmig zu hassen verstehen. In seinen reiferen Jahren war er jedoch milder in seinem Urtheil geworden, mitunter lautete sein Wahlspruch: Soyons amis, Cinna!

Was Saphir als Dichter anbelangt, so muß man vor Allem die Vielseitigkeit seines Talentes bewundern. Seine metrischen Spenden zerfallen übrigens in zwei streng geschiedene Spielarten, in erotische Lieder, wie sie die Zärtlichkeit singt, dann in Gedichte, welche sich vorzugsweise zur Declamation eignen. Als Sänger der Liebe, als lyrischer Dichter, wußte Saphir die Saiten des Herzens so rührend und ergreifend anzuschlagen, daß man keinen Augenblick an der Wahrheit seines Grames

zu zweifeln vermag. Seine Sammlung „Wilde Rosen" darf daher auch als ein Schatzkästlein betrachtet werden, darein die lyrische Poesie so manchen köstlichen Edelstein verschlossen. Bei der Schnelligkeit, mit der unser Humorist zu schreiben pflegte, wurden freilich im Laufe der Zeit auch hie und da ein paar erotische Lieder veröffentlicht, welche besser ungedruckt geblieben wären. Goethe hat sich jedoch einen ähnlichen Fehler zu Schulden kommen lassen.

Die Declamationsgedichte, welche Saphir's Namen in der Theaterwelt so populär machten, haben bereits die Runde durch ganz Deutschland zurückgelegt, und zwar manche Gegner, aber weit mehr Bewunderer gefunden. Die Acten hierüber sind bereits geschlossen. Ein Lied, „Das Frauenherz", schlägt hundert kritische Zeloten todt. Ein fait accompli läßt sich zudem nicht abläugnen. Dies fait accompli aber besteht in dem Umstande, daß die Gedichte, welche Saphir für seine Akademien schrieb, noch überall stürmischen Anklang fanden, also einen eigenthümlichen Zauber besitzen müssen, derart bannend und mächtig, daß ihm die Zuhörer nicht zu widerstehen vermochten. Volksstimme, Gottesstimme!

Saphir verstand ferner auch im Gebiete der Romanze den rechten Ton anzuschlagen. Sein Gedicht am Todestage des Herzogs von Reichstadt wird so gut auf die späte Nachwelt übergehen, als die Romanze „Die nächtliche Heerschau" von Zedlitz. Emil Titl, welcher diese Heerschau so prachtvoll in Klänge übersetzte, hätte

auch jene tiefrührende Todtenklage oder Elegie in die Weltsprache des Gefühles, in Musik, übertragen sollen.

Als Humorist war M. G. Saphir ein würdiger Nachfolger des großen Jean Paul Friedrich Richter. Auch aus den Schriften des Ersteren spricht überall ein höchst origineller Geist und eine humoristische Darstellungsgabe, wie sie nur wenigen deutschen Schriftstellern eigen gewesen. Selbst seine Novellen, wie das Prachtstück „Güldane", gleichen reizenden Phantasiestücken, wie sie nur ein hochbegabter Autor zu schaffen vermag.

Saphir besaß noch eine weitere Aehnlichkeit mit Jean Paul. Das Gepräge der reinsten Sittlichkeit, das seine Werke fast ohne Ausnahme schmückt, gereichte auch unserm Humoristen zum besonderen Ruhme. Die Sage geht, das homerische unauslöschliche Gelächter sei bei der Flucht der griechischen Götter aus dem Olymp verloren gegangen, und erst spät wieder aufgefunden worden. Beruht diese Mähre anders auf Wahrheit, so darf Saphir getrost als redlicher Finder bezeichnet werden. Man lese seine Novellette „Don Carlos mit Butter".

Die Kritik zählte Saphir gleichfalls zu ihren scharfsinnigsten Vertretern. Er besaß alle Eigenschaften, welche Ludwig Börne von einem Kritiker fordert, wie große Belesenheit, vielseitiges Wissen, feine Sitte, Gewandtheit, Anstand, Muth und Gegenwart des Geistes. Hierzu kommt noch nebst beißendem Witze ein überaus blumiger Styl. Viele deutsche Schriftsteller halten Letzteres zwar eher für einen Uebelstand, als für einen Vorzug, wir

aber stimmen hierin unserm früheren Gewährsmann vollkommen bei, wenn er sagt: „Wenn in Frankreich Bettlergedanken sich immer schön und sauber kleiden, und darum Zutritt in guter Gesellschaft finden, hüllen sich die reichsten deutschen Geister in Lumpen ein, finden alle Thüren verschlossen, und werden von jedem unverschämten Hofhund angebellt.“ Auch Saphir pflegte elegante geistige Toilette zu machen, wenn er die Feder zu einem kritischen Aufsatze ergriff. Reich an Erfahrung erfocht er ferner seine schönsten kritischen Siege durch die Parallele, durch das Gleichniß. Dies gilt selbst auf musikalischem Gebiete. Ein bewährter Musikkenner, selbst ausübender Künstler von großem Rufe, sagte uns einst, er habe nie eine so bündige Characteristik gefeierter Violinspieler von Paganini bis zu Molique gelesen, als wie sie einst Saphir in seinem „Humoristen“ niedergeschrieben.

Als wahrer Schreck-ins-Land erwies sich Saphir bei literarischen Fehden. Fast scheint es, als hätte seine Hauptstärke in der Polemik bestanden. Man möchte ihn, falls man einen Parlamentsredner mit einem Schriftsteller vergleichen darf, den Lord Brougham der Feder nennen. Wie diese Lordschaft bei parlamentarischen Kämpfen nach Heine's Schilderung anfangs einzelne Sätze kalt, fast unsicher hinschleudert, so daß der Redner weit ab vom Ziele zu schweifen scheint, so schob auch Saphir seine polemischen Truppen langsam, einzeln in das Gefecht, bis sein ganzes Heer in Schlachtordnung stand, und dann vorbrach wie die macedonische Phalanx, wie die

Hochländer, die sich mit gefälltem Bajonnete zum Sturm anschicken. Das war, wie bei Henry Brougham, nur Vorbereitung zur bataille rangée. Der Gegner glaubte bereits die gesammten Streitkräfte Saphir's zu übersehen, während die alte Garde des Witzes, des Spottes, der Ironie noch ruhig Gewehr bei Fuß hielt, und in einem Hinterhalt lauerte. Plötzlich aber, wenn der Augenblick der Entscheidung kam, eilte diese Reserve im Geschwindschritte vor, die letzten Schanzwerke des Gegners im Fluge erstürmend. Die Tinte vertrat nunmehr die Stelle des schweren Geschützes, ja man hätte sie mit einem flüßigen Folterwerkzeuge vergleichen können, nicht eher außer Gebrauch gesetzt, als „bis der unglückselige Gegner bis auf die Knochen geschunden und seine verstümmelten Glieder durch alle Redefiguren durchgestampft worden."

Schließlich erwähnen wir noch einer Eigenthümlichkeit M. G. Saphir's, die ihm als Schriftsteller, namentlich als Journalisten sehr oft manche fast komische Hindernisse bereitete. Wir meinen seine merkwürdig schlechte, kaum leserliche Handschrift. Er äußerte sich hierüber in einem Schreiben an eine Dame, das im „Humorist" abgedruckt worden, wie folgt:

„Wenn Sie meine Schrift nicht lesen können sollten, so gedulden Sie sich bis ich selbst komme, ich bringe Ihnen zu diesem Behufe meinen Setzer aus der Leopold Grund'schen Buchdruckerei mit, den einzigen Menschen auf Erden, der meine Schrift lesen kann. Ich vertraue

Ihnen in Folgendem ein Staatsgeheimniß an: Ich und mein Setzer wir werden, als seit vielen Jahren wundersam zusammengewachsen, in die „Industrie-Ausstellung" geschickt als ein Wunderfabrikat! Ich kann ohne ihn nicht leben, denn Niemand sonst kann meine Schrift setzen, aber auch er kann ohne mich nicht leben, denn der gute Mann kann gar keine andere, ordentliche Schrift mehr lesen oder setzen! So laufen wir vierfüßig wie Katzenberg's Hase herum. Wir müssen miteinander sterben und auf unserem Grabstein wird zu lesen sein:

„Hier liegt ein Paar ganz wunderlieb,
Der Eine setzte, was der And're schrieb —
O Himmel, rechne es ihnen nicht böse an,
Sie haben's Beide nicht gern gethan!"

Es war im December des vergangenen Jahres, daß wir diese biographische Skizze für das bei Pfautsch und Compagnie allhier in prachtvoller Ausstattung erscheinende „Album österreichischer Dichter" niedergeschrieben. Saphir wurde damals von einer lästigen Gastin, von der Grippe, in hartnäckiger Weise heimgesucht; Niemand aber ahnte, daß die finstere Parze seinen Lebensfaden bereits im Herbste des nächsten Jahres abzuschneiden gedenke.

Auch der Winter und das Frühjahr verstrichen unter häufigem Unwohlsein, so daß der Humorist den schon früher beabsichtigten Ausflug nach Preßburg, Temesvar und Arad, später nach Prag, erst in der zweiten Hälfte April zu unternehmen vermochte. Saphir feierte abermals glänzende Triumphe.

Es war jedoch seine letzte Kunstfahrt.

Nach Wien zurückgekehrt, begab sich Saphir nach wenigen Tagen nach seinem Tusculum, nach den Thermen von Baden. Dort entwickelte sich seine leider unheilbare Krankheit in unheilvoller Raschheit. Er kam zwar noch einmal nach Wien zurück, um sich mit seinen Aerzten zu berathen, aber seine Füße waren schon zu jener Zeit bedeutend angeschwollen, und Schwarzseher prophezeiten bereits damals, der Humorist werde die Kaiserstadt nie wieder sehen.

Berühmte Aerzte eilten später nach Baden, um dem schmerzgequälten Manne werkthätige Hilfe zu leisten, das Uebel spottete jedoch allen Anstrengungen der Heilkunst. Saphir litt an der Bright'schen Krankheit, also nach dem englischen Arzte Bright (sprich: Breit) genannt, welcher sich um die Entdeckung derselben vorzüglich verdient machte. Dies Uebel, das als eine acute Wassersucht mit Absonderung eines eiweißstoffhaltigen Harnes erscheint, pflegt gewöhnlich zwei Dritttheile der Kranken dahinzuraffen.

Der Kranke litt entsetzlich, er konnte viele Wochen über einzig in sitzender Stellung verharren. Zahllose Gerüchte waren über seine Lage im Umlaufe, ja, man gab ihn schon anfangs Juli für todt aus. Wie Saphir hierüber dachte, möchte nachstehendes Schreiben erzählen, das er am 21. Juli l. J. an den Eigenthümer des „Fremdenblattes" richtete.

Es lautet:

„Hier sitze ich und liege krank; — stehe mit einem

Füße im Grabe, gehe mit dem andern dem Tode entgegen, und so habe ich alle meine Hände voll zu thun, um mein Leben an den „schwarzen Mann“ zu bringen.

„Sie waren so gütig, über meinen beispiellos schmerzvollen Leidzustand in Ihrem Blatte einige theilnehmende Worte zu sagen. Ich danke Ihnen! — Sie wundern sich, daß mein bischen Geist bei mir bis zum letzten Augenblick treu aushält; das beweist, daß er eben ein Geist und kein Mensch ist!

„Ich habe am Krankenbette Ihres Bruders Heinrich Heine die Kunst gelernt, den Geist als schmerzstillende Tropfen zu gebrauchen.

„Sie sprechen von einer Grabschrift, die ich mir selbst geschrieben habe, — da die Zeitungen schon anfangen mich zu loben, muß ich wohl schon todt sein; sehen Sie nur gefälligst unter den „Verstorbenen“ nach.

„Ich übersende also diese Grabschrift. Honorar verlange ich keines. Senden Sie mir im traurigen Falle ein Freiexemplar Ihres Blattes poste restante „Himmel“.

„Uebrigens hoffe ich von der Gnade meines Schöpfers und Allvaters noch eine kleine Erstreckung meines Lebenstermines, nach Seinem Willen und Seiner Barmherzigkeit!“ —

Anbei folgte nachstehende Grabschrift, die sich Saphir selbst gedichtet:

„Eine Auster, einsam in des Ufers Sand
Warf das Zeitmeer mich am Lebensstrand,
Ein Tropfen Licht fiel vom Himmel hinein,
Wurde Perlchen darin, gering und klein;

Wurde Krankheit da, und doch auch Lust,
Ich gab sie der Welt aus off'ner Brust. —
Zeitmeer, hier nimm deine Schale zurück!
Perlchen, überleb' mich ein Weilchen mit Glück!
Tropfen Licht, der vom Himmel in die Schale sank,
Schweb' empor zum Himmel jetzt und sag' ihm Dank!"

Trotz dieses qualvollen Zustandes blieb der Humorist bei heiterer Laune, ja, wir hörten selbst aus seinem Munde so manches Witzwort, das bald darauf die Runde durch ganz Wien machte; die ernste Stimmung, in der wir diese Zeilen zu Papier bringen, verstattet uns jedoch nicht, hierüber ein Weiteres zu berichten.

Ein paar Wochen später trat merkliche Besserung in dem Leiden des Kranken ein; das Wasser schien zu versiegen und Saphir konnte sich wieder zu Bette begeben. Seine Freunde gaben sich rosigen Hoffnungen hin, namentlich als nach der Geburt des kaiserlichen Thronerben das „Wiegenalbum für den Kronprinzen Rudolph", an den Stufen des Thrones niedergelegt von M. G. Saphir, im Sonntagsblatt der Zeitschrift „Humorist" im Druck erschien. Zwei Auflagen dieses Gedichtes wurden in rascher Folge vergriffen. Diese loyale Dichtung war die letzte Gabe, welche Saphir's Muse in die Oeffentlichkeit sendete.

Sein Uebel verschlimmerte sich bald darauf wieder.

Der Todesengel erhielt den Auftrag, den Großmeister des Humors von dem Schauplatze seines irdischen Wirkens abzurufen. Samstag den 5. September begann der Kampf mit dem unerbittlichen Herrn der Gruft

An dem Sterbebette Saphir's standen seine Tochter, sein Neffe, eine in Pest verheirathete Nichte, die auf Besuch gekommen, und der treffliche, menschenfreundliche Arzt Dr. Eckstein. Die Schwäche nahm Abends mit jeder Minute zu. Gegen halb ein Uhr Nachts erhob sich der Kranke, die Hände krampfhaft gegen seinen Neffen ausstreckend, flüsterte leise, doch deutlich die Worte: „Es ist aus, ich muß fort," sank zurück, und darauf entschlummerte Saphir so ruhig und still wie ein Kind, dem aus Schlaftrunkenheit die müden Augenlider zufallen.

Die Vertreter jeglicher Kunst, jeglichen Wissens zerfallen in zwei Classen, in sogenannte Handwerker und in wirkliche Künstler. Aerzte von dem ersteren Schlage verkünden am Krankenlager den verzweifelnden Anverwandten den bevorstehenden schmerzlichen Verlust mit rauher Stimme, und verlassen dann das Gemach des Jammers so gleichgiltig und theilnahmlos wie der Professionist, wie der Schreiner, der eben den Sarg gebracht und seine Bezahlung erhalten.

Der wirkliche Künstler im Heilwerke kann zwar den Ausspruch des Geschickes gleichfalls nicht rückgängig machen, den Todesengel nicht hinwegbannen; er hat aber für die leidenden Angehörigen ein sanftes Wort des Mitgefühles, er harrt am Sterbebette aus bis zur letzten Secunde des Lebens, nicht blos als Arzt, nein als Freund in der Noth, als Engel des Trostes.

Und als ein solcher Engel des Trostes erwies sich Dr. Eckstein!

Als die Leiche in der Nacht vom Sonntag auf den Montag von Baden nach Wien in Saphir's Wohnung in der Leopoldstadt geschafft worden, als dieselbe am 6. September Vormittags behufs des ärztlichen Befundes geöffnet wurde, da bekundete dieser wackere Mann abermals, daß er über den Büchern Aeskulaps nicht der Poesie vergessen, da warf er einen Blick nach den Wänden des Gemaches, welche die Porträts und Handschriften der größten Künstler und Künstlerinnen schmücken, und dachte im Stillen: »où peut-on finir mieux qu'au sein de sa famille!«



Napoleon.

(Ein Bild von Paul Delaroche: „Napoleon in Fontainebleau.“)

„Steh' auf!“ so sprach des Künstlers hoher Genius,
„Verlaß' Dein Grab, und leb' in diesem Rahmen!“ —
Der Künstler sprach's aus seines Geistes vollstem Guß,
Der Himmel hört's und spricht sein göttlich „Amen!“

Er lebt! das ist des Feuerauges Cäsarstrahl,
Das sind die Lippen, die so sinnig lachten,
Das ist die Stirne, wo Gedanken ohne Zahl
Geordnet sind zu Thaten und zu Schlachten!

Das ist der Herrscherblick, der in dem Kaisersaal
Regiert wie in Kaserne und Mansarde.
Das ist der Blick, mit welchem er zum letztenmal
Zu Fontainebleau umarmte seine Garde!

Das ist des Geistes Lächeln um den feinen Mund,
Mit welchem er den Simplon überstiegen,
Das er bewahrt hat auf Egyptens heißem Grund,
Wie auf dem Eisfeld in den Russensiegen!

Das ist des Helden zuversichtsgestählter Geist,
Wie er aus Ossians Gesängen stammt,
Der zweimal muthig ihn das Schiff besteigen heißt,
Das ihn nach Frankreich trug, zum [illegible]!

Das ist die Faust, die, riesenhaft geballt,
Der Völker Schicksal spielend hat zerschlagen,
Bevor der fremden Lanzen dichter Birnamswald
In's Schloß der Tuillerien ward getragen!

Das ist die kleine Länderkarte auf dem Tisch,
Von der er Länder schnitt und Reich und Kronen,
Bevor Alt=Engeland, der feiste Inselfisch,
Verdammt ihn hat mit Hudson Lowe zu wohnen!

Das ist der kleine, graue Rock, an dessen Schoß
Sich Könige und Fürsten einst gehangen,
Und den dann Freund, Verbündeter, Genoß,
In Stücken riß mit Haken und mit Zangen!

Das ist der kleine Hut, am Boden nebenan,
So furchtbar einstens auf dem Haupte droben,
Der kleine Hut, den einst ein and'rer großer Mann
Dem großen kleinen Mann hat aufgehoben! —

Dann, ohne Krone, ohne Hut und ohne Land,
Macht er den schlichten Sessel doch zum Throne,
Um seine Stirn' das unentwendbar' Ruhmesband,
Der Weltgeschichte ewiggrüne Krone!

Er sitzt und sinnt und sieht die kleine Gegenwart,
Die kleine Zeit, vom großen Weh zerrissen,
Die Löwen jenes Land's, der Inseln Leopard,
Und Frankreichs Hahn, geweckt vom Schlummerkissen.

Er hört in seinem Frankreich wildverwirrt Geschrei,
Den Fluch der Schreckenszeit heraufbeschwören,
Auch aus Egypten tönt's wie dazumal herbei,
Von Pyramiden glaubt er heimzukehren!

Er ballt die Faust, sein durst'ger Schlachtenblick
Sieht in der Luft sein Schwert, er will es fassen! —

Gib' dich zur Ruhe! es vollende sein Geschick
Dein Frankreich mit den unheilvollen Waffen!

Dein Kaiserthum das haben siegend sie zerzaus't,
Und flickten sich ein Reich aus falschen Geistern;
Den Adler haben sie entrungen Deiner Faust,
Und können ihren Hahn nicht einmal meistern!

Gib dich zur Ruh'! die Asche haben sie von dir,
Doch will der Phönix nicht herausspazieren,
Die vielen Donner machen g'rad wie du sie schier,
Den Blitz wie du weiß Keiner zu regieren!

Gib dich zur Ruh'! Geh' ein in's Grab von Helena!
Die Welt, das Glück, den Purpur auch vergesse!
Ein ew'ges Reich steht nur im Strahl des Nachruhms da,
Der Freiheitsbaum ist einzig die Cypresse!

Lätitia, die neue Hekuba.

Zu Rom, im Prunkpalaste,
Sitzt eine hohe Frau,
Vor Kummer und vor Alter
Ist ihr das Haupthaar grau.

Vor Kummer und vor Alter
Gesenkt ihr Haupt sich hat,
Vor Kummer und vor Alter
Ist ihr das Auge matt.

Vor Kummer und vor Alter
Fühlt sie ihr nahes End',
D'rob ruft sie einen Priester
Und macht ihr Testament.

Und als der Tod ihr rufet,
Daß sie bereitet sei,
Da geht ihr ganzes Leben
Noch einmal ihr vorbei.

Die Hütte stellet freundlich
Sich ihrem Sinne dar,

In der mit Mutterfreude
  Den Hektor sie gebar.

Den Hektor, der die Jungfrau
  Europa hat gefreit,
Und sich mit ihr vermählet
  Im schmucken Kriegerkleid.

Sie sieht den heil'gen Vater,
  Wie er sein Rom verließ,
Um ihren Sohn zu salben
  Im Dome zu Paris.

Sie sieht die schönste Tochter
  Aus Habsburgs edlem Haus,
Die ihrem Sohne reichet
  Den zarten Myrthenstrauß.

Sie sieht auch ihren Enkel
  Erblicken kaum das Licht,
Als ihm schon Roma's Krone
  Das zarte Haupt umflicht.

Sie sieht nun alle Kinder
  An sich vorüberzieh'n;
Sie tragen alle Kronen
  Und tragen Hermelin.

Dann sieht sie Moskau's Mauern,
  Kremlin so lichterloh,
Der Berezina Fluthen,
  Die Schlacht bei Waterloo.

Sie sieht die deutschen Sieger
Besetzen Frankreichs Thron,
Ragusa, den Verräther,
Und den Bellerophon.

Sie sieht den kahlen Felsen
Im fernen Meer versteckt,
An dem die heiße Sonne
Mit rother Zunge leckt.

Sie sieht dort ihren Hektor
Das Eingeweid' verbrannt,
Und Englands ersten Schergen:
Sir Hudson Lowe genannt!

Sie sieht im fernen Sande
Den Helden eingescharrt,
Auf den die Weltgeschichte
Vergebens wieder harrt.

Sie sieht den zarten Enkel,
Den Stegreifsohn des Glücks,
Verwelket und verblichen
Im Hohne des Geschicks.

Sie sieht die Kinder Alle,
Die sie in Schmerz gebar,
Zerstoben und zerrissen
Als arme Pilgerschaar.

Sieht sich allein im Hause
Als neue Hekuba,

Die ihres Hauses Größe
Und seinen Sturz auch sah.

Sie steht auf heil'gen Trümmern,
Entsetzlich still, doch mild,
Aus unserm Welten-Drama
Ein tragisches Gebild.

Wenn sich der Zeiten Vorhang
Ob ihrem Leben senkt,
Als Buonaparte's Mutter
Man ewig ihrer denkt.

Das innere Auge.

Der Schöpfer sprach: „Es werde Licht!“ Da schoßen
Gestirn' und Mond und Sonn' aus dunklen Tiefen,
Entriegelt ward und plötzlich aufgeschlossen
Das Reich der Strahlen, die im Chaos schliefen;
Die bunten Farben wurden ausgegossen,
Der Welt des Lichtes Dasein zu verbriefen,
Bis in den Mittelpunct vom Erdendunkel,
Zog ein das Licht als Demant und Karfunkel.

Und zu dem Quell des Lichtes kam gezogen,
Was Alles sich bewegt auf diesem Runde,
Um einen Tropfen nur aus diesen Wogen
Zu schöpfen für die kurze Daseinsstunde,
Und Gott der Herr, der Jeglichem gewogen,
Der sprach aus ewig liebevollem Munde:
„Ihr Menschen, Steine, Wolken, Lüfte, Pflanzen,
Nehmt hin das Licht in Theilen und im Ganzen!“

Den ersten Tropfen aus des Lichtes Eimer
Nahm jubelnd hin für sich die Morgenröthe,
Daß sie das luft'ge Reich der Morgenträumer,
Der Dichter, mit dem Farbenstab betrete.
Der Abend kam sodann, der Bergumsäumer,
Und holte Gold für seine Bergtapete.
Dann kam der Mond und schöpfte aus der Lichtcisterne
Das matte Licht für seine Blendlaterne.

Der Frühling kömmt und schöpft sich grünes Feuer
Für seinen Erdenteppich schnell, und tausend Farben.

Der Sommer kömmt um Licht wie Gold, zur Steuer
Für's unermeß'ne Reich der vollen Garben.
Der Herbst auch holet sich, als Kraftverleiher,
Den Balsam in der Trauben offne Narben.
Der Winter selbst, er schöpft sich Silberblicke,
Daß er der Erde Sterbekleid mit sticke.
  Die Pflanzen holen Licht in ihren Düten,
Die Blumen Licht in ihrem Atlaskleide;
In ihren Kelchen holen Licht die Blüthen,
Sein Becherchen füllt Röslein auf der Haide;
Ein Tröpflein Licht holt sich in kleinen Hüten
So Fingerhut als Eisenhut, voll Freude,
Das Veilchen selbst bescheidentlich im Grase,
Füllt sich mit blauem Licht die kleine Vase.
  Dann kömmt das Reich der Edelstein' gegangen,
Zu holen Licht in felsenfesten Schalen.
Die Wolken eilen, Licht auch zu empfangen,
Damit sie rund den Regenbogen malen.
Dann nahen sich die schönen Feuerwangen
Und wählen aus des Lichtes zart'ste Strahlen
Zu Weihefarben zweier edlen Triebe:
Zum Roth der Scham und zu dem Roth der Liebe.
  Zuletzt naht sich ein kleines zartes Wesen,
Ein wundersam' Geweb' der Zauberschätze,
Das Aug', für das zum Guten und zum Bösen
Des Menschen Sinn gestrickt hat seine Netze.
Das kleine Ding, es soll das Reich verwesen
Des Lichts und alle seine Reichsgesetze,
Daß es verwahre unter festem Siegel
Des Lichtreichs Brief und sein gold'nes Siegel.
  Des Lichtes Reichsstab auch, zum Ring gebogen,
Ist aufbewahrt in seiner kleinen Zelle;
Das ganze Weltall und des Himmels Bogen
Zieh'n ein demüthig über seine Schwelle,

Der Strahl, den er als Tropfen eingesogen,
Er strömt als Meer zurück mit Sturmes-Schnelle,
Das Licht, das ihm die Sonne schickt hernieder,
Vergelten seine Sterne zehnfach wieder!

(Musik.)

D'rum preise vor Allen
Das Licht und die Sonne,
Wem immer gefallen
Das Loos und die Wonne:
Daß ihm das göttliche „Werde"
Das Auge gelichtet,
Daß froh er kann schauen
Den Himmel, den blauen,
Die blumige Erde,
Die bräutliche Erde,
Wenn sich der Bräut'gam Frühling ihr nahet
Und sie mit Liebe umfahet,
An Busen sie drücket,
Mit Blumen sie schmücket,
Mit Strahlen umgürtet,
Mit Früchten bewirthet!

D'rum preise vor Allen
Das Licht und die Sonne,
Wem immer gefallen
Das Loos und die Wonne,
Daß froh er kann sehen
Die Tiefen, die Höhen,
Voll Schatten, voll Dunkel,
Voll Licht und Gefunkel,
Die Wolken, die eilenden,
Den Blitz, den zertheilenden,
Und all' das Farbengewimmel
Auf Erden, in Lüften, am Himmel!

(Musik.)

Doch daß nimmer auch murrte und klagte
Der, dem der Himmel versagte
Das Licht des Auges, das Sehen,
Den Quell der Sünde, den Quell der Wehen!
Nicht soll er bangen, nicht soll er zagen,
Nicht soll er zweifeln, nicht frevelnd fragen:
„Warum *mir* g'rade verriegelt die Pforte, die prächt'ge?
Warum *mir* g'rade versiegelt der Brief, der allmächt'ge,
Mit seinen Bilderblättern, mit seinen Farbenlettern!
Warum *mir* g'rade die Rinde,
Die starre, die nächt'ge;
Die eiserne Binde,
Aus Nacht, um den Bronnen
Des Lichts und der Sonnen?"

Denn 's ist eine gefährliche Gabe, die Gabe des Sehens,
Sie ist der sprudelnde Born des Uebelgeschehens,
Der Quell der Verführung, die Amme der Sünde,
Der Wollust Gefährte, Erwecker der Sinne,
Erzieher der Habsucht, Vergifter der Minne,
Der Lehrer des Neids, der Begierden Verfechter,
Der Anwalt des Scheines und des Kernes Verächter!

Wem da ist das Licht genommen,
Wem da ist der Blick geblendet,
An das *inn're Aug'* sich wendet;
Denn das *inn're Auge* malt
Eine Welt, die reiner strahlt.
Blumen, die bei stillem Lieben
Innen still das Herz getrieben,
Hat kein Strahl je aufgerieben;
Blüthen, die im Herzen hangen,
An dem Hauch der Seele aufgegangen,
Wird kein Sturm vom Zweige streifen,
Eh' zu gold'ner Frucht sie reifen;

Farben, Bilder, die inwendig
An den dunkeln Wänden malt lebendig
Phantasie, sie ganz allein nur sind beständig.
Nur das Bild, das wir entwerfen,
Wenn das inn're Aug' wir schärfen,
Von den Wesen, die uns theuer,
Steht in Idealesschleier,
Wie's kein sterblich Aug' je sah.
In dem Schmelz und in dem Feuer
Makelloser Schönheit da!
Und ein and'res Reich wird ausgegossen
Von den Augen, die dem Licht verschlossen,
Eine Welt voll Blumen und Gestalten,
Die nie welken, nie veralten,
Diese Welt, sie heißt: Musik,
Und die ihr dienenden Geister
Sind des inn'ren Auges Sprach- und Zeichenmeister!

D'rum soll Musik dem Worte sich verbinden,
Euch vorzuführen aus der lichtversagten Schaar
Ein Paar, voll Willens, selbst Euch zu entzünden
Des Dankes Opfer auf der Milde Hochaltar.
Es wird das inn're Auge dieser Blinden
In Euren Herzen einen reichen Schatz gewahr.
Es kann den Schatz mit Dankes Blick nicht heben,
Und wünscht, den Blick im Ton Euch kund zu geben.

Das Paradebett in der Kaiserburg.

„Matt von Kämpfen, matt von Siegen
lag der Cid auf seinem Lager.“

Herder.

Im Saal der Kaiserburg steht ein Paradebett,
Die Deck aus schwarzem Sammt und unter ihr ein
Brett,
Und auf dem Bette schlummert lang und tief der Cid,
Vom Kampf des Lebens satt, von Ruhm und Siegen
müd.
An seiner Seite liegt sein treubewährter Freund,
Sein Schwert, im Tode wie im Leben ihm vereint.
Der Hut liegt neben ihm, den er an Tagen trug,
Wo er des Vaterlandes große Schlachten schlug;
Und an des Bettes Ende steht die Ehrengard',
Die Thräne in dem Aug', im Arm die Hellebard'!
Auf Kandelabern brennen Kerzen ringsherum,
Da strömt das Volk herbei, vor Schmerz und Wehmuth
stumm.

In Thränen kommen sie von jedem Rang und Stand,
Sie weinen und sie beten, küssen ihm die Hand.
Da neiget sich der Tag, es naht der Abendstrahl,
Die Hallen werden leer und einsam wird der Saal;
Der Held auf seinem Bette schlummert ganz allein,
Ein Kruzifix nur wacht im hellen Kerzenschein;
Da schlägt die Burguhr zwölf um Mitternacht,
Und auf thut sich die Thür von selbsten sacht,
Ein langer Zug von Geistern naht im Sterbgewand,
Mit Kronen auf dem Haupt, mit Scepter in der Hand.
Sie schreiten still herein, geschlossen in der Reih',
Passiren an dem Bette nach und nach vorbei.
Voran des Hauses Ahn, die Stirne reich umlaubt;
Der Graf von Habsburg ist's, das erste Kaiserhaupt,
Und als er kommt an's Bett, darauf der Held entschlief,
Da beuget er sein Knie und neigt sein Haupt auch tief,
Und hebt zum Segen auf die weiße Geisterhand,
Und stellt sich sinnend dann an seines Bettes Rand,
Dann schweben in der Reih' die Kaisergeister her,
Dem Helden zu erweisen letzte Erdenehr';
Der „letzte Ritter" auch er beugt sein edles Knie
Dem Helden seines Stammes, dem hehren Kriegs-Genie;
Dann naht ein hohes Weib, die Habsburgs Krone trägt,
Das schöne Angesicht von tiefem Schmerz bewegt.
Ihr folgt im Geisterkleid ein Fürstenhaupt voll Licht,
Den hehren Glanz um Stirne und um Angesicht,
Der Menschheit Freund, des Lichtes Fürst, des Rechtes Hort,
Und beugt sein Knie und spricht ein leises Segenswort.
So nahen nach und nach die edlen Schatten all'

Dem letzten Erdenbett vom großen Feldmarschall;
Doch allzuletzt am Ende von dem langen Zug
Erscheint ein Kaiser noch, der fromm die Krone trug,
Der Glück und Unglück trug, wie eine Märtyrkron',
Im Leben menschlich mild, und fürstlich auf dem Thron.
Er naht, der Letzte, sich in dieser Geisterschaar,
Er kniet allein sich ganz hin an die düstre Bahr',
Er nimmt allein die Hand des Todten in die Hand,
Er küßt allein des Todten bleichen Lippenrand,
Er neigt allein sich auf des Todten Angesicht,
Er ist's allein, der ihm ein Wort, ein leises, spricht:
„Dein Bruder kömmt zu dir an dein Paradebett,
Mein Sieger auf dem Feld, mein Freund im Cabinet,
Mein Bruder jederzeit, mein Retter in Gefahr,
Du, meines Oestreichs Ruhm und des Jahrhunderts Aar,
Wir nahen Alle dir in mitternächt'ger Stund',
Als uns dein Tod in jener Lichteswelt ward kund,
Dich zu begrüßen noch einmal im Vätersaal,
Für dich zu beten hier vereinigt noch einmal,
Dich zu begleiten ungesehen durch die Luft
Bei deinem stillen Gang zu unsrer aller Gruft!
Wir rücken still zusamm' und ruhen Brust an Brust,
Wir hören dich erzählen deiner Thaten Lust,
Wir halten stillen Rath ob unsrer Kinder Haus;
Wir sinnen stillen Rath für Oestreichs Wohlfahrt aus;
Wir schicken unsern Segen allesammt vereint,
Dem Herrscher dann herauf, der jetzt am Thron erscheint!"
Und als er so gesprochen, schaaren sie sich stumm
Und unsichtbar um das Paradebett herum.
Der Morgen naht, es kommt heran der Nachmittag,

Der Leichenzug geht fort mitsammt dem Sarkophag,
Begleitet ungeseh'n vom edlen Kaiserkreis;
Und als die Gruft wird aufgethan nach alter Weis',
Und als man an dem Sarg die frommen Worte spricht,
Umzieht der Himmel sich mit Trauerwolken dicht;
Und als den Sarg man in die Kaisergruft gestellt,
Da donnern die Kanonen auf am Wolkenzelt,
Da fährt der Blitz so blendend durch die Wolkennacht,
Wie eines Schwertes Blitz in dichtverhüllter Schlacht;
Und Hagelschlag rauscht durch die Wolken schwer,
Als rasselten im Kampfe Schild und Lanz' und Speer
Und ein gewalt'ger Schlag erschüttert Luft und Erd',
Als ob die Erd' verschläng, was ihr am meisten werth! —
Doch als die Gruft sich ob des Helden Leiche schloß,
Da baut sich plötzlich über Kirche, Stadt und Schloß
Ein Regenbogen auf, gleich einer Ehrenpfort',
Die Wolken schaaren sich nach Süden und nach Nord!
Aus jenem Strahl, der sich von jenseitigem Licht
In Erdenthränen und in Wolkentropfen bricht,
Baut sich das Friedensthor hoch in den Wolken kühn,
An dem des ew'gen Friedens Eidesfarben glühn,
Und durch das Thor, die Flammenflügel aufgethan,
Zog ein die Geisterschaar, der hohe Held voran,
Zum Himmel ein wo aus Lorbeer, Schwert und Kron'
Sind Stufen ihm gebaut zu Gottes Gnadenthron!

———

Der Erde und des Herzens Quellen.

Die zärtlichste der Mütter hier im Leben
  Ist *Muttererde*, der der Mensch entsproß,
Nicht einer Amme hat sie ihn gegeben,
  Sie säugt an *ihrer* Brust ihn zärtlich groß,
Sie bettet ihn in grünen Wiegenstäben,
  Sie wiegt ihn selbst auf ihrem weichen Schooß,
Und seine Kleider all', von Seid' und Linnen,
Sieht man sie Tag und Nacht selbander spinnen.

Und all' das Spielzeug ihrem lieben Kinde
  Schnitzt selber sie mit kunstgeübter Hand,
Und Mondschein, Blättersang und Abendwinde
  Erzählen Märchen ihm, die sie erfand;
Und daß sein Aug' am Lichte nicht erblinde,
  Zum grünen Schirme sie das Laubdach wand,
Und wenn das Kind erkrankt, erzeugt geschäftig
Sie all' die Kräuter selbst, die wunderkräftig.

Dem Kind mit ihrem Herzblut dann zu nützen,
  Reißt sie des Herzens Adern mächtig auf,
Sie eilt, die Brust sich liebend aufzuschlitzen,
  Beschwört den heißen Wunderquell herauf;
Und aus den tiefsten Herzensadern spritzen
  Die heißen Quellen segensreich hinauf,
Denn höher springt kein Quell aus heißen Erzen
Als Segensquell aus heißem Mutterherzen!

Und wie die Mutter Erde tausend Quellen
  Im tiefen Busen still verborgen hegt,

Wie sie auf heißen und auf kalten Wellen,
  Gesundheit in das Reich der Menschen trägt,
Wie sie in ihren dunklen Herzenszellen
  Die Segensfluth mit Wunderkraft belegt,
So springen aus dem Menschenherzen eben
Viel tausend Quellen glühend in das Leben.

Der Quell der Andacht, der den Strahl, den reinen,
  Aus tiefer Brust zum hohen Himmel schickt;
Der Quell der Liebe, der im süßen Weinen
  Mit seinen reinsten Tropfen uns erquickt;
Der Quell der Tugend, der des Jenseits Scheinen
  Mit Hoffnungslicht auf seine Wellen stickt;
Der Quell der Unschuld, der die zart'sten Fluthen
Dem Frauenantlitz schenkt in milden Gluthen.

Jedoch ein Quell entspringt dem Herzensgrunde,
  Wie Gluth so heiß und wie der Thau so mild:
Derselbe ist's zu jeder Lebensstunde,
  Wenn auch die Fluth verschwenderisch stets quillt;
Er spendet Balsam jeder Schicksalswunde,
  Mit Gotteskraft ist seine Fluth gefüllt,
Der Mitleidsquell, der Ursprung aller Quellen,
Die segensreich sich seinem Lauf gesellen.

Aus diesem Ursprung quillt die heiße Zähre,
  Die hellste Perle jeder düstern Welt,
Die salz'ge Thräne, die aus eig'ner Schwere
  Früh in den Kelch des Brunnentrinkers fällt;
Aus diesem Ursprung tropft die reinste Kläre,
  Der Salzkrystall, der Trost in sich enthält,
Und dieser Ursprung aller bittern Thränen
Soll mit dem Glück das Unglück stets versöhnen.

———

Zu dieses Ursprungs sonnehellem Strahle
 Kömmt heut' die Muse als ein Badegast,
Für Kranke kömmt sie mit dem Bittpokale,
 Für Arme, die vom Siechthum angefaßt,
Für Kinder, die vom kargen Hungermahle
 Die Augen matt, das Antlitz abgeblaßt,
Für sie nur schöpfen heute Kunst und Musen
Vom reichen Quell aus mitleidvollem Busen.

Mit diesem Wort im Voraus Euch zu grüßen,
 Hab ich in Aller Namen jetzt gewagt;
Und was nun folgt, mögt freundlich ihr genießen,
 Wenn auch nicht Alles Allen gleich behagt,
Nicht Blumen sind es, die zum Schmucke sprießen,
 Nur Kräutlein sind's, wornach der Kranke fragt,
Zum Prunke nicht, zum Heil sind sie gefunden,
D'rum nehmt vorlieb, wenn ich sie schlicht gewunden!

Des Invaliden Rundgang.

Ein Invalid' mit greisen Silberhaaren,
 Das Angesicht mit Narben dicht besä't,
Zur Residenz nach vielen, vielen Jahren
 Mit seinem einz'gen Sohne geht.
Der Alte hat von Siegen und von Schlachten
 Dem Sohn erzählt, von Streit und Kampf,
Des Sohnes einzig Fühlen und sein Trachten
 Ist Wehr und Waffe, Schwert und Pulverdampf.
„So komm', daß ich Dich selbst zur Hochzeit schaffe".
 — So spricht der greise Veteran —

„Zur Hochzeit mit der schmucken Kriegerwaffe,
Zur Hochzeit mit der lust'gen Fahn',
Zur Hochzeit, wo Trompetenklänge,
Kanonendonner, Bajonnet,
Und Hurrahruf und Schlachtgesänge,
Begleiten Dich zum Ehrenbett!
Zur Hochzeit, wo die Braut, die hehre,
Mit nie entweihtem, keuschem Leib
Dein harrt; die Braut heißt Kriegerehre,
Das unbefleckte Götterweib!
Zur Seit' des thatenreichen Kriegers
Zieht diese Braut in Schlachten mit,
Zur Seit' des blutbedeckten Kriegers
Bleibt diese Braut mit festem Schritt!
Sie lächelt ihm im heißen Kampfe,
Wenn auf ihn zu der Feind schon bricht,
Sie lächelt ihm im Pulverdampfe,
Und aus des Todes Angesicht;
Und wenn er bändigt seine Tiger,
So stellt sie strahlend sich ihm dar,
Und wenn er heimkehrt dann als Sieger,
Flicht sie den Kranz ihm in das Haar.
Soldatenehre, zwiefach schöner,
Weil Du erscheinst, in Muth bewährt,
Blank wie die Kling' vom Damascener,
Wenn aus der Scheid' sie blitzend fährt!
Soldatenehre, auserkor'ne,
Erhaben schöne, hochgesinnt,
Du, aller Ehren erstgebor'ne,
Der ält'sten Zeiten ält'stes Kind!
Soldatenehre, Sonnenblume,
Die auch den wilden Krieger schmückt,
Wenn auf dem Weg zum Waffenruhme
Mit reinen Händen er sie pflückt;

„Soldatenehre, g'ring ist keiner,
Der Deinem Dienste sich geweiht,
Und Fürst und Feldherr und Gemeiner
Sind Brüder durch Dein Ehrenkleid!" —
Und als der Alte so gesprochen,
Gelangte er zur Kaiserstadt,
Allwo er oft schon eingesprochen
In frühern Kriegerzeiten hat;
Doch nicht erkennt die Stadt er wieder,
Die er geseh'n, jetzt fünfzig Jahr!
Ermattet sind die schwachen Glieder,
In Schweiß getaucht das Silberhaar.
Sein Bein aus Holz will kaum mehr tragen
Des Kriegers, wenn auch leichte, Last,
Und zitternd, scheu, mit Angst und Zagen,
Macht in den Straßen oft er Rast.
Wohin er blickt, nichts mehr vom Alten,
Es ist ihm Alles fremd und neu;
Die Straßen, Häuser, die Gestalten,
All' dies macht ihn verzagt und scheu.
Er stiert umher, erstaunt, verwundert,
Er weiß es nicht, was jetzt ihm träumt,
Ein Bischen Zeit, ein halb' Jahrhundert
Hat sonderbar hier aufgeräumt!
Er möchte geh'n auf allen Pfaden,
Ein Haus steht ihm im Weg mit Hohn.
Er sucht sie auf, die Kameraden,
Er find't sie nicht, sie schlafen schon!
Er schwankt hinaus nun zur Kaserne,
Wo er gelebt in früh'rer Zeit,
Und steht verdutzt, denn schon von ferne
Erblickt er sie im neuen Kleid.
Das Regiment nur möcht' er schauen,
In dem er selber einstens stand;

Ihm ist es fremd, ihm ist's ein Grauen,
  Es trägt jetzt nicht mehr sein Gewand!
Da faßt sein Herz die tiefste Wehmuth,
  Bis ihm ein Trost die Seele schwellt:
Sct. Stephan will er seh'n, den Alten,
  Den greisen Kirchenveteran;
Dem hat die Zeit und all' ihr Walten
  Doch ganz gewiß nichts angethan. —
Zum Stephansplatz mit seiner Krücke
  Geht er vorbei am Riesenthor'
Und hebt die sehnsuchtsvollen Blicke
  Zur Thurmesspitze hoch empor.
„Ach!" ruft er aus und sinket nieder:
  „Auch dieses Thurmes alt' Skelett
Hat einen neuen Küraß um die Glieder
  Und auf dem Haupt ein neu' Kasket!" —
Nur einen Weg noch will er gehen,
  Er wendet rasch sich straßenwärts,
Den alten Kaiser möcht' er sehen,
  Ihn zieht sein bied'res Oestreichherz.
Und still führt ihn ein frommer Priester
  Hinunter zu dem Sarkophag,
Wo in dem Kreis der Särge, düster,
  Der heil'ge Schläfer friedlich lag.
Da kann der Greis dem Schmerz nicht wehren,
  Dem tiefsten Weh wird er zum Raub,
Es fließen ihm die heißen Zähren
  Vom blassen Antlitz in den Staub!
Die Hände streckt er durch das Gitter,
  Das ihm den Sarkophag verbarg,
Durch stille Thränen, wermuthbitter,
  Dringt sein Gebet zum Kaisersarg:
    „Du mein Kaiser, gut und weise!
    Hab' gemacht die weite Reise,

Dein geheiligt' Haupt zu seh'n,
Und mit Seufzern fromm und leise
Sagten mir die Priestergreise,
In die Kaisergruft zu geh'n!
Laß, mein Kaiser, laut mich klagen,
Daß Du gingst, ohn' mir's zu sagen,
Der Dein *ält'stes* Kind ich war!
Deinen Feind hab' ich geschlagen,
Deinen Rock hab' ich getragen,
Deinen Adler sechszig Jahr!
Und Du gingst voran, alleine,
Doch an Deinem Sarg von Steine
Spricht der Invalid: Gemach!
Komm' Dir nach mit *einem* Beine,
Hab' *vorausgeschickt* das eine,
Komme desto schneller nach!
D'rum, die Krücke frisch geschwungen!
Denn ist es zum Volk gedrungen,
Daß zu Dir sich lenkt mein Schritt,
Geben Millionen Zungen
Herzlieb', Thränen, Huldigungen,
Segen und Gebet mir mit." —
D'rauf rafft der schwache Greis sich auf vom Grabe,
Schwankt klagematt hinauf an's Tageslicht,
Er winkt dem Sohn mit seinem Krückenstabe,
Es duldet in der Stadt ihn länger nicht;
Als Trümmer sieht er sich vergang'ner Zeiten,
Ein kahler Stein verfall'ner Welt,
Ein Grauen faßt ihn an, von dannen schreiten
Will durch die Stadt er gleich auf's Feld;
Und wie er schreitet durch die hohen Thore,
Die durch des Burghofs Räume geh'n,
Da dringt ein Kriegermarsch zu seinem Ohre,
Dem Schalle horchend bleibt er steh'n;

Es ist die langentbehrte Feldfanfare,
  Es ist das hohe Schlachtenlied,
Der Klang, der vor dem stolzen Doppelaare
  Voran zum Heldentanze zieht.
Beseelt vom Klang der Instrumente,
  Dringt vorwärts er mit seinem Sohn,
Da steht von seinem Regimente
  Im Feierkleid ein Bataillon,
Und rechts und links Geklirr von Waffen,
  Und Kriegerschaaren hoch zu Roß;
Es blitzt von funkelnden Agraffen,
  Es blitzt das ritterlich Geschoß!
Da flammt es auf im schwachen Greise,
  Verklärt erscheint sein Angesicht;
Mit seinem Krückenstab' theilt er die Kreise
  Der Wachen und der Garden dicht.
Und als der Greis erscheint den Blicken
  Mit Narben, die des Helden Reiz,
Mit weißem Haupt, auf morschen Krücken
  Am Recke das Kanonenkreuz,
Und neben dem das selt'ne Ehrenzeichen
  Zwiefacher Capitulation,
Da macht man Raum, die Krieger weichen,
  Zum Rittersaale kömmt er schon!
Hier wird sein Aug' geblendet fast vom Strahle
  Des Glanzes und der Herrlichkeit,
Es hat im prachtgeschmückten Saale
  Sich Stern an Stern zur Schnur gereiht,
Versammelt vor dem Kaiserthrone
  Erscheint die volle Heldenschaar,
Auf jedem Haupte deckt die Lorbeerkrone
  Hier eines Siegers Silberhaar.
Inmitten strahlt die hohe Tafelrunde,
  Die Blum' der Ritterschaft umher,

Als säße König Artus da zur Stande,
  Als lebte Merlin's Zaubermähr;
Die Krieger sitzen da, aus Kampf und Schlachten
  Errangen sie den grünen Kranz,
Die Krieger, die dem Tod entgegenlachten,
  Als er sie lud zum blut'gen Tanz,
Und obenan des Vaterlandes Retter,
  Des Sieges treugeliebter Sohn,
Der sich des Lorbeers ewig grüne Blätter
  Geflochten um die Herzenskron';
Ein Blitz im Krieg, zermalmet er wie Halme
  Der Feinde dichte Drängerschaar,
Dann windet er des Friedens grüne Palme
  Zum Siegeskranz sich in das Haar.
Es ruht in diesem edlen Angesichte,
  In diesem sinnend tiefen Blick,
Des Vaterlandes glänzende Geschichte,
  Sein einstig' Leid, sein jetzig' Glück!
Der Invalid, der weiter vorgedrungen,
  Erkennt den Feldherrn auf einmal,
Er stürzt zur Erd', hält seine Knie umschlungen,
  Und weint und schluchzt: „Mein General!
Mein Feldherr! Schau auf mich hernieder,
  Der ich gedienet viele Jahr',
Ich zähl' Dir alle Schlachten wieder,
  Wo ich im Feuer bei Dir war;
In Schwaben war's, wo wir den Jourdan schlugen,
  Im strengen Winter dann bei Kehl,
Bei Stockach, denk', wo wir hinweg Dich trugen,
  Weil Du zu nah' dem Feind', mein Seel'!
An Amberg's und an Würzburg's heiße Stunden,
  Mein General, denkst Du daran?
Du erst, und wir, nicht achtend Tod und Wunden,
  Wir hinterdrein mit Maus und Mann!

Bei Caldiero war es auch nicht bitter,
  Den kühnen Feinden ging's da schlecht,
Da nahm vor Deinem Kriegesungewitter
  Reißaus das feindliche Geschlecht.
Und dann bei Aspern, Tag der Veteranen!
  Da kein Pardon und kein Quartier,
Du nahmst zur Hand die erste uns'rer Fahnen,
  Und riefest: „Kinder, jetzt mit mir!"
An Dich allein knüpft sich mein ganzes Leben,
  Du bist allein mir Land und Staat,
So will ich auch mein Letztes Dir nun geben,
  Nimm meinen Sohn an als Soldat!
Dein wack'rer Sohn, der jüngste Held auf Erden
  Braucht einst vielleicht die muth'ge Schaar,
So möge denn mein Sohn dem Deinen werden
  Das, was ich Dir, mein Feldherr, war!"
Da bückt der Feldherr sich gerühret nieder,
  Erfüllt von süßer Wehmuthslust,
Er hebt den Krieger auf und, hoch und bieder,
  Zieht er den Greis an seine Brust.
Und eine Thräne netzt die Heldenwange,
  Die auf des Greises Haupthaar rinnt,
Er spricht, nach seines Herzens edlem Drange:
  „Dein Sohn, er sei mein Waffenkind!"
Und bei dem Anblick dieser Scene
  Schlägt höher jedes Mannes Brust,
In jedem Aug' schwimmt eine Thräne,
  Und jede Seele schwimmt in Lust,
Und halb verklärt erhebt die Worte
  Zum Segensspruch der Invalid:
„Ich stehe an des Daseins Pforte,
  In's Jenseits tritt mein nächster Schritt,
Schon kann durch alle Himmelsthore
  Mein Blick in's Reich der Engel seh'n!"

Da sieht er in dem gottgeweihten Chore
Den Genius von Oest'reich steh'n;
Und segnend hebt er seine Cherubschwingen
Mit Liebe über Habsburg's Haus:
„Des Kaisers heilig Haupt soll stets umschlingen
Des Himmelssegens gold'ner Strauß!
Und wenn der Todesengel droht zu kommen
In seines Hauses theure Schaar,
Mag Volksgebet, mit Thränen, heißen, frommen,
Verscheuchen ihn auf immerdar!
Der Degen wird zur Sichel sich gestalten,
Der Säbel wird zum Friedenspflug,
Und aus des Kriegesmantels drohenden Falten
Entwickelt sich ein Taubenflug;
Die Erde blüht, der Segen reift im Volke,
Der Thron ist Friedens-Hochaltar,
Und nun verjüngt zur güld'nen Aetherwolke
Schwingt hoch sich auf der Kaiseraar!

Eine Kronen-Schöpfung.

Zur Feier der glücklichen Rettung Sr. k. k. apostol. Majestät
Franz Joseph I. von Oesterreich
aus drohender Lebensgefahr.

Auf seinem hohen Thron', im Sternensaale,
Der Herr der Schöpfung sitzt im Lichtes Glanz,
Die Engel um ihn her, im reinen Strahle,
Anbetend bei dem Chor vom Sphärentanz;
Sie halten jeder eine Opferschale,
Umkränzt von einem Himmelschlüssel-Kranz.

Und leise, wundersame Harmonien
Aus allen Sphären in die Lüfte ziehen.

Da spricht der Herr: „Zu einer hohen Sendung
Beruf' ich heute meine Engelschaar,
Denn eine Kron' in herrlichster Vollendung
Sollt' Ihr jetzt schaffen rein und sonnenklar;
Des Goldes Glanz, der Edelsteine Blendung
Sei aug'- und sinn-erquickend wunderbar,
Ihr sollt aus Himmel-, Meer- und Erden-Reichen
Juwelen dazu suchen sondergleichen.

Zerstreuet Euch in meine Welten-Räume
Und stürzt Euch in der Erde dunkeln Schooß,
Senkt Euch in's Meer, wo rothe Purpur-Bäume
Und Perlen schimmern unter grünem Moos!
Das Morgenroth, die Abendwolken-Säume
Löſ't von dem gold'nen Frühlingshimmel los,
Die reinsten holet mir der Edelsteine,
Daß ich im Reif der Krone sie vereine!"

Die Engel neigen sich und rauschen nieder,
Zu thun nach Gottes mächtigem Geheiß,
Und seine Genien beruft der Herr dann wieder
Um sich herum, in einem engen Kreis.
Im reinen Sonnenlicht strahlt ihr Gefieder,
Die Fittige erglänzen silberweiß,
Sie sind bestimmt zur Schöpfung dieser Krone
Vor Gottes Aug', an seinem Herrscher-Throne.

Und ein Altar, dem Sonnenlicht entsprossen,
Wenn es hervortritt aus dem Morgenthor,
Auf den das Gold der Krone sei gegossen,
Steigt aus den Aetherstrahlen hoch empor,

Zu Schmelzesflammen in einand' geflossen
Entbrennen Stern, Komet und Meteor,
Und Seraphime um den Altar schreiten,
Um mit Gebet die Schöpfung einzuleiten:

„Du Vater des Lichtes und Vater der Gnade,
Der Du aussendest vor Deiner heiligen Lade,
Das Heil und den Segen auf irdische Pfade,
Der Du den Frommen behütest auf stürmischer Fähre,
Der Du den Bösewicht findest, wo er auch wäre,
Der Du mit Liebe bewachst den Thau an der Aehre,
Wie in dem Aug' des Betrübten die salzige Zähre,
Der Du erhältst den Baum in der steinigen Haide,
Der Du verstehest die Klage der trauernden Weide,
Der Du der Erde schickst nach frostigem Leide,
Den tröstenden Frühling im grünenden Kleide,
Der Du des Menschengeschlechtes sterbliche Tage
Hältst in Deiner mächtigen, göttlichen Hand,
Und auf der Gerechtigkeit ewiger Wage
Wiegst Völkergeschick und Körnlein im Sand;
Ohn' dessen Segen im blumigen Haage
Das kleinste Blümchen nicht farbig entstand;
Herr, diesen Segen lass' auch walten
Bei dieser Kron', die wir erzeugen!
All' Deine Gnade lasse schalten,
Daß dieser Krone sie zu eigen.
Laß' Ruhm und Ehre sich entfalten,
Daß zu dem Weltenruhm, dem alten,
Sie neu verjüngt herniedersteigen!
Beschenke sie mit siegenden Gewalten,
Auf daß der Krone Reif soll ewig halten;
Bei Siegsgesang und Hymnen Reigen,
Bei Palmenreis und Lorbeerzweigen,
Laß' diese Krone freudig uns gestalten!

Sie ist geweiht zum Sternenbande
Für ein jung blühend Herrscherhaupt,
Das an der Jugend grünem Strande
Mit ew'gem Kranz sich hat umlaubt,
Das in dem wilden Zeitenbrande
An Gott und eig'ne Kraft geglaubt,
Das rückersiegt für seine Lande
Sein Völkerglück, von blinder Wuth geraubt:
Ein Haupt, das Du in dunkler Stunde,
Als aus dem tiefen Schwefelgrunde
Ein Dämon aus dem Höllenschlunde,
Mit schwarzen Geistern frech im Bunde,
Die Gräuel-Unthat, die verruchte,
Mit frechem Frevelmuth versuchte,
In Deiner Weisheit, Vorsicht, Gnad' und Milde
So sichtlich hast bedeckt mit Deinem Retterschilde!" —

Und als die Engel kaum den Sang beendet,
Da kam die Engelschaar, nach Steinen ausgesendet,
Und brachte aus der Erde und des Meeres Tiefen
Die Edelstein', des Lichtes Hieroglyphen,
Die räthselhaft im tiefen Grunde schliefen.

Ein Engel, der im reinsten Sonnenlicht entbrannt,
Trug in der Schal' herbei den hellen „Diamant",
Den Stein der Lauterkeit, den Stein der Klarheit,
Den Stein des hellen Recht's, der ungetrübten Wahrheit,
Den Stein der Liebe, der Versöhnung süßen Stein;
Denn einer Thräne gleicht sein milder Schein,
Als Bild der Völkertreue in der Kron' er steht,
Weil er erprobt durch Wasser und durch Feuer geht:
Der Demant soll deshalb der erste Stein
In dieser hohen Kaiserkrone sein!

Und wieder kömmt ein Engel, im Kleid von Hermelin,
In seiner Schale flammet der herrliche „Rubin!“
Weil im *Rubin* verschlossen und versteint
Liegt *Gluth* der Jugend und der Kraft vereint,
Und weil Rubin die Flamme hat getrunken,
Die heldenhaft vom Himmel ist gesunken,
Und weil Rubin mit seinem Licht noch muthig funkelt,
Wenn Aug' und Herz von düst'rer Zeit verdunkelt,
D'rum sei *Rubin* mit seinem Flammenschein
In dieser Krone nun der zweite Stein!

Ein dritter Engel kehrt von der Erde wieder;
Es glänzt wie Wiesenschmelz sein zart Gefieder.
In seiner goldbekränzten Opferschale
Bringt den *Smaragd* er jetzt in grünem Strahle!
Weil *grün* ist das Leben, die Jugend, die That,
Weil *grün* ist die Hoffnung, der Lorbeer, die Saat,
Weil *grün* ist der Lenz, der tanzende Knab',
Weil *grün* ist des Friedens stets blühender Stab,
Weil *grün* ist und schwellend das knüpfende Band
Um Herrscherherz und sein gesegnetes Land:
D'rum sei *Smaragd* mit seinem lieblichen Schein
In dieser Krone nun der dritte Stein!

Ein vierter Engel kömmt jetzt an die Reihe,
Sein Kleid ist angethan mit Aetherbläue,
Und in der Schale wunderhell und klar,
Bringt her den *Saphir-Stein* er zum Altar!
Weil *blau* ist des Weltmeers unendliche Fluth,
In welcher geheimnißvoll die Perlenwelt ruht;
Weil *blau* ist der Ferne verlockender Flor,
Aus welcher die Zukunft geht strahlend hervor;
Weil *blau* ist die Blume im Weizengefild
Als Bild, daß nach Ernte ein Kranz uns vergilt:

Weil b l a u ist das Blümchen, das einfach und schlicht,
Nichts wünscht und begehrt, als: „Vergiß mein nur nicht,"
Weil b l a u ist die Treue, zur Liebe gesellt,
So blau wie da oben das ewige Zelt:
D'rum sei der S a p h i r mit dem Aetherschein
Im Reif der Krone nun der vierte Stein! —

Die andern Engel alle bringen
Herbei mit ihren leichten Schwingen
Juwelen viel im reinsten Strahle,
So Amethyst', Topase und Opale. —

Und alsobald die Kron' wär' fertig;
Doch ist sie einer Zierde noch gewärtig,
Die oben in dem Gipfel von der Krone
Als herrlichstes Juwel dann throne.

Und sieh', da kömmt ein Engel an im schönsten Lichte,
Verklärte Freude wohnt in seinem Angesichte;
Es rauscht wie zarter Klang sein Lichtgefieder,
Und einen Becher setzt vor Gott er nieder
Und spricht: „Vollzogen, Herr, ist Dein Befehl!
Ich bringe hier das köstlichste Juwel! —
Kein Edelstein kömmt ihm am Werthe gleich,
Der schönste ist es in der Edelsteine Reich,
In ihm zu e i n e r „Perle" liegt versteint
Die T h r ä n e, die ein g r o ß e s V o l k g e w e i n t,
Die Thräne, die aus Millionen Augen floß,
Als eines alten Herrscherhauses junger Sproß
Durch Deine Huld, durch Deine Vaterhand
Gerettet ward für Volk und Vaterland!
Und diese Thräne, keine Perle ist so klar,
Kein Stein so lauter und kein Stern so wahr,
Und kein Gebet so heiß, so süß kein Dankeswort,
Kein Lied so innig und so einig kein Accord,

Und diese *Völkerthräne*, klar und wahr und rein,
Soll dieser Krone *Perle aller Perlen* sein!

Gott lächelt mild und spricht: „So soll's geschehen!“
Als Kron' der Krone soll sie hoch nun oben stehen!
Und da die Krone glanzvoll ist vollendet,
Sei sie zur Erde segensreich gesendet;
Aus meinen gold'nen Himmelsthoren
Sei schonend sie gesenkt zur Erde nieder,
Umgeben von dem Tanz der leichten Horen!
Im Flügelkleid und Glanzgefieder
Sei einem großen Reich sie auserkoren,
Das nun erstickt die gift'ge Hyder,
Vom Höllenschooß heraufbeschworen;
Das wie ein Baum, verjüngt und neugeboren,
Frisch wieder treibt die grünen Glieder!
Auf eines jungen Kaisers Haupt zu sitzen,
Sei in der Zukunft glänzend sie erblickt!
Um zu behüten sie und zu beschützen,
Hab' meine Genien ich mit ihr geschickt,
Die *Stärke*, die mit ihrer Waffen Spitzen
Den Zweig des Sieg's vom Kampfgefilde pflückt;
Den *Muth*, der mit viel tausend Flammenblitzen
Sein Herzblut freudig eilt zu verspritzen,
Nicht vor Gefahr und Kampf erschrickt;
Den *Frieden*, der nach Kampfesstreichen,
Bekränzt mit dem Gezweig der Eichen,
Des Siegers Krone doppelt herrlich schmückt;
Die *Liebe* dann, die als Versöhnungszeichen
Des Fürsten Herz erweitert und erquickt,
Wenn ihm aus allen seinen weiten Reichen
Mit Thränen und Gebeten sondergleichen
Die Brust in süßer Rührung wird umstrickt!

Und für den E i n z u g dieser Strahlenkrone
Soll sich eine hohe Pforte bauen,
Die von des Himmels hoher Sternenzone
Durch Aetherraum, den azurblauen,
Von des Oceans Palmen-Auen
Bis zu der Donau segensreichen Gauen
Als Friedensregenbogen sei zu schauen;
Zum Zeichen, daß die schönsten Lebensstrahlen
Sich nur auf dunklem Hintergrunde malen,
Und daß die Wolke, die von Thränen ist befeuchtet,
Am schönsten wird vom Gnadenstrahl beleuchtet,
Daß in dem großen, schönen Regenbogen,
Nach schweren Wettern und empörten Wogen
Durch Siegesstrahlen in die Luft gezogen,
Die F a r b e n a l l' v e r s ö h n t zusammen wogen!

Und so die heh're Sonne dieser Krone walte,
Daß sich der Bau, der glänzende, gestalte,
In seiner Strahlen-Einheit sich entfalte;
In seiner Farbenschrift erschein' der Sang, der alte,
Der in den Völkerherzen nie verhallte,
Vom Himmel bis zur Erde: „G o t t e r h a l t e!"

Ein Myrthenblatt.

Der ersten Vereinigung von Altniederland mit Oesterreich gewidmet.

Zur Vermählung
Ihrer kaiserichen Hoheit
Maria Henrika, Erzherzogin von Oesterreich.

Dem Sterne nach aus Oest'reichs glanzgefüllter Zone
Zieht hin der König aus der Dichtkunst Morgenland,
Er sieht ein Blumenhaupt und eine Blumenkrone,
Und einen Brautkranz und ein zartgeschlungen Band,
Er sieht die Abschiedsthrän' am Heimathsthrone,
Er hört den Jubelgruß am fernen Scheldestrand,
Er stimmt die Saiten an zum festlichen Gedichte,
Und in den Myrthenkranz flicht er ein Blatt Geschichte.

Vor ihm taucht aus dem Weltenmeer der Zeiten
Empor die grüne Insel der Vergangenheit,
Zwei Völker sieht er Hand in Hand verschlungen schreiten
Und Herz zu Herz geneigt in Lieb' und Einigkeit,
Und einen hohen Schatten sieht er strahlend gleiten,
Ein edles Frauenhaupt, geprüft in Freud' und Leid,
Die Hohe lächelt mild, wie sie zu lächeln pflegte,
Wenn lebend Ihr ein Hochgefühl das Herz bewegte.

Im Schaum des Wildbachs, auf gepeitschten Wogen,
Treibt eine Rose, die am Ufer hat geblüht,
Sie wird vom Wirbel stürmisch hin und her gezogen,
Verschwindet und erscheint, wie sie der Wirbel zieht.
Durch Steingeröll und unter Brückenbogen
Treibt es sie fort im ungebändigten Gebiet:
Da ebnet sich das Bett, die Fluth strömt ruhig weiter,
Die Rose taucht empor, wie einst so frisch und heiter!

So treibt als Rose in dem Wildbach der Geschichte
„Erinnerung" durch Zeit und Stürme unzerstört;
Durch das Gewölk bricht selten noch ein Strahl vom Lichte,
Die Wellen schäumen, brausen wild empört,
Doch die Erinnerung mit ihrem Rosenlichte
Taucht nimmer unter, bleibt stets frisch und unversehrt,
Und aus dem Strom und seinem stürmischen Getriebe
Fischt blühend sie heraus die zarte Hand der Liebe!

Und so an eine Rose, wie sie holder nimmer
Der Frühling an die zarte Brust der Erde setzt,
Erblühend in des Morgenrothes zartem Schimmer,
Vom Thau der Abschiedsthräne lieblich noch benetzt,
Knüpft sich „Erinnerung" mit ihrem Zauberflimmer
In zweier Völker Busen, neu erwachend jetzt,
Das Band, das jetzt zwei Herzen hat umwunden,
Hat Millionen Herzen neu verbunden!

So zieh' denn hin, Du reizgeschmückte Kaiserblüthe,
Im Myrthenkranz ein weltgeschichtlich Blatt!
Du bringst mit Dir das Habsburg-Herz voll Güte,
Das Oest'reich-Herz, das Lieb' und Treu' und Glauben hat!
Und Dich empfängt ein Herz, das rein für Dich erglühte,
Ein edler Fürst, ein edles Volk in edler Stadt,
Allüberall, in Bildern, Worten, Melodien,
Umringen Dich die Geister alter Sympathien!

Ein Land empfängt Dich wie ein Zaubergarten,
Ein Volk, gesegnet, frisch und stark, ein Baum am Quell!
Natur und Kunst weiß es mit gleicher Lieb' zu warten,
Sein Herz ist reich, sein stolzer Sinn ist frei und hell;
Die Fahnen sieh, die Banner und Standarten,
Der Fleiß ist Meister und der Reichthum sein Gesell!
Und jung erhalten in Palästen und in Hütten
Sind alter Glaube, alte Lieder, alte Sitten!

Und Dich empfängt an seinem glanzumstrahlten Throne
Ein Herrscherhaupt, so ernst und hehr, und doch so mild,
Von Pallas ist geweiht der Reif in seiner Krone,
Der Busen Ihm gedeckt von Palamedes Schild,
Du trittst vor Ihn, vereint mit Seinem hohen Sohne,
An Herz und Sinn des hohen Vaters Ebenbild,
Und wie die Charis im Olymp einst ward empfangen,
Sind Lieb' und Weisheit Dir entgegen hier gegangen!

Die deutsche Muse zieht Dir nach, mit deutschen Saiten.
Bis zu der neuen Lebensschwelle folgt sie Dir,
Bringt Liebeswort' und Thrän' und Gruß aus fernen Weiten,
Dir schlagen tausend edle Herzen d o r t wie h i e r;
Sie soll zur jungen Heimath singend Dich begleiten
Als Nachruf von der Donau goldenem Revier:
D'rum in dem Glanz und Strom der allgemeinen Feier
Fühlt sich, wie Du, bald heimisch hier die deutsche Leier!

Der verkaufte Schlaf.

Wenn die Nacht mit priesterlicher Feier
Durch die regungslose Schöpfung zieht,
Durch den faltenreichen Witwenschleier
Auf die blasse Welt hernieder sieht;
Wenn der Mond auch wandelt leise
Um die Erde seine Kreise,
Wie ein Vater, mildgesinnt,
Um sein nächtlich ruhend Kind:
Zieht der Schlaf, der blasse Knabe,
Mit dem weißen Friedensstabe

Von dem Himmel sacht' hernieder,
Eine Mohnblum' ist sein Wagen,
Den, mit zartem Sammtgefieder,
Abendfalter erdwärts tragen;
Auf dem kleinen Kutschsitz vorne
Sitzt mit zartem Wunderhorne
Kleiner Prinz vom Elfenland;
In der winz'gen Lilienhand
Ruh'n die Zügel, feingeschlungen
Aus den Fäden dunkler Dämmerungen;
Duft'ge Nachtviolen reichen
Ihre Blätterchen, die weichen,
Zu den Rädern, zu den Speichen;
Vor der Kutsch' als Fackelträger
Zieh'n Glühwürmchen sacht' voran,
Hintenauf als schmucker Jäger
Ist ein Heimchen angethan.
Ist zu Ende nun die Reise,
Steigt der Schlaf dann nieder leise,
Schlummerkörner ringsher streuend,
Und die Träume um sich reihend,
Wandelt dann mit seinen Träumen,
Ruhlos, rastlos, ohne Säumen
Durch der Erde weite Zonen,
Wo nur Menschenkinder wohnen.
Und im Osten und im Westen,
Und in Hütten und Palästen,
Von dem Schauplatz feinster Sitten
Bis zur Höhl' der Troglodyten
Trägt der Schlaf, der Gramversüßer,
Seine heil'ge Herzägyde.
Er, der Schlaf, der niemals müde,
Kummertödter, Augenschließer,
Friedensbringer, Schmerzverscheucher,

Kerkersprenger, [illegible],
[illegible] und [illegible],
Witwenfreund und Waisenvater,
Kinderengel, Traumverwalter,
[illegible] und [illegible],
Liebesbote, Sehnsuchtsstiller,
Hoffnungstaube, Wunscherfüller,
Er, der Schlaf, der Traumgebieter,
Ist des Lebens Kronenhüter. —

Doch er schickt die Himmelsgüter
Nur den Guten, nur den Frommen,
Die von Freveln nicht entglommen,
Deren Herz nicht schuldbeklemmen,
Deren Brust nicht wild zerklüftet,
Deren Sinn nicht ist vergiftet,
Deren Blut in allen Adern
Nicht gepeitscht von Sinneshadern;
Denn drei Wesen, die vom Himmel kommen,
Kehren ein nur bei den Frommen,
Denn drei Dinge, die den Himmel einen,
Können bei dem Sünder nie erscheinen,
Ihm zu [illegible] in den [illegible],
Die drei Dinge heißen: Weinen, Beten,
Schlafen!

Diese Wahrheit zu erfahren
Ward auch Erwin ausersehen,
Jener reiche Sünder, dem in Schaaren
Schmeicheldiener zu Gebote stehen.
Doch der Schlaf, er ist kein Schmeichler,
Doch der Schlaf, er ist kein Heuchler,
Läßt sich nicht mit Geld umspinnen,
Läßt sich nicht durch Geld gewinnen,

Läßt sich nicht vom Glanz bethören,
Rechnet sich's nicht hoch zu Ehren,
Wenn er wird von Seiner Gnaden
Irgendwo zu Gast geladen!
G'rade zu den Eiderdunen
Schleppt man ihn nicht mit Harpunen,
G'rade, wo auf seid'nen Kissen
Nach ihm lechzt ein Steingewissen,
Geht vorbei er zu der Bank, der harten,
Wo die frommen Armen ihn erwarten.
  Um den Erwin zu bestrafen,
Läßt der Himmel nie ihn schlafen.
Langgedehnte Leidensnächte
Sitzt der Böse, Goldbeblechte,
Auf dem weichen Kissenlager
Abgezehrt und zahnlos, hager,
Und das Haupt, schon grau gesprengt,
Auf die Sünderbrust gesenkt,
Und das Auge, brennend, trocken,
Müht vergebens sich, den Schlaf zu locken!
  „Hölle!“ spricht Erwin im Grimme
Mit der hohlen Wuch'rerstimme,
„Kann ich denn mit Goldeshaufen
Mir nicht auch den Schlaf erkaufen?
Hab' mit Geld, das muß ich wissen,
Eingeschläfert manch' Gewissen!
Soll ich nun mit Gold, dem baren, blanken,
Nicht den Schlaf mit List umranken?“
  Sagt's, läßt heimlich und verstohlen
Einen Armen aus dem Taglohn holen,
Ihm den Schlaf, des Armen einzig' Gut,
Abzuwuchern, wie er's oftmals thut.
Mit Erstaunen hört der arme Mann
Das Gebot des Sündenwuch'rers an;

Für den Schlaf, der ihm nichts nützt,
Geld ihm, rothes Geld ins Auge blitzt!
Geld für Schlaf! Für Schlaf nun Geld in Haufen!
Ach! Der Arme denkt an Weib und Kind, und muß den
Schlaf verkaufen!

Und der alte, sündenmatte,
Wuchersatte,
Graue Sünder, voll Entzücken,
Wieder eine Seele zu bestricken,
Eilt nun fröhlich, halb nur wach,
In sein prunkend Schlafgemach,
Das Erkaufte zu genießen.
An dem Himmelbette prangen
Schwere Stoffe, Seidenfrangen,
Und die Fenster zu verschließen,
Goldbrokate niederhangen;
Silberampeln, glasumschlossen,
Stehend hoch auf Silberspangen,
Haben Dämm'rung ausgegossen
In des Schlafgemaches Räume;
Um die Kissen, reich an Bändern,
Feingestickt mit Spitzenrändern,
Schimmern bunte Purpursäume;
Aus krystallenen Geschirren
Steigen Düfte, wie von Myrrhen,
Um die Sinne zu verwirren,
Daß sie immer matter, schwächer
Sinken in den Schlummerbecher!
Und Erwin im Bette, weichgedehnt,
In Gedanken noch den Armen höhnt,
Dessen letztes Gut und einzig Habe
Ihm nun werden soll zur süßen Labe. —
Doch der Gott des Schlafes ist entrüstet,
Daß ein Sterblicher gelüstet,

Für des Mammons irdisch Rauschen
Himmelsgüter einzutauschen,
Und er läßt im Blumenwagen
Zu Erwin's Gemach sich niedertragen,
Spricht dann still am Bett der Sünde:
„Schwaches Rohr! Du Rohr von Binsen,
In dem Sturm der Leidenschaften
Soll der Schlaf nun an Dir haften,
Wucherschlaf mit Wucherzinsen!
Glaubst Du, Gold, der Vampyrrüssel,
Könnte als ein Zauberschlüssel,
Weil er öffnet Erdenthüren,
Auch den Himmelsrath verführen?
Gold ist Blut von Staubatomen,
Gold ist Blut von Erdengnomen,
Gold ist Blut von Erdenlaunen,
Gold ist Blut von Erdalraunen,
Gold, in dunkelm Erdenschooß geboren,
Ist der finstern Macht verschworen!
Unten tief im Gnomenreiche,
Wo der Unhold wohnt, der bleiche,
Wo Alraunen tückisch walten,
Wurzelmännchen Sabbath halten,
Kröte glotzt in Stein gemauert,
Im Geklüft' der Molch sich kauert,
Wo in aufgeflötzten Schichtenbetten
Grins't das Antlitz von Skeletten,
In Gemisch von Stein und Knochen,
Da versammeln sich, das Gold zu kochen,
Alle Säfte, die das Tagslicht fliehen,
Alle Kräfte, die zum Abgrund ziehen,
Alle Zauber, die den Sinn bethören,
Alle Geister, die der Nacht gehören!

In den Schädel der Hyäne
Gießen sie die Schmerzensthräne,
Mischen d'rein den Schweiß der Armen,
Ausgepreßt ihm ohn' Erbarmen,
Tropfen dann vom Witwenblut,
Abgezapft von Wucherbrut;
Nägel dann von gier'gen Raben,
Wundgescharrt beim Schatzvergraben;
Neidhart's Blicke, zum Entsetzen
Aufgefaßt beim Pfänderschätzen;
Einen Finger, wund geschunden
In des Einbruchs finstern Stunden;
Wunde Brust, zerfleischt an Tischen,
Wo Betrüger Karten mischen;
Schmeichelgift, Verleumdungsgeifer,
Großgesäugt am Habsuchtsgeifer,
Falschen Schwur bei kaltem Lächeln,
Nicht bereu't im Todesröcheln —
Alles das bei Schwadenfeuer
Dichtgebrannt durch Klau vom Geier;
Und den Odem von Vampyren,
Um die Gluth stets anzuschüren!
Daß es würdig dann beschlossen,
Wird ein Fluch darauf gegossen,
Daß an diesem Zaubersafte
Alles Erdenunheil hafte;
Und das Ganze dann, wenn kalt,
Aus dem Koboldsaufenthalt,
Flimmernd aufgetischt der Welt:
So entstand der Dämon: Geld!" — —
„Und mit dieser gold'nen Hyder,"
Sprach der Gott zu Erwin wieder,
„Weil der dunkle Schacht sie zeigte,
Weil die Finsterniß sie zeugte,

Weil die Finsterniß sie säugte,
Weil sie stammt von Erdengeistern,
Kannst Du nur die Erde meistern,
Kannst Du nur durch Geld erringen,
Was da klebt an Erdendingen:
Erdengüter, Erdenlüste,
Erdenwünsche und Gelüste,
Erdenglück und Erdenehren,
Was da kann der Mensch gewähren,
Der ja selbst, ein Kind vom Staube,
Seinem Gelde dient zum Raube! —
Doch an Gütern aus dem Lichte
Wird des Geldes Kraft zunichte!
Güter, die der Himmel zu vergeben,
Fördert Geld nicht in das Leben!
Nicht die kleinste aller Himmelsgaben
Kannst Du für den Mammon haben:
Nicht ein Fünkchen Geist dem Dummen,
Nicht den schwächsten Ton dem Stummen,
Nicht den kleinsten Strahl dem Blinden,
Nicht den dünnsten Faden finden,
Wenn die Denkkraft Dir will schwinden!
Kannst für laut'res Gold in Körben
Rosiger Dein Blut nicht färben,
Kannst mit tausend Erdenschätzen
Keinen Herzschlag Dir ersetzen,
Kannst für Edelstein' in Haufen
Keine Thräne Dir erkaufen!
Und den Schlaf, den Friedenskönig,
Dem die Götter unterthänig,
Diesen Kuß vom Himmelsmunde
An die Erd' in Liebesstunde,
Und den Schlaf, den Fürst der Fürsten,
Dem die Blumen Nachts entgegendürsten,

Willst für Gold Du Dir gewinnen? —
Unverständ'ges, frevelndes Beginnen! —
Was Du tauschest, Dich zu laben und zu leben,
Werde Dir zum peinlichen Entsetzen!
Nur des Armen Schlaf hast Du errungen,
Aber weiter hast Du nichts bedungen,
Und zu martervoller Strafe
Sollst Du in dem fremden Schlafe
Unter Röcheln, Stöhnen, Schäumen
Deine eig'nen Träume träumen!"

Als der Schlaf das Wort geendet,
Schnell der Traumgott niedersendet
All' die gräßlichen Gestalten,
Die in bösen Träumen walten,
Und das wilde Heer der Larven
Huscht bei fahlem Geisterschimmer
Schwirrend, surrend durch das Zimmer,
Und mit kläglichem Gewimmer
Schlagen Fratzen ihre scharfen,
Spitzen Klauen tiefer immer
In die Brust vom tiefen Schläfer!
Kobold, Scheusal, Molch und Käfer
Kriechen wimmelnd auf die Kissen,
Und mit gift'gen Natterbissen
Hackt das wüthende Gewissen,
Hackt und sägt es ohne Ende,
An des Träumers Herzenswände!
Seines Lebens Sündgeschichte,
Als Gespenste, als Gesichte,
Als Gerippe und Skelette
Nahen dann dem Sterbebette!
Alle letzten Thränenreste,
Die mit Wucher er erpreßte.

Fallen auf die Augenlider,
Feuertropfen, glühend nieder!
Alle Laster, ihm zu eigen,
Tanzen grell den wilden Reigen,
Und er muß vom Bette steigen,
Muß mit tollen Geisterweisen
Sich mit ihnen drehen, kreisen,
Bis die ersten Morgenstrahlen
Enden seine Traumesqualen;
Und erwacht zum Tagesleben,
Kalte Tropfen auf der Stirne
Wüthend hämmern im Gehirne,
Siedend Blei in hohlen Augen,
Wilden Schmerz in Brust und Flanken,
Und am dürren Herzen saugen
Büßerqualen, Reu'gedanken. —
Doch es sprach der Schlafgott wieder:
„Willst den Schlaf Du wieder haben,
Soll Dich Schlummer wieder laben,
Mußt Du vor den Himmel treten,
Mußt Du weinen, mußt Du beten,
Mußt Du knien an Altarsstufen,
Mußt des Schöpfers Milde rufen!
Nicht in einem gold'nen Wagen
Steigt Gebet zu Gott empor,
Schlichte Engelflügel tragen
Beterwort zum Himmelsthor,
Nicht zu kaufen ist's für Preise,
Daß der Himmel an uns denket!
Das allein beglückt, macht weise,
Was wir bitten und er schenket!"

——— ———

Die beiden Sänger.

Der Wald erwacht, das Frühroth legt die blassen
Säume
Wie zartes Silber auf der Wipfel grünen Bau,
Die Zweige schütteln sich vom Schlaf, erzählen ihre
Träume,
Die Blättlein nehmen schon ihr Morgenbad im Thau,
Die Blüthen baden sich in Duft, um schon bei Zeiten
Den jungen Tag mit ihren Glocken einzuläuten.

Die Staude haucht Gewürz, die Kräuter bringen Düfte,
Mit frischem Balsam salbt sich jeder Strauch,
So steigt des Tages Opfer in die Lüfte,
Und bei dem Opfer singen fromme Sänger auch,
Denn aus dem Dom der grünen Waldeszelle
Tönt laut heraus des Haines Frühcapelle.

Der Chor beginnt, die leisen Lüfte zittern,
Dem frommen Chor lauscht Alles rings herum,
Die Sänger sitzen hinter grünen Gittern,
Der Zephyr schlägt die Notenblätter um,
Und wie sie wundersam so musiciren,
Hebt sich die Lerch' empor, zu dirigiren.
Und also singt die Lerche hoch im Schwung
Dem jungen Tage ihre Huldigung:

„Sei gegrüßt, du lieblich lachender Knabe,
Sei gegrüßt, Du junger Beherrscher der Welt;
Strahlend bekränzt, mit bebändertem Stabe
Trittst Du aus Phöbus' entglommenem Zelt!

Blüthenstaub streust Du mit rosigem Finger
Von Deines Wagens erglühendem Rad,
Silberbekleidet als strahlende Jünger
Eilen die Wolken voraus Deinem Pfad!

Goldene Münzen streut freudig die Hore,
Wenn dann zur Krönung Dein Flammensitz fährt,
Ob Deinem Haupt' glänzt als Krone Aurore,
Unten als Reichsapfel glühet die Erd'!

Dann auch als Mantel, als purpurnen, weichen,
Den hocherrötheten Scharlach des Meer's,
Und all' die Berge, die flammenden, gleichen
Glänzenden Kriegern des jubelnden Heer's!

Tag! Dir zu huldigen ganz unterthänig,
Hat mich zum Herold die Schöpfung bestellt;
Ruhm denn und Preis Dir, gesetzlicher König,
Tag! Du geborener Herrscher der Welt!" —

Die Lerche schwieg; es drang ein tiefer Schall
Her aus verstecktem, grünem Blätterwall!

Ist das nicht das holde Lied der Nachtigall? —
Ja, es ist das Lied der holden Nachtigall!
Nicht dem Tage singt die Nachtigall,
Nicht der Tag ist ihr Gebiet!
Nur der Nacht singt sie ihr Feierlied:

— „Holde Nacht! Du Zauberfürstin,
Fährst daher in dunklem Wagen,
Angeschirrt mit schwarzen Rossen,
Die hinauf zum Himmel jagen!
Schwarze Zaub'rin, Deine Fessel

Setzest Du am Himmel nieder,
Und den schwarzen Zauberschleier
Hängst Du auf die Welt hernieder,
Wenn Du dann den Stab, den dunklen,
Schwingest über Süd und Norden,
Ist Dein Cabinet voll Wunder
Jedem Aug' enthüllet worden!
Mit dem sternbesetzten Gürtel
Gürtest Du Dir Brust und Hüfte,
Und es bauen gold'ne Zeichen,
Räthseln gleich, sich in die Lüfte,
Und ein Heer von gold'nen Sonnen
Steht um Dich mit blanken Schildern!
Auf dem dunklen Schicksalsvorhang
Flammt es auf in Wunderbildern:
Hier ein Kriegsgott mit dem Helme,
Mit der feuergleichen Lanze;
Ihm zur Seite eine Jungfrau
Mit dem süßen Strahlenkranze;
Dann ein Löwe, dessen Mähnen
Wie die Flammen niederwallen,
Und ein Schütze, dessen Pfeile
Wie die Strahlen erdwärts fallen;
Eine Leier, deren Saiten
Durch den Aether tönen leise;
Sieben Schwestern, die im Lichte
Tanzen in dem ew'gen Kreise,
Und ein Schwan, der durch die Fluthen
Schifft mit silbernem Gefieder,
Und zur goldgekrönten Aehre
Taucht des Mondes Sichel nieder;
Und aus allen diesen Bildern
In der großen Zauberstube
Strömen Hoffnung, Trost und Ahnung

In die dunkle Erdengrube!
Und der Mensch, der tagesmatte,
Und der Mensch, der tagesmüde,
Schöpft aus diesem Bilderbuche
Seelenruh' und Seelenfriede!

D'rum, o Nacht, Du Zauberfürstin,
Auf dem dunklen Wolkenthrone
Reicht die lichtversengte Erde
Jeden Abend Dir die Krone!" —

— Doch nicht besiegt sich noch die Lerche dünkt,
Sie steigt noch höher auf zum Licht, und singt
Ein zweites Loblied, das dem Tag sie bringt:

„Sei mir gegrüßt, Du Vater der Kräfte!
Menschenernährer und Menschenverbinder,
Länderentdecker und Wundererschaffer,
Künsteerzeuger und Liedererfinder,
Felsendurchbohrer und Meeredurchschiffer,
Ackerdurchfurcher und Traubenversüßer,
Wiesengrundmaler und Staatenvergolder,
Strömeversilb'rer und Quellenverschließer,
Erdenbekleider und Wesenerhalter,
Schätzeentdecker und Schätzebehüter,
Schönheitsverkünder und Augenlichtträger,
Du bleibst des Erdballs Fürst und sein Gebieter!" —

— Also sang die Lerche; doch die Nachtigall
Singt darauf aus ihrem Blätterwall
Noch einmal das „Lob der Nacht" mit wunder-
süßem Schall:

„Sei gegrüßt, Du milde Nacht,
Wenn Du nahest leise, leise

Mit dem feuchten Schlummerschwamm
Auszulöschen von der schwarzen Tafel
Des Gedächtniß's jede Qual des Tages;
Wenn Du nahest mit dem Thränentuche
Und vom Auge nimmst das Bittersalz,
Das der Tag in seine Wimper setzte;
Wenn den Friedensfürsten Schlaf Du schickst,
Den Milchbruder des verhängten Todes,
Daß er mach' zum [illegible] des Traums
All' die dornenvollen Schlummerkissen;
Wenn Du, einer guten Mutter gleich,
Einhüllst in die Falten Deines Kleides
Jedes weinende Gesicht der Menschenkinder;
Wenn Dein weiches Haar Du wickelst um die Stirn,
Die der Tag mit seiner Gluth verbrannte;
Wenn den Saum Du Deines weiten Mantels deckst
Auf das Auge, das der Tag durch Qual geröthet;
Wenn Du mit dem milden Liebeskuß
Sanft berührst den Mund des Schlummerlosen;
Wenn Du Deine lichten Hoffnungssterne stickst
Auf das Himmelsbett des Schwererkrankten,
Dann sei mir gegrüßt mit Deiner Sternenkrone,
Und Er, der Dich sandte in des Lebens Zone:
Gott der Herr auf seinem Gnadenthrone!" —

Und also sang die holde Nachtigall
Zum Lob der Nacht mit wundersüßem Schall! — —
Die Lerche schwieg, der Chor des Haines schwieg,
Der Wald lag stumm, ein leises Beten stieg
Aus jedem Herzen zu dem Himmelsblatt!
Der Tag, er sank bereits, der langen Mühsal satt,
Zum Rand des gold'nen Abendhimmels nieder,
Und hüllet selbst die brennend müden Glieder
Ein in den Schooß der engelmilden Nacht,

Und schlummert ein; und als er früh erwacht,
Da weint er still und scheidet schmerzlich von der
milden Frau,
Und seine Thränen fallen leis' auf Flur und Au', —
Die Menschen sagen dann: „In dieser Nacht
fiel Thau!"

Erdenfluch und Himmelssegen.

Der Himmel hört und siehet alles auf der Welt,
Er hört das Haar, wenn es vom greisen Haupte fällt,
Er hört den Sprung der Rose, die beengt
Das grüne Netz der kleinen Knospe sprengt;
Er hört des kleinen Weizenhalmes Lied,
Wenn es zum ersten Mal' aus dunkler Erde sieht:
Er hört der Lilie inniglich Gebet,
Wenn sie im Frühling um ihr Silberkleidchen fleht;
Er hört das Fleh'n der kalten Wintererd',
Wenn sie den Schnee, ihr wollig Kleid, begehrt;
Er hört die Schwalbe, die den Flügel senkt
Und Regen will, daß sie die Jungen tränkt;
Er hört den Taucher, der auf Meeresgrund
Ihn anruft aus verschloss'nem Glockenmund';
Er hört das Herz, das leis' im Schlummer klopft,
Er hört die Thräne, die still niedertropft,
Er hört in tiefster Brust auch das Gelüst,
Er hört im Busen der Begierden Zwist,
Er hört die Reue, das bekennende Gebet,

Das sterbend wie ein Hauch vom Munde weht;
Er hört den Engel, der den Fittig regt,
Wenn er die Seel' empor zum Himmel trägt.

Das Alles hört der Himmel — Ein's nur hört er nicht:
Was in der Stund' des Jammers die Verzweiflung spricht,
Weß' ein gepeinigt Herz im Schmerze sich entleert,
Was ein zerriss'nes Sein verzagend von sich wehrt,
Was die zerwühlte Brust verblutend aus sich schreit,
Was die verhöhnte Qual dem Schmerz für Worte leiht: —
Das hört der Himmel nicht, dafür hat er kein Buch,
Er hört nur auf den Segen, niemals auf den Fluch.

Schickt Unglücksschmerz ein wildes Wort empor,
Das schreibt er gar nicht auf, dafür hat er kein Ohr;
Er nimmt das Wort des Fluchs und hüllt's in Gnade ein
Und sendet's dann zurück, daß es soll Segen sein!
Und solch ein Beispiel führet dies Gedicht Euch an,
Wenn Ihr vergönnt, daß ich es Euch erzählen kann.

Ein Ritter steht, gehüllt in blanken Stahl,
Auf einem Hügel, schaut hinab in's Thal,
Allwo im Grün ein kleines Kirchlein stand,
Zu dem auf Waldeswegen allerhand
Die Pilger wallen täglich früh und spät
Und Herz und Sinn erheben im Gebet.
Doch heute ist das Kirchlein gar zu voll,
Weil eine Trauung hier geschehen soll;
Von allen Seiten zieht heran
So Jung als Alt, so Frau als Mann.
Mit Blumen reich geschmückt naht sich die Braut,
Und Freud' und Jubel wird von allen Seiten laut;
Die Brust des Ritters nur ist schmerzbedrängt:
Die Braut, die am Altar den Eh'ring jetzt empfängt,

Ist seine Herzensbraut, sein höchstes Erdengut,
Die Holde liebt ihn auch mit aller Herzensgluth,
Doch Zwang, Gewalt und kindlich fromme Pflicht
Vereinen sich, daß sie das Jawort einem Andern spricht!
D'rob füllet Gram und Grimm des Ritters Herz,
Und wechselnd zerren wilder Schmerz
Und heft'ger Groll an seiner wunden Brust,
Er ist des klaren Sinn's sich kaum bewußt;
Und so wie er den Zug, den buntgeschmückten, schaut,
Der zum Altare führt die wundersüße Braut,
Und wie er hört das Zeichen, daß in jetz'ger Stund'
Das ew'ge Jawort spricht ihr holder Mund,
Da faßt Verzweiflung ihn und Irrsinn's Groll,
Der bald in bösen Worten aus dem Herzen quoll,
Und er verwünscht das Thal, den Tag den Ort,
Wie den Altar, an dem erschollen war das Wort,
Und schickt aus frevlem Mund den Fluch hinab:

„Verflucht sei von nun an, Du blühendes Thal!
Dich wärme von nun an kein sonniger Strahl,
Dir lache von nun an kein Himmel voll Blau,
Dich letze von nun an kein Regen, kein Thau,
Dein Grün sei verdorrt, verwelkt sei Dein Laub,
Dein Teppich verschmachte in Sand und in Staub!
Es niste kein Vogel in Deinem Revier,
Es riesle kein Quell und kein Bächlein in Dir;
Verflucht sei der Zephyr, der zu Dir sich verirrt,
Verflucht sei der Adler, der über Dir schwirrt,
Verflucht sei das Echo, das in Dir erwacht,
Verflucht sei der Stern, der erhellt Deine Nacht!
Verflucht sei das Kirchlein, das Pilger Dir bringt,
Verflucht sei die Glocke, die in ihm erklingt,
Verflucht sei der Beter, der fromm in ihm kniet,
Verflucht sei das Wort, das zur Kuppel hinzieht.

Verflucht sei der Beter an diesem Altar,
Daß sein Gebet nimmer der Himmel gewahr'!
Es trage kein Engel zu Gott es empor,
Es öffne kein Himmel ihm gnädig das Thor;
Das Beten verhalle im endlosen Raum,
Die Thräne versiege am Augenlid's Saum,
Der Seufzer des Herzens versenge den Mund,
Die Hand, die sich faltet, verknöch're zur Stund',
Es ringe nur Fluch sich der Beterbrust los,
Solch' Fluch sei Dein Erbtheil, solch' Fluch sei Dein Loos!"

Und als er erleichtert die brennende Pein,
Den wüthenden Schmerz in Mark und Gebein,
Dann stürmt er fort, verläßt sein Ritterschloß,
Greift zu dem Schwert, zu Lanz' und Geschoß,
Stürzt sich hinein in Schlacht, in Krieg und Kampf,
Betäubung suchend im Geräusch und Pulverdampf. —

Allein vergebens sucht Vergessenheit, wer je geliebt,
Wen Liebe je beglückt, wen Liebe je betrübt;
Wer von der Wunderblume L i e b e je ein Blatt
In's eig'ne Herzblatt eingeschaltet hat;
Wer je vom Wundersterne L i e b e einen Strahl
Aus einem andern treuen Gegenhimmel stahl;
Wer je vom Wundermärchen L i e b e eine Kund'
Bekam aus süßem Aug' und wundgeküßtem Mund,
Und wer, vom Wundertraum der L i e b' in Haft,
Erfuhr, was sie für zaubervolles Leben schafft;
Wer je vom Wunderfrühling L i e b e eine Blum'
Gepflanzt hat in sein Herz als ewig Blüthenbaum;
Wer je der Wunderdichtung L i e b e hat gelauscht,
Wem ihr verborg'ner Quell im tiefen Herzen rauscht;
Wer je die Wunderschrift der Lieb' gelesen hat,
Aus süßverschlung'nen Zügen auf dem Herzensblatt;

Wem Liebe je ihr Wappen — Dichter oder Held —
Mit Blumenband gestickt ins off'ne Herzensfeld!
  Den läßt die Lieb' nicht los, den gibt die Lieb' nicht frei,
Dem grünt im Herzen tief die Lieb' stets wieder neu,
Der findet Lieb' vor sich, wenn er vor Liebe flieht;
In jeder Nachtigall hört er der Liebe Lied,
In jedem Morgenroth sieht er der Liebe Kleid,
In jedem Blumenkranz sieht er der Lieb' Geschmeid',
In jedem Saitenton hört er der Liebe Klag',
Aus jedem Wiederhall tönt ihm der Liebe Frag',
Im Krieg und Kampf, wenn Schwerterklang erklingt,
Die Liebe auch durch Schlachtendonner dringt;
Denn Lieb' ist von uns selbst ein unzertrennlich Theil,
Sie lös't von uns nicht ab nicht Säbel und nicht Beil.
Ob Schwerter uns bedroh'n, ob Donner um uns kracht,
Kanonenkugeln schwirren, blitzend in der Nacht,
Ob blutiges Gemetzel auch sich rings hat angefacht:
Die Liebe weichet nicht, die Lieb' hält bei uns Wacht,
Und ewig bleibet Lieb' die höchste Herzensmacht! —
  Der Ritter also auch trägt in der Brust den Pfeil,
Ob Schlacht und Kampf er sich gewählt hat auch zu Theil,
Und wenig Jahre d'rauf führt ihn des Krieges Well',
Die wildbewegt sich wälzet fort von Stell' zu Stell',
Mit seiner Waffenschaar in jenes stille Thal,
Verfolgt vom Türkenfeind' mit mordgeschliff'nem Stahl;
Er kämpft mit Heldenkraft, er kämpft mit Heldengluth,
Doch gegen Uebermacht hilft hier nicht Löwenmuth!
Er wird zurückgedrängt, erschlagen seine Schaar,
Von wilder Hand gepackt, der Waffen aller bar,
Und, endlich übermannt, schleppt ihn die rohe Brut
In eines Kirchleins Raum, entmenscht in ihrer Wuth.
Sie stoßen ihn hinein, verrammeln d'rauf die Thür':
„Jetzt, tapf'rer Christenheld, jetzt helfe Dir,
Wir zünden nun das Haus von allen Seiten an,

Jetzt rufe Deinen Gott, ruf' Deinen Schöpfer an!
Vielleicht kühlt er die Gluth, die Dich alsbald verzehrt,
Führt Dich durch alle Flammenleben unversehrt! —
Stürz' nieder auf die Knie', schon schlägt die Flamm' heraus!"
So höhnt dies rohe Volk und lacht und ziehet fort;
Schon knistert's im Gebälk, schon zischen hier und dort
Die rothen Feuerzungen um das Gotteshaus;
Den Ritter faßt mit Macht des Feuertodes Graus!
Er rüttelt an der Thür, sie spottet seiner Kraft,
Die Fenster sind zu hoch, kein Ausgang seiner Haft,
Da wendet er zu Gott das leiderfüllte Herz,
Am Altar kniet er hin und blicket himmelwärts,
Und zum Gebete faltet fromm er seine Hand —
Da faßt's ihn plötzlich an, ihm schwindet der Verstand!
„Das ist das Kirchlein ja, das ich verflucht im Grimm,
Daß nie in ihm erhöret sei des Beters Stimm',
Daß niemals ein Gebet, von hier geschickt empor,
Je Eingang finde in des Himmels off'nes Ohr!
Verflucht hab' ich die Stell', das Haus und den Altar;
Der Fluch fällt nun auf mich, er faßt mich selbst beim Haar.
Schon zeigt die Flamme mir den gierig rothen Zahn,
Die wilden Schlangen nah'n, es ist um mich gethan!"
Und in der Angst des Leib's und in der Angst der Seel'
Ringt er die Händ', weiß nicht, was er jetzund erwähl';
Schon dringt der Rauch herein, das Fensterglas zerspringt,
Es engt den Odem ihm, und halb verzweifelnd sinkt
Am Fuß des Kreuzes er, das auf dem Altar steht,
An dem des Heilands Bild zur Andacht ist erhöht,
Und klammert sich daran, als er den Tod schon fühlt,
Die Brust von Reu' und Qual, von Angst und Pein zerwühlt,
Und rüttelt an dem Kreuz und rufet laut empor:
„Erlöser, Du am Kreuz, gedenk' des Fluches nicht,
In dieser harten Stunde halt' nicht mit mir Gericht!

Laß Zeit zur Sühne mir, zeig' mir den Rettungspfad,
Denn Du bist groß an Macht, doch größer noch an Gnad'!"
Spricht's, und wie er sich klammert an des Kreuzes Schaft,
Und rüttelt mit Verzweiflung und mit Riesenkraft,
Da stürzt das Kreuz, und seines Bildes schwere Last
Schlägt durch den Teppich, der den Boden rings umfaßt,
In eine Fallthür, die, von grünem Tuch bedeckt,
Zu einem Ausgang führt, im Walde tief versteckt.
Der Ritter folgt dem Wunder-Rettungsgang,
Den ihm der Himmel zeigt; ein leiser Engelsang
Ertönt ihm nach, es war ein heiliger Accord,
Und aus dem Sang vernimmt er nur ein flüsternd' Wort:
„Wohl Alles hört der Himmel, Eins nur hört er nicht:
Was in der Stund' des Jammers die Verzweiflung spricht,
Weß ein gepeinigt Herz im Schmerze sich entleert,
Was ein zerriss'nes Sein verzagend von sich wehrt,
Was die zerwühlte Brust verblutend aus sich schreit,
Was die verhöhnte Qual dem Schmerz für Worte leiht:
Das hört der Himmel nicht, dafür hat er kein Buch,
Er hört nur auf den Segen, niemals auf den Fluch!
Schickt Unglücksschmerz ein wildes Wort empor,
Das schreibt er gar nicht auf, dafür hat er kein Ohr;
Er nimmt das Wort des Fluchs und hüllt's in Gnade ein,
Und sendet's dann zurück, daß es soll Segen sein!"

Der alte Jüngling.

Ballade.

Seht ihr dort in Schwedens umnebelter Ferne
Den Schnee auf der Eiskoppe ruhn?
Dort lehnt sich an Berge, begrüßend die Sterne,
Das fleißige Städtchen Fallun.
  Dort steiget der Knapp'
  In's Bergwerk hinab,
Nicht scheuend erstickende Schwaden,
Das Kupfer an's Tag'slicht zu laden.

Nicht schrecket den Knappen die sauere Müh',
Die süßen Gewinn ihm verkündet,
Nicht schreckt ihn des Felsengangs schroffstes Knie,
Das spitz um die Eck' sich hier windet,
  Es lohnt ja den Fleiß
  Ein goldener Preis;
D'rum arbeitet muthig sich Jeder
Hinein in des Taubsteins Geäder.

Und wie sie so graben im nächtlichen Reich,
Vom Lichte der Fackeln berathen,
Wird lock'rer die Erde, der Boden wird weich,
Viel leichter geht Hacke und Spaten,
  Und Meister, Gesell,
  Die fördern sich schnell,
Da steigt eine Hand aus dem Boden,
Und Jedem erstarret der Odem.

Und Alle entsetzet, steh'n bebend und blaß,
Gemeistert vom ersten Erschrecken,
Ermannend fragt Jeder sich bald: Was ist das?
Welch' Wunder muß unten hier stecken?
  Und männiglich spricht:
  „Wir lassen Dich nicht,
Geheimniß, tief unten vergraben,
Mußt 'raus, wir müssen Dich haben!"

Ereifert sie graben im kiesigen Schooß
Und siehe, der finsteren Tiefe,
Der windet ein blühender Jüngling sich los,
Süß lächelnd, als ob er nur schliefe!
  Und stille und leis'
  Wird's plötzlich im Kreis,
Als sollte, den Schlaf zu verjagen,
Kein Lispeln die Luft zu ihm tragen.

Doch lange nicht dauert die trügliche Lust,
Man wagt es, den Leib zu berühren,
Da klopft nicht das Herz und nicht bebt sich die Brust,
Nicht Athem war mehr zu verspüren,
  Und steinfest und hart
  Der Jüngling so zart,
Als hätte dies täuschende Leben
Ein Künstler dem Steine gegeben.

Doch dieses Gebild' hat nicht menschliche Macht,
Kein Künstler zusammengekittet,
Ein Knappe war's, der in dem tiefesten Schacht
Hier einstens vom Felsgang verschüttet!
  Die junge Gestalt
  Ist Siebzig schon alt,

So wurden, versteinert, im Alten
Die Züge der Jugend erhalten.

Sie tragen die rührende Jünglingsgestalt
Hinauf in das sonnige Leben,
Viel Männer und Frauen umringen sie bald,
Durchdrungen von Schauererbeben.
  Ergriffen tief sind
  So Greise, als Kind,
Und weilen mit wonnigem Grauen,
Noch länger das Wehbild zu schauen.

Da klimmet ein Weib auch auf Krücken empor,
Das Alter erschwert ihr die Schritte,
Sie drängt sich schwer hin durch den wallenden Chor
Und theilet die gaffende Mitte;
  Und wie sie es schaut,
  Auf schreiet sie laut,
Und stürzt, der Empfindungen Beute,
Dem leblosen Bild hin zur Seite!

Umschlingt es laut weinend, umschlinget es stark
Mit jugendlich liebenden Kräften,
Als woll't sie verjünget, mit feurigem Mark,
Auf ewig an's Liebste sich heften;
  Als ob nun ihr Kuß
  Ihn reißen auch muß
Aus Todes festhaltenden Armen,
Als müßt' er zum Leben erwarmen.

„Geliebtester!“ ruft sie, „erkennst Du die Braut,
Die alte im eisgrauen Haare?
Die treu Dir geblieben, als wär' sie getraut
Dem lebenden Mann' am Altare?

Erkennst Du das Thal,
Mein trauter Gemal?
Fallun, das ein halbes Jahrhundert
Die ledige Gattin bewundert?

Erwache, Geliebter, schon bringt man den Kranz
Der goldenen Hochzeit zum Feste,
Erwache, Geliebter, erwache zum Tanz,
Schon nah'n die geladenen Gäste!
Doch, Bräutigam kalt,
Ist Braut Dir zu alt?
So schreckt Dich, Geliebter, die Bahre,
Die meiner schon harrt am Altare?"

D'rauf drückt sie ihn fest an die klopfende Brust
Und netzt ihm das Antlitz mit Zähren,
Und Alle, die 's sehen mit Wehmuth und Lust,
Der Thränen sich nimmer erwehren;
Erfüllet mit Schmerz
Ist jegliches Herz,
Und fühlet mit heiligem Schauer
Des Augenblicks Wonne und Trauer!

Und wie sie ihn drückt an den Busen so heiß,
Da fühlt sie den Jüngling erweichen,
Ein Schauer ergreifet den bebenden Kreis,
Man siehet die Menge erbleichen.
Und Alles, erstarrt,
Des Ausganges harrt,
Durchrieselt von eisigem Bangen
Gefrieret die Thrän' auf den Wangen.

Und immer mehr schmieget am weichenden Stein
Sie fester die liebenden Arme.

Und rufet im bittersten Schmerz: „Du bist mein,
Geliebter, erwarme, erwarme!“
  Und wie sie ihn preßt
  Im Arme so fest,
Zerfällt er zur Asch' ihr am Herzen, —
Da sinkt sie entseelt hin vor Schmerzen!

Die Sage vom Helenenthale.

Seht Ihr dort die altersgrauen
Schlösser Euch entgegenschauen,
Leuchtend in der Sonne Gold?
Wo in wild zerfall'nen Trümmern,
Bei des Abendrothes Glimmern
Durch's Geklüft der Uhu grollt?
Wo in off'nen Mauerritzen
Bleiche Nachtgedanken sitzen,
Wo in dunkeln Tannenkronen
Märchenhafte Stimmen wohnen? —

Seht Ihr dort die Ueberreste
Jener hohen Wolken-Veste,
Wo am Fuß des Berges Blüthen zittern,
Blumen glühen hinter gold'nen Gittern?
Seht Ihr an des Waldes Saume,
Wie aus einem Morgentraume
Sich die Burg erhebt des siegesmüden
Ruhmgekrönten Nestoriden,
Und des Ruhmes Glanzgestalten
Wandeln in des Waldes Falten?

Dorten, hoch auf Felsenklippe,
Ragt annoch das Burggerippe
Aus der Tannen schwarzer Nacht;
Dort auf hohen Felsenspitzen
Sah man auch das Leben blitzen,
Sah man auch des Daseins Pracht
Sah man Riesenritter ringen
Sah man schwere Speere schwingen;
Durch den Schall von ihren Lanzen
Drang der Ton einst von Romanzen
Durch das Rauschen dunkler Rüstern
Zog der Liebe süßes Flüstern!

Helena, des Schlosses Perle,
Wandert unterm Dach der Erle
In des Abends Dämmerschein;
Denn ein Zeichen weht herüber
Von der Veste gegenüber,
Von der Veste Rauenstein,
Ja, die Nacht, sie ist verschwiegen,
Ihren leisen Athemzügen
Mag sich Liebe anvertrauen. —
Doch durch ihren Schleier schauen
Mond und Sterne aus dem Aether, —
Mond und Sterne, die Verräther.

Dunkle Nacht! Du mohrengleiches,
Lendenbraunes, lockenweiches,
Tiefverhülltes Zauberweib!
Schnürst in Dämm'rung die Sandale,
Finsterniß zum weichen Shwale
Schlägst Du um den schwarzen Leib!
Doch das Haupt schmückst Du Dir gerne
Mit Juwelen lichter Sterne,

Und als Kron' im Haar, dem nächt'gen,
Trägst Du hoch den Mond, den prächt'gen,
Und wie Perlen in dem Haar des Mohren
Trägst Du Stern' um Haupt und Ohren'

Doch der Mond, der bleiche Pilger,
Dieser Finsternißvertilger,
Zeigt dem Späher lichte Bahn,
Wenn er durch die blauen Wellen
Schifft mit seinem geisterhellen,
Lichtbeflaggten Silberkahn.
Bei der gold'nen Sichel Schimmer
Sah der Vater aus dem Zimmer,
Daß die Tochter gibt ein Zeichen,
Und er naht mit leisem Schleichen,
Daß kein Blättlein möge rauschen,
Sie im Stillen zu belauschen.

Bei des Gartens Endgeländern
An des Felsens schroffen Rändern,
Hoch hinab ins tiefe Thal,
Steht Helene, horcht den Lauten,
Die vom Mund des Herzvertrauten
Halb der lose Zephyr stahl.
Unten steht er kecken Muthes,
Liebeglühend, heißen Blutes!
Unterm Schild der grünen Reiser
Klimmt er aufwärts, immer leiser,
An den steilen Felsenwänden
Liebeswort emporzusenden:

„Bist Du es, Geliebte, und harrest Du mein
Schon schlafen die Bäume und wiegen sich ein,
Schon schließen die Blumen die Aeuglein zu,

Schon suchet die Grille die nächtliche Ruh',
Schon löschet der Glühwurm sein Fackelchen aus,
Schon ziehen die Sternlein zur Heerschau heraus,
Schon murmelt die Welle, als spräch' sie im Traum,
Schon zittern die Blätter am athmenden Baum;
Die Liebe allein, ach, die Liebe schläft nicht,
Sie träumet im Wachen und sieht ohne Licht,
Und schweiget erst Alles, dann spricht sie allein;
Bist Du es, Geliebte, und harrest Du mein?"

„Ich bin es, Geliebter, ich harre schon Dein,
Laß schlafen die Bäume, die Lieb' schläft nicht ein!
Laß schließen die Blümlein ihr Aeugelein zu,
Mein Aug', meine Blume, bist einzig nur Du!
Laß suchen die Grille die Ruhe der Nacht,
Die Grillen der Liebe sind ewig zur Wacht!
Laß löschen den Glühwurm sein Fackelchen aus,
Die Fackel der Liebe löscht Nachtthau nicht aus!
Laß ziehen die Sterne hinab und herauf,
Der Sehnsucht geh'n Sterne der Liebe nur auf!
Laß murmeln die Welle, als spräch' sie im Traum,
Für Schäume und Träume hat Liebe stets Raum!
Laß zittern die Blätter, vom Schlummer so schwer,
Es zittert mein Herzblatt in Sehnsucht noch mehr!
So komm' denn, Geliebter, die Lieb' schläft nicht ein,
Es wacht die Geliebte und harret schon Dein!" — —

Da plötzlich aus der Bäume Mitten
Tritt mit schnellen Tigerschritten
Jetzt der Vater wild heran;
Seine hohlen Wangen glühen,
Aus den Flammenaugen sprühen
Haß und Wuth und Rachewahn;

Blut und Mord und Wahnsinns Hadern
Schwellen seiner Stirne Adern,
Gräßliche Gedanken brütend,
Fasset er die Tochter wüthend,
Schleppt sie näher an's Geländer,
An des Felsens steile Ränder. —

— „Ich bin es, Geliebte, und harre schon Dein,
Laß schlafen die Bäume, doch ich schlaf' nicht ein!
Laß schließen die Blumen ihr' Aeugelein zu,
Ein väterlich Auge hat ewig nicht Ruh'!
Laß suchen die Grille die Ruhe der Nacht,
Die Rache im Busen hat Nächte durchwacht!
Laß löschen den Glühwurm sein Fackelchen aus,
Ich lösche im Blute die Schande heraus!
Laß murmeln die Welle, als spräch' sie im Traum:
Ich träumte, sie machte im Grunde Dir Raum!
Laß schweigen das Weltall, laß schlummern das Blau,
Es schreitet die Rach' in der Brust sich nicht satt!
Bist unten, Geliebter, und harrest Du ihr?
O, steig' nicht herauf, ich sende sie Dir!
Streck' aus nur die Arme, streck' aus sie mit Lust,
Ich leg' Dir die Liebste ja selbst an die Brust!" —

Und mit Lachen und mit Höhnen,
Daß die Felsen rings erdröhnen,
Schleppt er mit gewalt'ger Hand
Und mit Flüchen, die zu hören,
Herz und Ohr zugleich empören,
Sie hinauf zur Felsenwand,
Wo dann senkrecht Felsenklippen
Senken ihre nackten Rippen,
Strecken ihre Zackenglieder
In das jähe Thal hernieder,

Daß Entsetzen faſſ't und Grauen
Alle, die hinunterſchauen!

Und er ſchleift am seid'nen Haare,
Hinter ſich zur Felſenbahre
Helena dann mit ſich fort!
Ungerührt von ihrem Jammern,
Fühlt er nicht ſein Knie umklammern,
Hört er nicht ſein flehend Wort!

„Konnteſt meinen Feind erwählen?
Will Dich ſelbſt mit ihm vermählen,
Will ins Brautbett ſelbſt Dich bringen!
Hochzeit gibt's! Da muß man ſpringen!
Bräutchen, ſpring hinab jetzt munter!“ —
Spricht's — und ſtürzt ſie jäh hinunter.

Und im Sturze ſie den Mund noch regt,
Zu der Heiligen, von der ſie ihren Namen trägt:
„Dir befehl' ich meine Seele!
Sie iſt rein von Schuld und Fehle,
Lieb' war meine Schuld allein,
Liebe kann nicht Sünde ſein!“ —

Plötzlich fühlet ſie den Sturz ſich hemmen; —
Wo zwei Felſen ſich zuſammen klemmen,
Raget eine Eiche, ſteinentſproſſen,
Aus Geklüft emporgeſchoſſen,
Streckt ſie ihre Zweige, voller Blätter,
In die Lüfte, wie ein Retter,
Fängt ſie auf! — Die Zweige knicken,
Doch die ſtarken grünen Aeſte ſtricken
Sich zum Netz um ihre Glieder,
Und entwurzelt ſenkt der Baum ſich nieder,
Langſam rollend durch's Geklüfte!

Ihm gesellen sich die Lüfte,
Dienstbar blähend sich die Gewänder,
Und des Schleiers Saum und Ränder;
Leiser Lüfte leiser Oden
Trägt die Stürzende zu Boden,
Legt die unversehrten Glieder
Sanft vor dem Geliebten nieder! —

Solches Liebeswunder feiert
Jetzt das Thal rings, nachtumschleiert;
Denn durch alle Felsenritzen
Zuckt's von wunderbaren Blitzen;
Wasserlilien sprießen helle
Aus des Baches klarer Welle;
Zweige, die von Blüthen glänzen,
Flechten sich zu Liebeskränzen;
In der Bäume grünen Hallen
Wachen auf die Nachtigallen,
Wohllaut tönt durch alle Lüfte,
Und im Thal, dem heimlich schmalen,
Dampfen wie aus Opferschalen
Ambra rings und Myrrhendüfte!
Und seit jener Wunderstunde
Erbte sich's von Mund zu Munde,
Jenes Thal, das All' wir kennen,
Das Helenenthal zu nennen.

Die Mitleidssterne.

(Ein Prolog.)

Gott sprach: „Es werde Licht!“ und ausgegossen
Durch alle Räume ward das ew'ge Licht,
Die junge Erde lag, von Glanz umflossen,
Hochglühend wie ein Mädchenangesicht;
Es schwellen Bäume, Blätter, Blüthen, Sprossen
Dem Strahl entgegen, der vom Himmel bricht,
Das Weltmeer eilt', mit seinen Silberspangen
Die Erdenbraut erröthend zu umfangen.

In Lüften hängt, gar wundersam getrieben,
Ein Gnadenbrief, auf blauem Pergament,
Mit Sternenschrift von Gottes Hand geschrieben
Und ausgespannt am ganzen Firmament,
Die Hand jedoch, die unsichtbar geblieben,
Man an der heil'gen Schrift sogleich erkennt,
Und an dem Brief, als eigenhändig Siegel,
Erglänzen Sonn' und Mond, die Allmachtsspiegel!

Und als die Schöpfung in der schönsten Schöne
Vollendet so dem Chaos sich entrang,
Der Engel Chor und ihre Jubeltöne
Anbetend durch den Kreis der Sphären klang,
Und um den ersten aller Erdensöhne
Die laute Welt ihr Halleluja sang,
War blind sein Aug', er konnt' in Flur und Auen
Das Werk des Herrn und seine Pracht nicht schauen.

Da schickte Gott sein reinstes Sternlein nieder
Von seinem sternbesäten Gnadenzelt,
Auf daß es sinke in die Augenlider
Des Menschen in der dunklen Erdenwelt,
Daß es nicht kehre in den Himmel wieder,
Bis einst im Tod des Auges Vorhang fällt.
Daß es dem Aug' als Sonne sei zu eigen,
Sich Tag und Nacht von selber zu erzeugen.

Und dieser Stern, den leicht die Hand, die hehle,
Bedeckt in seinem kleinen Zauberschrein,
Umfaßt die Welt vom Pole bis zum Pole,
Schließt märchenhaft so Erd' als Himmel ein.
Das Licht der tausend Sonnengirandole,
Es strahlt zurück aus seinem Wunderschein;
Doch schöner als das Licht, das er empfangen
Erglüht das Licht, das von ihm ausgegangen!

Und glücklich ist der Kreis der Millionen,
Dem dieser Augenstern beschieden war,
Voll Bilder schwimmt die Welt, in der sie wohnen,
Ihr Pfad ist hell, ihr Horizont ist klar,
Gestickt mit Licht sind ihre Lebenszonen,
Gefüllt mit Licht der Blumen bunte Schaar
Und um sie, auf der Lüfte blauen Wogen,
Baut reizend sich der bunte Farbenbogen!

Dem S e h e n d e n allein gehört das Leben,
Das S e h e n gibt allein schon den B e s i t z,
Dem Blicke ist die Schöpfung preisgegeben:
Der Blume Licht, des Edelsteines Blitz,
Der Ceder Bau, der Säule Aufwärtsstreben,
Des Nordlichts Spiel, der Farben stummer Witz,

Die Schönheit und der Anmuth süße Blume,
Das Aug' macht sie zu unserm Eigenthume.

Ein kleiner Kreis nur steht am Lichtesbronnen,
Dem auch der kleinste Tropfen ist versagt,
Kein Stern im Aug', im Himmel keine Sonnen,
Kein Morgen, der ihm dämmerfreundlich tagt,
Kein Funken, der dem Stein wird abgenommen,
Kein Lichtstreif, der im Blitze niederjagt,
Kein Sternenschein und keiner Dämm'rung Funken
Erhellt die Nacht, in die er ist versunken!

Dem Blinden ist der Faden abgerissen,
Der um Geschöpf und Schöpfung fest sich wand,
Er tappt von Finsterniß zu Finsternissen,
Die Augen tragend in der hohlen Hand;
Gestalt und Form der Dinge muß er missen,
Und Menschenbild wird nie von ihm erkannt,
Er weiß es nicht, wie Lieb' und Mitleidswalten
Im Menschenantlitz himmlisch sich gestalten.

Doch auch für diesen Kreis der ewig Blinden
Blüh'n eig'ne Sterne auf in ihrer Nacht:
Die *Mitleidssterne*, die zum Kranz sich winden,
Zum Kranze, den die Gottheit angelacht;
Im Himmel edler Brust sind sie zu finden,
Die Sterne, von der Menschheit angefacht,
Und wie von Sternen kömmt das Licht der Gnade,
Erhellet göttlich sie der Blinden Pfade.

So mögt im milden Licht ihr jetzt empfangen,
Was Euch der Mitleidskranz der Menschheit beut!
Wir bieten schüchtern es, doch ohne Bangen,
Weil es dem heil'gen Unglück ist geweiht;

Nicht Ruhm noch Beifall wollen wir erlangen,
Wo sich das Herz am Zwecke blos erfreut:
Nur Eurer Großmuth haben wir gehuldigt,
Jedoch das „Wie?“ wird durch's „Wozu?“ entschuldigt.

Der Tod des jungen Napoleon.

(Herzogs von Reichstadt. 1832.)

Da liegt der Sohn des Mannes,
Genannt Napoleon,
Des besten Cäsars Enkel,
Des größten Cäsars Sohn.

Um seine Wiege standen
Viel Könige gereiht,
Ein großer Kaiser d'runter,
In einem grauen Kleid.

Der spricht zum erstenmale
Das süße Wort: „mein Kind!“
Vom Aug', das nie geweinet,
Die erste Thräne rinnt.

Er grüßt den Neugebor'nen
Mit einem Thränenstrom,
Und weiht mit einem Kusse
Zum König ihn von Rom.

Und ruft die Sonn' zum Zeugen
Von ihrem Himmelssitz,
Die Sonne von Marengo,
Die Sonn' von Austerlitz.

Dieselbe Sonne wandelt
  Noch heute auf und ab,
Jedoch wohin sie schreitet,
  Sie findet nur ein Grab!

Sie sieht auf jener Hälfte
  Das Grab von Helena,
Sie sieht auf dieser Hälfte
  Das Grab zu Austria!

Da liegt die zarte Blüthe,
  Dem edlen Stamm entrafft,
Verwelket und verblichen
  In süßer Jugendschaft.

Er lächelt im Verscheiden,
  Er lächelt sanft und mild,
Weil er, schon halb verkläret,
  Gewahrt des Vaters Bild!

Das neiget sich hernieder
  Zur frühen Morgenstund',
Und nimmt im Vaterkusse
  Die Seel' vom Kindesmund.

Da herrscht im Kaiserhause
  Zu Wien ein großer Schmerz,
Und Franz, der Gute, weinet,
  Und weh thut ihm sein Herz.

Da rauscht der deutsche Adler
  Und senkt das Zweigesicht,
Weil jenes Haus der Aare
  Nun ganz zusammenbricht!

Des Hauses letzte Stunde.

Im Garten zu Schönbronnen
Da liegt der König von Rom,
Sieht nicht das Licht der Sonnen,
Sieht nicht den Himmelsdom.

Am fernen Inselstrande
Da liegt Napoleon,
Liegt da zu Englands Schande,
Liegt da zu Englands Hohn.

Im Garten zu Schönbronnen
Da liegt der König von Rom,
Sein Blut ist ihm geronnen,
Es stockt sein Lebensstrom.

Am fernen Inselstrande
Da liegt Napoleon,
Liegt nicht in seinem Lande,
Liegt nicht bei seinem Sohn.

Liegt nicht bei seinen Kriegern,
Bei den Marschällen nicht,
Liegt nicht bei seinen Siegern,
Liegt in Europa nicht. —

Liegt hart und tief gebettet
Im fernen Meereskreis,
Am Felsen angekettet,
Ein todter Prometheus.

Wo Baum und Blatt und Reiser
Versengt vom Sonnenstrahl,
Da liegt der große Kaiser,
Der kleine Korporal!

An seinem Grabe fehlen
Cypress' und Blumenstab,
Am Tage Allerseelen
Besucht kein Mensch sein Grab.

So liegt er lange Jahre
In öder Einsamkeit,
Da klopft es an die Bahre
Um mitternächt'ge Zeit.

— Es klopft und rufet leise:
„Mach' auf, du todter Held!
Es kömmt, nach langer Reise,
Ein Gast aus jener Welt.“ —

— Es klopft zum zweitenmale:
„Mach', großer Kaiser! auf,
Es kommt vom Erdenthale
Ein Bote Dir herauf.“

— Es klopft zum drittenmale:
„Mach', Vater, auf, geschwind,
Es kömmt, im Geisterstrahle,
Zu Dir Dein einzig Kind!“ —

Da weichen Erd' und Steine,
Es thut sich auf der Sarg,
Der lange die Gebeine
Des größten Helden barg.

Da streckt des Kaisers Leiche
Die Knochenarme aus,
Und zieht das Kind, das bleiche,
Hinab in's Breterhaus.

Und ziehet es hernieder:
„So seh' ich, theu'rer Sohn,
Seh' ich Dich endlich wieder,
Mein Kind Napoleon!“

Und rücket an die Seite,
Und rücket an die Wand:
„Mein Kind, das ist die Breite
Von meinem ganzen Land!“

Da schlingen die Gerippe
Die Knochen ineinand,
Und liegen Lipp' an Lippe,
Und liegen Hand in Hand.

Und zu derselben Stunde
Schließt auch das Grab sich schon,
Das war die letzte Stunde
Vom Haus Napoleon! —

— —

Wilde Herzblätter.

1.

Quellen murmeln, Flüße schwatzen,
Bäche plaudern, Ströme rauschen;
Doch Gedanken sind nicht d'rinnen,
Wenn wir ihren Tönen lauschen.

Wellen kommen, Wellen gehen,
Eine hascht sich mit der andern;
Doch der Strom nur kann bestehen,
Und die Wellen müssen wandern.

Nur das Meer ist sinnig, schweigsam,
Ruhend in Gedankenstille,
Wie die reuevollen Blätter
Aus dem Buche der Sybille.

Wenn an seiner Denkerstirne
Sich die vollen Adern schwellten,
Rangen sich aus seinem Busen
Riesige Gedankenwelten!

Wenn es dann sein Zürnen, Grollen
Hören läßt im Sturmesworte,
Trägt uns seiner Wogen Predigt
Hoch empor zur Himmelspforte!

2.

Eine Welle springt an's Ufer,
Wirft die Muschel an das Land,
Springt zurück dann in die Wogen,
Läßt die Muschel an dem Strand.

Und die Muschel weint im Stillen,
Schlürft die Thräne, die sie weint,
Und zur hellen, schönen Perle
Wird die Thräne da versteint!

Und es kömmt ein schmuckes Mägdlein,
Schlägt die Muschel auseinand',
Schmückt sich mit der hellen Thräne,
Die als Perle sie hier fand.

So auch mit dem Lied des Sängers
Schmücket lustig sich das Land,
Mit der Thräne, die das Liedchen
Aus dem tiefsten Weh sich wand.

Niemand denkt, daß Leid und Wehmuth
Hier zum Liede sich gepaart
Und daß diese Liedesperle
Aus der Brust gerissen ward!

3.

Wenn ein Herz in einem andern
Seine Heimat hat erkoren,

Gleich als wär es da erschaffen,
Gleich als wär es da geboren;

Gleich als wär es da gewesen,
Seit es fühlen kann und denken,
Daß sich seine Wurzeln alle
Nur in dieses Herz versenken;

Und das Herz muß dann urplötzlich
Dieses Heimatherz verlassen:
Ist's das bitt're, bitt're Heimweh,
Das ihn tödtlich wird umfassen;

Ist's ein Heimweh nach dem Herzen
Und ein Sehnen und ein Bangen,
Nach den Höhen, nach den Tiefen
Dieses Herzens zu gelangen!

Dieses Herzens Heimatsprache,
Dieses Herzens Heimatsterne
Tönen, leuchten um uns ewig
In der heimatlosen Ferne!

Wenn dies Herz nun ist gebrochen,
Eh' die Heimat es erworben,
Wißt, daß es am schwersten Leide,
An dem Heimweh, ist gestorben!

4.

Abends, wenn im Meer des Herzens
Sich die Fluthen legen schlafen,
Ziehen die Gedankenschiffe
Segelmatt zum Schlummerhafen.

All' die kleinen Kähne, Nachen,
Die bis in des Meeres Mitten
Bald mit Freuden, bald mit Leiden
Diese Fluth am Tag durchschnitten,

Schaukeln still sich auf den Wellen,
Die im Herzen Nachts sich glätten,
Liegen auf den Silberflaumen
Wie auf weißen Dunenbetten.

Ein Gedankenschiff, ein einz'ges,
Eins nur, das in Schiffes Schilde
Ist geschmückt und geheiligt
Mit dem ewig theuern Bilde;

Dieses Schiff geht nie zu Hafen,
Refft gar nie die Segelbänder,
Treibt umher stets in dem Herzen,
Gleich dem fliegenden Holländer.

Und auf dem Verdecke liegen
Viel verstümmelt', blut'ge Leichen,
Die im Tod den süßen Stunden
Der erschlag'nen Lieb' noch gleichen.

Dieses Schiff geht nie zu Hafen,
Feiert Windstill' nie im Schlummer;
Nacht ist Nacht nur für die Freude,
Aber Tag für Liebeskummer!

5.

Habt Ihr je gehört im Leben,
Was sie von dem „Herzwurm“ sagen,

Wie er in dem Herz des Herzens
Ringelt sich, es durchzunagen?

Wie der Herzwurm lange stille
Liegt und plötzlich läßt sich spüren,
Wie er bei dem kleinsten Anlaß
Anfängt, emsig sich zu rühren;

Nagend an dem Kelch des Herzens,
Wühlend in den Herzgrub'=Wehen,
Wie er steigt empor zum Herzblatt,
Daß in Ohnmacht wir vergehen;

Wie er an des Herzens Wänden
Suchend kriecht herauf, hernieder,
Wieder still liegt und urplötzlich
In dem Herzen regt sich wieder? —

Wer den Herzwurm trägt im Herzen,
Wird im Leben nie gesunden,
Weil durch alle Herzensfalten
Bohrend er den Weg gefunden;

Weil er ist polypenartig,
Habt Ihr ihn zerstückt, erschlagen,
Jedes Stück wird als ein ganzer
Neuer Herzwurm an Euch nagen!

6.

In verschied'nen Lebenszeiten
Bin ich auf des Rheines Wogen
Sorglos — sorglich — lachend — singend —
Trauernd — weinend hingezogen.

Und es sang so Mancherlei
Mir ins Herz die Lorelei.

Wie des Schiffes Wimpeln flattern,
Wenn sie frische Lüfte schwellen,
Zog ich auf dem Schiff der Jugend
Durch die jaspisgrünen Wellen,
Und ich wußt' nicht, was es sei,
Was mir sang die Lorelei.

Wieder stand ich auf dem Decke,
Ein geliebtes Haupt zur Rechten,
Eine Rose, die der Himmel
In mein Leben kam zu flechten;
Und wir fühlten süße Scheu
Bei dem Sang der Lorelei.

Jahr's darauf fuhr ich dann wieder
Auf dem Strom voll Weh alleine,
Weil ich eben schrieb die Grabschrift,
Ihr bestimmt zum Leichensteine,
Und es brach mein Herz entzwei
Bei dem Sang der Lorelei.

Jahre kamen, Jahre schwanden,
Und den Rhein befuhr ich wieder,
Von den Ufern kamen Grüße,
Blumen Kränze, Beifallslieder,
Und verhallt im Jubelschrei
War der Sang der Lorelei!

Wieder steh' ich auf dem Decke,
Neu erscheint die alte Gegend,
Neu erscheinen alte Schmerzen,

Alte Ahnung neu erregend,
Alte Zweifel werden neu
Bei dem Sang der Lorelei!

7.

Um des Ufers Berg und Thale
Steigen Morgens kleine Flecken,
Nebelstreifen, dünne Fäden,
Wie der weiche Flachs vom Rocken;

Werden dann zu Flaum und Wolle,
Sickeln sich um Fels und Hügel,
Steigen dann zur Felsenspitze,
Spreiten aus die weißen Flügel;

Ziehen höher dann und höher,
Bis sie sich zu Wolken ballen
Und, gebrochen von der Schwere,
Dann als Regen niederfallen!

So auch steigt des Morgens immer
Trübes Denken, trübes Sinnen
Aus den Tiefen meines Herzens,
Um mit Flor es zu umspinnen;

Und zu kleinen Nebelwölkchen,
Nicht erhellt durch Morgenlichter,
Werden dann so Gram und Schmerzen,
Und der Flor wird immer dichter.

Immer trüber wird das Denken
Und was Fühlen hat gesponnen,
Bis es sich als Schmerzgewölke
Lagert vor das Licht der Sonnen;

Bis, was Gram und Leid gesponnen,
Steigt vom Herz dem Aug' entgegen,
Und der Schmerz dann, schwer gebrochen,
Niedergeht als Thränenregen!

8.

Sagt mir, wo die Sehnsucht wohnet,
Sagt mir, wo die Sehnsucht weilet,
Ob sie wohnt allein im Herzen
Oder ob ihr Weh' sie theilet?

Ob sie in dem Auge wohnet,
Das sich sehnt, von andern Augen
Ihres Lichtes süßen Rückstrahl
Als sein Selbstlicht einzusaugen?

Ob sie wohnet in dem Ohre,
Das sich sehnt, die süßen Laute
Wieder selig einzuschlürfen,
Die der Mund ihm anvertraute?

Ob sie wohnet auf der Lippe,
Die da möcht' die Hand berühren
Und sie liebezärtlich küßen
Und zum Mund sie weinend führen?

Ob sie in der Hand wohl wohnet,
Die da fühlt ein innig Dringen,
Das geliebte, theure Wesen
Wie ein Goldreif zu umschlingen?

Ob sie wohnt in den Gedanken,
Die da tausend Boten senden,

Sie zu fragen, sie zu grüßen,
Und ihr Herz zu uns zu wenden?

Sagt mir, wo die Sehnsucht wohnet,
Sagt mir, wo die Sehnsucht weilet,
Die in Herz und Aug' und Ohren
Und Gedanken sich zertheilet! —

Dem, bei dem die Sehnsucht wohnet,
Wird's die Sehnsucht selber sagen,
Dennoch könnt' er's nicht erklären,
Würde Sehnsucht selbst ihn fragen.

Herbst im Frühling.

Nennet nur nicht Frühling
Dieses schöne Angesicht,
Ist nicht Liebe in dem Herzen,
Ist im Antlitz Frühling nicht!

Nennt Ihr Sterne diese Augen,
Diesen blauen Lichtkrystall?
Ohne Liebe sind es Steine,
Seelenloser Aetherhall!

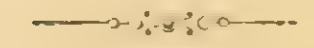
Nennt Ihr Rosen diese Wangen,
Diesen zarten Blumenkreis?
Ohne Liebe sind's Tapeten,
Schön gestickt mit Roth und Weiß!

Nennt Ihr Anmuth dieses Lächeln,
Dieser Lippen Wunderspiel?
Ohne Liebe ist's Mechanik,
Todter Linien leeres Spiel!

Nennt ihr Wohllaut diese Worte,
Dieser Töne Zauberlust?
Ohne Liebe ist's ein Echo
Aus der hohlen Felsenbrust!

Wo nicht Lieb' ist, ist nicht Frühling,
Schönheit nicht und Seele nicht,
Körper ist es, Bein und Adern,
Hand und Fuß und Angesicht;

Augenapfel, Augenlider,
Ohne Lust und ohne Schmerz;
Doch im Bildniß wohnt kein Leben
Und im Grunde liegt kein Herz!



Zweite Abtheilung.

Dichtungen

für

heitere Declamation.



Sanftes Ehestands-Duettino.

(Für Trommel und Contrabaß ausgesetzt.)

Er.

Im Himmel, sagt man, werden alle Ehen
Geschlossen, und warum nicht auf der Erd'? —
Auf daß, wenn man ihn ruft in Leid und Wehen,
Um's Himmelswillen uns der Himmel hört
Allein, wenn sie geschlossen sind, so sagt der Himmel Allen:
»Allez! Partez!« — Man ist aus seinem Himmel dann
gefallen!

Sie.

Ja wohl! Im Himmel werden sie geschlossen,
Die Ehen! — Und warum nicht auf der Erd'? —
Weil dort die Männer leichter sind entschlossen
Zum Ehstandshändchen, daß sie uns beschert;
Im Himmel muß der Mann zum Ehstand greifen
Denn in dem Himmel gibt's nicht Wein, nicht Pferd',
nicht Pfeifen.

Er.

Geschlossen wird die Eh' von himmelswegen,
O ja! und krumm geschlossen noch dazu!
Man kann dabei sich gar nicht mehr bewegen,
Geschlossen und beschlossen ist die Ruh'!

Dann spricht ein Jeder von den Eh'genossen:
„Beim Himmel! Ich hab' mit dem Himmel abge-
schlossen!"

Sie.

Und weil sie oben nur geschlossen werden
Im Himmel, unterm blauen Hochzeitsflor,
D'rum schlägt die arme Ehefrau auf Erden
Den trüben Blick zum Himmel stets empor,
Seufzt: „Was der Himmel hat geschlossen auf Verlangen,
Das ist auf Erden wied'rum aufgegangen!"

Er.

Und wenn der Himmel Hochzeit schließt da oben,
Da hängt er immer voller Geigen auch;
Die Eh'sait' ist aus lauter Duft gewoben,
Sie klingt so sanft wie Aeolsharfenhauch!
Doch auf der Erd', — im Reich der Papatatschen —
Da werden's lauter Contrabaß und Bratschen!

(Begleitung.)

Sie.

Der Contrabaß, er hat die Ehr' zu danken, —
Und auch die Bratsche macht ihr Compliment; —
Doch fordern sie den Mann noch in die Schranken,
Er spielt das allergröbste Instrument;
Gleich poltert er und tobt und schreit: »Sic volo!«
Und macht die Bratsche still mit einem Paukensolo!

(Begleitung.)

Er.

Viel haben wir von Griechenland erworben,
Doch Eins ist wunderbar, bei meinem Wort,

Die Sokrates sind alle ausgestorben,
Xantippen aber pflanzen gut sich fort!
Zwar haben sie nicht alle griech'sche Nasen,
Allein sie brummen g'rade wie Xantippen's Basen.

(Begleitung.)

Sie.

Der Mann ist wie ein Buch. Bevor man es gefunden,
Voll Neugier man auf seinen Inhalt brennt;
Doch hat man es und liest's in müß'gen Stunden,
So findet man die Fehler all' am End'!
Wenn man ein Schäferbuch gekauft mit leisen Klagen,
In kurzer Zeit schon wird mit Pauken d'rein geschlagen.

(Begleitung.)

Er.

Das Weib ist wie ein Buch, so ein Kalender,
Ein hübsches Titelblatt — (auf das Gesicht zeigend) —
und Blumenkron',
Ein Bischen Inhalt, und ganz breite Ränder,
An jedem Tag — ein anderer Patron.
Noch heute kündet's Sonn' und Heiterkeiten,
Und morgen brennt der Stern von allen Zeiten.

(Begleitung.)

Sie.

Wie ein Gebirge ist der Mann: an Ecken, steile,
Bricht ohne Anklang sich der zart'ste Laut,
Und er erwidert nur die kleinsten, letzten Theile
Von Schmerz und Lust, die innig ihm vertraut.
Allein löst sich ein Stein von seinem Herzenssteinbruch,
Da rollt's und poltert's wie bei Donnerwetters Einbruch.

(Begleitung.)

Er.

Wie ein Gebirge ist das Weib; im Widersprechen
Pflanzt jedes Wort sie zwanzigmal noch fort;
Ja sie behält, wenn sich auch tausend Stimmen brechen,
Dem Echo gleich, doch stets das — letzte Wort.
Man darf nur einen Laut ihr noch so leise summen,
Sie wird im Widerhall die ganze Skala brummen.

Sie.

Wie eine Glocke ist der Mann, er lärmt und läutet,
Und mischt in jeden Lebensfall sich ein!
Ihm ist es gleich, ob Tod, ob Hochzeit es bedeutet,
Er schreit stets gleich mit vollem Hals darein,
Und in das Haus, vom kleinsten Schein geblendet,
Er gleich die große Feuertrommel sendet.

Er.

Wie eine Glocke ist die Frau, denn oft im Leben
Hängt frank und frei sie da an einem — Strick.
Und geh'n die Glocken auch nach Rom zum Fest so eben,
Stellt sich das Ratschen ein im Augenblick;
Doch in dem Haus, im lieben Eh'standsrecke
Da brummt den ganzen Tag die Zügenglocke.

Sie.

Den Wolken gleich sind Männer! In den Gelben
Und Blonden steckt doch nichts als Staub und Wind,
Die Schwarzen scheinen furchtbar, doch dieselben
Entleeren sich und platzen gar geschwind,
Und aus der Eh'standswolke, — ach, ihr guten Götter!
Platzt gleich ein Wolkenbruch mit einem Donnerwetter

Er.

Wie Wolken in der Luft wohl sind die Frauen,
Wer Wind nur macht, der treibt sie hin und her,
Die stolzen fliegen hoch empor zum Blauen,
Und sind gewöhnlich alle hohl und leer;
Doch wenn zwei Wolken zur Visite sich begegnen,
Da geht das Brummen los, als wollt' es Bratschen regnen.

Sie.

Den Eisenbahnen gleich ist's Männerleben,
Sie führen uns stets an — mit einem Pfiff!
Gar oft geht ihnen 's Feuer aus daneben,
Da hilft nun weder Pfiff noch Kniff;
Dann fährt aus ihrer Brust ein leer' Gerassel,
Es zischt und gischt wie leerer Donnerrassel.

Er.

Den Eisenbahnen gleich sind auch die Frauen,
Durch Dampf macht man die glänzendste Partie,
Und sitzt man einmal auf, dann kann man schauen,
Heraus da hilft man sich wohl selber nie;
Und liegt das kleinste Steinchen in der Schiene,
Da knurrt und brummt die ganze Eh'maschine.

Sie.

Doch wiederum sind Männer wie die Bienen,
Sie summen zwar, jedoch aus Emsigkeit,
Zum Zellenleben folgen gern wir ihnen,
Denn da regiert das Weib zu jeder Zeit;
D'rum, wenn die Bien' auch poltert in der Zelle,
Beim Donner, sagt man, wird der Honig helle.

Er.

Doch wiederum sind Frauen auch wie Bienen,
Sie summen wohl, doch nur zur Süßigkeit,
Sie schwärmen wohl, allein wir danken's ihnen,
Ihr Schwärmen deutet auf die Honigzeit.
Mir wässert schon der Mund, — ich muß verstummen!
Die Honigsammlerin, sie mag ein Bischen brummen!
So liebster Contrabaß —

Sie.

So liebster Trommelkönig!

Er.

Ein Bischen Brummen —

Sie.

— ein Bischen Donnern, wie ich sag' —

Beide (geben sich die Hände).

So brummen wir und donnern wir ein Wenig,
Bis die Posaun' ertönt am jüngsten Tag.
(Hier ertönt ein Posaunenstoß.)

Kein Malheur, jedoch fatal!

Ein jeder Mensch wird oft im Leben
Geneckt von einer Zufallsschaar,
Die g'rad' kein Unglück sind, doch geben
Zu schaffen sie genug, fürwahr!
Es sind so kleine Nadelstiche,
Sie ritzen flüchtig uns die Haut,
Dabei ist das das Aergerliche,
Daß man zu schrei'n sich nicht getraut.
Es sind so winz'ge Schicksalsbieber,
Zwar nicht aus Stahl, ja kaum aus Blech,
Die Briten nennen's „Tricks", die Deutschen „Stüber"
Jedoch die Römer nennen's „Pech".
Es thut nicht weh, man kann nicht d'ran ersticken.
Es ist ganz eigener Natur:
Poeten nennen's „Schicksalstücken",
Der Grieche nennt's „A Sekatur";
Kurz, Jedermann passirt manchmal,
Was g'rade kein Malheur, jedoch fatal.

Ein Schnupfen, der Katarrh der Nase,
Ist nicht gefährlich, thut nicht weh,
— „Gebrat'ne Zwiebel", sagt die Base,
Ein Weib ist stets ein Arzt, per se! —
Jedoch verdirbt dem Redner er die Phrase,
Wenn er hinaufgeht so ins C.
Der „Himmelsstrahl" wird zu n'm „Hibbelstrahl",
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Ein junger Geck, ganz schlank gestengelt,
Tritt Abends in den Cirkel ein,
Doch wie er nach dem Handkuß gängelt,
Tritt er dem Schooßhund auf das Bein,
Und als er schnell sich seitwärts schlängelt,
Da stolpert er in Glasschrank 'nein;
Fällt beim Umdreh'n über einen Shawl,
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Französisch wird gespielt, und alle Väter
Geh'n en famille ins Schauspielhaus,
Es lacht der Kunz, es lacht der Peter,
's sieht, als ob sie's verständen, aus.
Da sitzt ein Recensent, kein Wort versteht er,
Zieht doch gelehrt die Stirne kraus;
Besprechen muß er's, welche Qual!
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Ein Dichter sitzt im Musenkobel,
Dort unter'm Dachstuhl hoch und schreibt,
Er träumt sich in das Reich der Zobel,
Das ihm ein Bischen Wärme treibt,
Vergnügt legt er den letzten Hobel
An sein Gedicht und feilt und reibt;
Da sagt des Miethsherrn Prof': „Es ist Quartal!"
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Bei einer Landpartie von zwölf Personen
Hat man superb sich amüsirt,
Man macht den Ritter hungeriger Amazonen,
Man hat im Gasthaus Alles arrangirt,
Caffee, Melange, saure Milch, Melonen!
Zuletzt, als er die Kosten repartirt,
Heißt es: „Bezahlen Sie, wir rechnen dann zumal!"
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Ein Seladon sinkt zärtlich girrend
Vor der Geliebten auf die Knie,
Er spricht so süß, so hirnverwirrend
Von der Gefühle Sympathie;
Sie ist gerührt, und tändelnd, kirrend
Fährt in sein üppig Haupthaar sie.
Die Täuschung flieht, die Wahrheit zeigt sich kahl.
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Bei dem Diner sitzt man oft drittehalb Stunden,
Doch essen kann man kaum etwas;
Die Dame rechts hält uns gebunden,
Die Dame links will dies und das,
Indessen ist der Teller stets verschwunden,
Die Diener sind schnell auf der Paß.
Mit Ruh' genießt man endlich nur die Wasserschaal'.
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Im Prunksalon, im großen Kreise,
Lies't man ein Trauerspiel uns vor;
Doch Einer — ich glaub', er allein that weise —
Den fernen Winkel sich erkor,
Entschläft, fängt an zu schnarchen leise,
Dann immer lauter im Tenor,
Zuletzt schnarcht er im Brustbaß durch den Saal.
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Ein saures Brot ist's Declamiren,
Jetzt leider fast das täglich' Brot!
Wenn Sie es einmal nur probiren,
Erbarmen Sie sich uns'rer Noth.
Ach, welche Angst! Wenn Sie nicht applaudiren,
Dann ist der Dichter Schuld an meinem Tod.

Er selber schrieb nichts mehr ein ander Mal,
Für Sie zwar kein Malheur, für ihn jedoch fatal!

Beim Hervorruf.

Ich komme schnell, um Ihnen zu berichten,
Daß, weil Sie gar so gütig richten,
Beschließt der Dichter, ferner noch zu dichten,
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal!
Ich auch, wenn Sie so mild regieren,
Und mich citissime citiren,
Ich werde ferner declamiren,
Doch wär's für mich Malheur, wenn's Ihnen wär' fatal!

Tres faciunt Collegium,

oder:

Das Consilium der kranken Liebe.

(Ein humoral-pathologischer Schmerz.)

Allopathie.
Homöopathie.
Hydropathie.

Allopathie.

Verehrte Collegen! Um ein Concil zu halten,
Beschied man heut' uns allzumal hieher,
Es ist darin auch g'rad' noch so beim Alten:
Wenn man drei Aerzte ruft, so nützt's nichts mehr;

Und überflüssig sind die beiden Andern,
Der Kranke war ja nahe schon am Wandern.

Homöopathie.

So lange Leib und Seel' zusammenhält noch, essen,
So lang' gibt man die Hoffnung noch nicht auf:
Denn ist auch für den Kranken nichts zu hoffen,
Ist Hoffnung für den Doctor doch vollauf,
Viel' Aerzte sind ein Trost doch für die Erben,
Weil sie dem Kranken machen leicht das Sterben!

Hydropathie.

Drei Aerzte, so, das heißt: auf Tod und Leben!
Das ist bewiesen mit Recepten-Schrift;
Denn können sie die Krankheit auch nicht heben,
Sie machen sie doch wenigstens verblüfft!
Sie fährt vor Schrecken in die Erd', und in Gedanken
Nimmt sie gar oft auch mit hinab den — Kranken!

Allopathie.

Die Kranke, die uns heute ruft, heißt „Liebe",
Es fühlt sich uns're Liebe jetzt so schwach,
Ihr fehlt der Appetit zum edlen Triebe,
Sie lüstert nur manchmal nach „O!" und „Ach!"
Sie fühlet sich so matt, so abgeschlagen,
Ich glaub', es liegt der Lieb' etwas im Magen!

Homöopathie.

Ist Liebe krank? Daher mag es wohl kommen,
Daß man sie jetzt gar nirgends sieht.
Doch sagt, was hat sie für Arz'nei genommen?
Nur nicht zu viel, wie das so oft geschieht!
Für kranke Lieb' sind keine Mittel nöthig,
Man heilt am besten sie durch — Dietätik.

Hydropathie.

Was wird's viel sein? Was kann der Liebe fehlen?
Freund Hain ist ferne noch mit seiner Hipp',
Sie geht zu leicht gekleid't in unsern Sälen,
Dann kömmt sie oft in Zug — und hat die Gripp',
Nur Wasser! Wasser! Wasser! Tausend Flaschen!
Mit kaltem Wasser ihr den Kopf gewaschen!

Allopathie.

Ich glaub', die kranke Liebe zu curiren,
Ist's nöthig, daß man allopathisch bleibt;
Die schwächste Lieb' wird neue Kraft verspüren,
Wenn man recht viel ihr nur — verschreibt!
Und ist die Liebe auch schon halb verkommen,
Durch viele Mittel wird sie zu sich kommen!

Homöopathie.

Der Liebe Uebel gar zu oft entstehen
Aus einem „Nichts", wie Jeder wissen muß;
D'rum muß man wieder sie mit Nichts versehen,
Nach dem System »Similia similibus!«
Will d'rum ein Mann zur Lieb' ein Herz entfachen,
Kann er mit Nichts superb die Cur jetzt machen!

Hydropathie.

Der Zustand uns'rer Liebe ist gar kritisch,
Ihr Alter kömmt dann leider auch dazu,
Quia senectus ipsa! Ist arthritisch!
Da drückt die Liebe eigentlich der Schuh!
Da wird das Sturzbad wohl mit Glück genossen,
Denn alte Lieb' ist immer wie begossen!

Allopathie.

Ich glaube so nach meiner Diagnosis,
Es hat die Liebe Splitter im Gehirn;
Da ist es gleich, ob groß, ob klein die Dosis,
Da nützet gar nichts sonst als — trepanir'n!
Denn sicher ist's, bei einem off'nen Kopfe
Wird Lieb' geheilet selbst beim größten Tropfe!

Homöopathie.

Dasselbe Mittel macht gesund die Kranken,
Das krank auch die gesunden Menschen macht,
Die Liebe macht oft krank schon den Gedanken,
Hat sie auf Nebenbuhler nur Verdacht;
Drum muß man kranke Lieb' damit curiren,
Stets zwei Liebschaften sich zu reserviren!

Hydropathie.

Daß man die Krankheit erst so recht ergründe,
Dünkt mir ein überflüssiger Versuch,
Mir ist das Alles Eins! Ich finde,
Die Kranken gleichen einem Stücke Tuch;
Man werf' ins Wasser sie, so wird man sehen,
Ein Theil der Krankheit wird schon ein dann gehen!

Allopathie.

Die alte Heilart bleibt doch stets die beste,
Sie heißt: »Contraria Contrariis!«
Nicht „Gleich mit Gleich" curirt Hygea's Gäste,
Das Gegenmittel doch curirt gewiß!
Ich sag', das letzte Mittel für die Liebe
Heißt: „Man behandle sie mit Gegenliebe!"

Homöopathie.

Die Liebe hat den Ausschlag uns gegeben,
Sie spricht für Homöopathie.

Man braucht nicht Unz' und Drachme ihr zu geben,
Der kleinste Skrupel wirket schon auf sie.
Noch ein Beweis, mit dem ich überrasche,
Die Liebesapothek' trägt man jetzt — in der Tasche.

Hydropathie.

Die Liebe, ihre Leiden, Qual und Sehnen
Behandelt glücklich nur Hydropathie!
Das Wasser, das sie heilt, es sind — die Thränen,
Des Abends spät und auch des Morgens früh;
Denn Liebe lebt, das seh'n auch uns're Hasser,
Bei Tod und Trennung nur vom — Scheidewasser!

Allopathie.

Beschließen wir das »mulla« oder »multum«,
Sonst stirbt sie ohne uns're Hilfe noch!

Homöopathie.

Nun gut! Wir sagen endlich: »Est consultum!«
Und mit der Kranken bleibt's beim Alten doch!

Hydropathie.

Ja! Ja! im Hauptpunct sind wir Alle einig;
Stirbt sie nicht langsam, nun, so stirbt sie schleunig!

Alle drei (zum Publikum).

Und nun empfehlen sich die Herr'n Doctoren,
Wenn sie heut' Ihr Vertrauen nicht verloren.

Beim Herausrufen spricht die
Allopathie.

Wie, Sie verlangen nochmals ein Consilium?
Fürwahr, wir kommen gern und sagen's ehrlich,
Doch unser Dank, er macht uns dennoch stumm.
Und wahrlich, dieser Dank ist ungefährlich!

Die gute Wirthin und die sanfte Gattin.

Variationen

auf das beliebte Thema „Eheglück“.

Robert.

So sei, mein Freund! mir herzlich denn willkommen!
Dir ging's wohl gut seit uns'rer Trennungszeit?
Du hast indeß ein Weibchen Dir genommen?
Nun, oft ist auch der Klügste nicht gescheidt!
Sie ist jedoch, wie ich gewiß vernommen,
Die Sanftmuth selbst im ird'schen Frauenkleid,
So danke Gott, o Freund! für Dein Geschick,
Denn eine *sanfte Gattin* ist ein Glück!

Eduard.

Dies Glück, mein Freund! läßt ziemlich sich ertragen,
Vollkommen ist ja Nichts auf dieser Welt!
Du freilich kannst vom Glücke sagen
Und wandelst sorglos durch das Ehefeld,
Du läß'st die Ruhe weidlich Dir behagen;
Indeß das Weib auf Haus und Wirthschaft hält;
So danke Gott, o Freund, für Dein Geschick,
Denn eine *gute Wirthin* ist ein Glück!

Robert.

So hat mein Vater früher auch gesprochen:
„Nur eine gute Wirthin nimm, mein Kind!“
Mein Weib braucht nun aus Wirthschaft jede Wochen
Viel mehr, als die, die keine sind.

„Wer kann," spricht sie, „so wohlfeil noch bekommen
Gemüs' und Wildpret auf dem Wochenmarkt?
D'rum hab' von Allem doppelt ich genommen.
Nicht wahr, mein Kind! das heißt gekargt?" —
„Ja, Schätzchen!" sage ich mit trübem Blick, —
Ja, ein gute Wirthin ist ein Glück!

Eduard.

Mein Vater hat die Sanftmuth mir gepriesen:
„Nur eine Sanfte nimm zur Frau!"
Nun macht das Weib, das ich erkiesen,
Durch pure Sanftmuth mich schon grau.
Der Koch verschenket Schmalz und Eier,
Die Kammerfrau stiehlt einen Hut,
Der Knecht hält ew'ge Sonntagsfeier,
Doch — meine Gattin ist so gut;
Sie zanket nicht, sie fordert Nichts zurück. —
Ja, eine sanfte Gattin ist ein Glück!

Robert.

Will ich mit meiner Frau spazieren fahren,
So spricht die gute Wirthin: „Nein!
Den Fiaker, den können wir ersparen,
'ne Equipage wird wohlfeiler sein!"
Will ich mit ihr zu Ball und Maskenfeier,
Spricht sie: „Mein Kind, das kostet viel!
Redouten sind für uns zu theuer;
Wir geben lieber häuslich Thee und Spiel.
Was kostet denn ein Pickenick?" —
Ja, eine gute Wirthin ist ein Glück!

Eduard.

Hab' ich mein Weib als Hausfrau sanft gefunden,
Ist sie als Gattin, ach! viel sanfter noch!

Wenn ich aus Aerger wüthe manche Stunden,
Ist sie so gut und lächelt doch!
Und nun als Mutter — läßt sich's glauben? —
Ist sie die wahre Zärtlichkeit:
Mein Kind zerbricht die Spiegel und zerreißt ihr Hauben,
Es lärmt, es tobt und rast und schreit,
Die Gute gibt ihm noch ein Groschenstück! —
Ja, eine sanfte Gattin ist ein Glück!

Robert.

Will ich einmal ein großes Tuch ihr bringen,
So nimmt sie's nicht: „Es schießt am Sonnenstrahl;
Verthu' das Geld ja nicht in solchen Dingen,
Die beste Wirthschaft ist — ein echter Shawl!"
Ja öfter noch bekömmt sie gar Geschenke,
Und frag' ich: „Weibchen, sage doch, wofür?"
Sagt sie: „Ach, lieber Mann, bedenke,
Ich lade sie zu Gast dafür,
Und geb' es so auf gute Art zurück." —
Ja, eine gute Wirthin ist ein Glück!

Eduard.

Die Güte meines Weibes übersteigt den Glauben,
Denn sie besitzet wahren Christensinn!
Will Jemand ihr ein Küßchen rauben,
Sie reicht ihm noch die and're Wange hin;
Und sag' ich: „Weibchen! der und der ist zu verwegen,
Das streitet schnurstracks wider Ehr' und Pflicht!"
Sagt sie: „Ach, Männchen! ich bin sehr verlegen
Denn zanken kann ich mit den Leuten nicht!
Viel lieber dulde ich so manches Stück!"
Ja, eine sanfte Gattin ist ein Glück!

Robert.

Jetzt, da mich schwere Sorgen fassen
Für Weib und Kind in schlechter Zeit,
Hat mich die Karge ganz verlassen,
Und das aus bloßer Sparsamkeit!
„Ein guter Freund will Wohnung geben,
Ich führ' die Wirthschaft ihm dafür,
So kannst wohlfeiler Du nun leben,
Ersparest Kleidung, Wirthschaft, Kost, Quartier;
Wenn's besser wird, komm' ich zu Dir zurück." —
Ja, eine gute Wirthin ist ein Glück!

Eduard.

Mein Weibchen, ach! die gute Seele!
Verläßt mich ganz nun, wie es scheint,
Du weißt, wie ich mit Gicht mich quäle;
Da wird geseufzt, gestöhnt, geweint!
Ihr weich' Gemüth kann dieses nicht ertragen,
Sie unterläge meinem Schmerz; —
D'rum ließ sie sich zu einem Freunde tragen,
Ihr bräche sonst das sanfte Herz!
Sie schreibt mir: „Ich bedau're Dein Geschick." —
Ja eine sanfte Gattin ist ein Glück!

Robert.

Was wird Dein guter Vater nun wohl sagen,
Der Dir vor allen nur die sanfte Gattin pries!

Eduard.

Er wird's vermuthlich Deinem Vater klagen,
Der eine gute Wirthin Dir zur Frau verhieß!

Robert (ihm die Hand reichend.)

So laß' uns, Freund! denn jetzt beisammen bleiben.
Wie sind von einem Feuer doch gebrennt!

Eduard.

Und meinem Sohne will ich's deutlich schreiben
Als Motto in mein Testament:
„Der Frauen Sanftmuth ist oft nicht geheuer!"

Robert.

Und ich: „Was wohlfeil scheint, ist immer theuer."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

———

„Kommen" und „Gehen".

(Etymologische Menuet dieser beiden Wörtchen.)

Kommen.

Ich heiße „Kommen", bin von gutem Haus,
Und mein Geschlecht ist ohne Tadel,
Zwei Sylben machen meine Ahnen aus,
Von echtem, unverfälschtem Adel,
Und will man oft noch Sylben zu mir fügen,
Dann kann verletzen ich und auch vergnügen.

Gehen.

Ich heiße „Gehen", bin ein gutes Blut;
Geschwind und flink stets auf den Beinen,
Dem „Kommen" ist man oft nicht halb so gut,
Als eben mir und all' den Meinen,
Und will man mir noch manche Sylben schenken,
Dann mach' ich viel zu schaffen und zu denken.

Kommen.

Ja, ohne mich, auf Treue und auf Ehr',
Wär' jetzt an Unterhaltung nicht zu denken;
Denn wenn kein Mensch gekommen wär',
Was sprächen wir vor leeren Bänken?
D'rum hab ich eine Sylbe vorgenommen,
Und trete freudig vor und heiß': „Willkommen!"

Gehen.

Auch ohne mich, auf Treue und auf Ehr',
Wär' vom Vergnügen heute nicht die Rede;
Wenn „Kunstsinn" hier nicht gangbar wär',
Es bliebe hier wohl leer und öde,
Und würd' ich das nicht freudig eingestehen,
Dann hieße man mit Recht mich ein „Vergehen!"

Kommen.

O gehe nur, Du wetterwendisch Wort,
Denn nimmer kannst Du Segen spenden.
Beliebter bleib' ich wahrlich immerfort,
Wie man mich drehen mag und wenden;
Das Wörtchen „unterkommen" ist stets gern gesehen,
Ein schrecklich Ding jedoch ist: „untergehen!"

Gehen.

O komme nur, Du heuchlerisches Wort!
Denn nimmer kannst Du Segen spenden:
Beliebter bleib' ich wahrlich immerfort,
Wie man mich drehen mag und wenden;
Wer „umzugehen" weiß, ist herzlich aufgenommen,
Jedoch entsetzlich ist es, „umzukommen!"

Kommen.

Wohl zu *weit gehen* können Manche oft,
Doch *zu weit kommen* kann man nicht im Leben,
Zum Zwecke *gehen* heißt oft falsch gehofft,
Zum Zwecke *kommen* kann das Herz erheben;
Fortgehen macht uns traurig oft, beklommen,
Vergnügt jedoch macht uns ein gut' *Fortkommen*.

Gehen.

Wie „geht's?" das klingt zum Gruße traut und wahr,
Wie „kömmt's?" verdrießlich klingt's und trübe;
Jemandem *nahe kommen* bringt Gefahr,
Jemandem *nahe gehen* zeigt von Liebe,
Um etwas kommen macht uns stets nur Wehen,
Viel angenehmer ist's, *um etwas gehen*.

Kommen.

Durchkommen ist ein Wort der Ehrlichkeit,
Durchgehen will dem Rufe nicht behagen,
Dahinterkommen, g'rad' ist's und gescheidt,
Doch *Hintergehen* will vom Bösen sagen,
Ausgeben kann beim Gelde niemals frommen,
Ein Glück jedoch ist's, damit *auszukommen*!

Gehen.

Was nützt uns das *Einkommen* doch fürwahr,
Wenn das *Eingehen* sich nicht recht will zeigen?
Selbst *niedergehen* kann die Sonne klar,
Doch *niederkommen*? davon laßt uns schweigen;
Loskommen kann aus Kerkern nur geschehen,
Zum Jubel heißt's, nun soll es recht *losgehen*.

Kommen.

Ob dieser Abend heut' Sie wird ergötzen?
Gesteh'n Sie selbst: darauf kömmt's an!

Gehen.

Doch würden wir uns auch schon glücklich schätzen,
Würd' auch von Ihnen nur gesagt: 's geht an!

Kommen.

Musik und Dichtkunst klopft bei Ihrer Nachsicht an,
Sie sollen heute sie zusammenkommen sehen.

Gehen.

Wohlan, so thue denn ein Jeder, was er kann,
Dann hoffen wir, es soll auch schon zusammengehen!

„Nehmen“ und „Geben“.

(Seitenstück zu „Kommen“ und „Gehen“.)

Nehmen.

Ich heiße „Nehmen“, zähle tausend Ahnen,
Mehr als der größte Edelmann;
Im Paradiese wehten meine Fahnen,
Schon Eva nahm den Apfel an;
D'rum habe ich die Freiheit mir genommen,
Und bin als Erstes nun hervorgekommen.

Geben.

Mich nennt man „*Geben*", ich bin hochgeboren,
Mein Adel ist mein eig'nes Ich:
Der Boden Deines Stammbaums geht verloren,
Der meine stützt auf Herzen sich;
D'rum darf ich wohl an Deiner Seite leben,
Und habe keck mich auch hieher *begeben*.

Nehmen.

Du keckes Wort, kannst Du mit mir Dich messen?
Wer *gibt* noch, wenn er nichts mehr hat?
Wo nichts ist, wird das *Geben* bald vergessen,
Zu *nehmen* wird man niemals satt.
Wenn wir *vernehmlich* sind, das wird bestehen,
Doch traurig wär's, *vergeblich* hier zu sprechen.

Geben.

Wie könntest „*Nehmen!*" Du denn existiren,
Wenn nicht vorerst das *Geben* wär'?
Hinnehmen kann zur Freudigkeit nicht führen,
Hingeben zeigt vom Glücke sehr.
Vernehmen, das verbittert oft das Leben,
Die schönste That jedoch ist: — das „*Vergeben*".

Nehmen.

Vergib also, daß ich Dich böse schelte,
Und *nimm* es wohlgemeint so hin,
Aufgeben zeigt von Wankelmuth und Kälte,
Aufnehmen zeigt von tapf'rem Sinn;
In dem *Begeben* liegt oft Spott zu Tadel,
Doch im *Benehmen* liegt der Seelenadel.

Gehen.

Nun denn: abnehmen bei den Dingen allen,
Macht angenehm das Leben nicht;
Jedoch: abgeben laß ich mir gefallen,
Weil das vom Ueberfluße spricht;
Mitnehmen will nicht immer wohl behagen,
Mitgeben wird kein Bräutigam beklagen.

Nehmen.

So schweig', Du Wort voll Trug in jedem Stücke,
Du gleißnerische Schlangenbrust!
Angeben ist ein Wort voll Heuchlertücke,
Annehmen schaffet Götterlust;
Eingeben wird vom Satan vorgenommen;
Doch nur von Engeln wird man eingenommen.

Geben.

So schweige Du, Du Wort voll Eigenliebe,
Du eingefleischter Egoist!
Das Herausnehmen spricht vom schlechten Triebe,
Das Herausgeben edler ist;
Nachnehmen spricht von gierigem Gemüthe,
Nachgeben spricht von Kopf und Herzensgüte.

Nehmen.

Und nun, mein Freund, zugeben muß der Schwache,
Weil er der Letzte stets im Brett,
Jedoch zunehmen, das ist meine Sache,
Dabei wird man doch dick und fett!
Ausgeben, wie fatal ist die Geschichte,
Ausnehmen, das bringt wahrlich beſſ're Früchte!

Geben.

O, o, mein Freund! nur nicht so aufgeblasen,
Nur ohne alle Leidenschaft!
Vernehmen können sich auch alte Basen,
Vorgeben zeigt von Männerkraft!
Wegnehmen, das kann auch der dumme Wilde,
Weggeben ist die Frucht der Herzensmilde.

Nehmen.

Doch, Freund, wir wollen lieber uns vereinen,
Wir sind ja beide nah' verwandt;
Man sieht ja stets beisammen uns erscheinen,
Die rechte und die linke Hand;
Und heute g'rad' will ich mich gern bequemen,
Daß heute geben süßer ist, als nehmen

Geben.

Doch süß ist's auch, zu nehmen sonder Ende,
Wo rings das edle Mitleid spricht,
Annehmlich doppelt wird die milde Spende,
Bemüht man sich vergebens nicht;
Wo Fürst und Volk jedes Herz) von Mildigkeit entglommen,
Wird stets bei solchem Werk Viel eingenommen.

Nehmen (zum Publikum.)

D'rum nehm' ich mir ein Herz und sprech' mit Beben,
Den Dank für Ihre Großmuth aus.

Geben (ebenso.)

Demselben Hochgefühl bin ich ergeben,
Erblicke ich das volle Haus;

Beide
(indem sie sich die Hände geben).

So wollen wir zusamm' uns nehmen alle,
Daß, was zusamm' wir geben, auch gefalle.

Männlich und Weiblich.

(Mann und Frau sitzen in zwei Winkeln des Zimmers.)

Der Mann.

Was weiblich ist und Weibernamen trägt,
Ist falsch und Falsches auch im Busen hegt!
Das ist ja klar und leicht beschreiblich:
Die Falschheit heißt's, denn sie ist weiblich.

Die Frau.

Was männlich ist und Männernamen trägt,
Nur Arges stets im rauhen Busen hegt!
Das ist ja klar, und unverkennlich:
Der Argwohn heißt's, und der ist männlich.

Der Mann.

Ein Weib, und wenn es zehn Mal schwört,
Hat immer doch den Mann bethört;
An Vielen hängt sie, glaubet mir:
Die Untreu' heißt's, das spricht dafür!

Die Frau.

Ein Mann, und wenn er zehnmal flucht,
Läßt doch kein Mädchen unversucht,

Gewechselt muß es immer sein:
Der Wechsel heißt's; — wer spricht hier: Nein?

Der Mann.

Ein Weib, das bleibt sich niemals gleich
Ist täuschend wie das Wetterreich,
Und lacht und weint zum Zeitvertreib:
Die Laune ist wohl auch ein Weib?

Die Frau.

Verdrießlich ist der Mann im Haus
Und zieht die Stirne finster kraus,
Er brummt, wo er nur immer kann:
Der Unmuth ist wohl auch ein Mann?

Der Mann.

Ist ein Geheimniß wo versteckt,
Das Weibchen d'rein ihr Näschen steckt,
Sie horcht und späh't und forschet schlau:
Die Neugier heißt's, man kennt die Frau!

Die Frau.

Zu Allem, was man spricht und denkt,
Ganz naseweis der Mann sich drängt,
Und schlägt sich oft die Stirne an:
Der Vorwitz heißt's, man kennt den Mann!

Der Mann.

Und was das Weib nicht All's verthut,
Bald einen Shawl, bald einen Hut!
Was wendet sie an Putz und Zier?
Die Mode ist ein weiblich Thier!

Die Frau.

Und was der Mann nicht All's verpraßt
Und zecht und trinkt mit seinem Gast,
Trinkt Wein und Punsch und Bairischbier:
Der Trunk ist ganz ein männlich Thier!

Der Mann.

Die Flittertage sind verrauscht,
Das Weibchen nun auf Zank nur lauscht;
In Weibsgestalt sieht dann der Mann
Die Hölle in der Nähe an!

Die Frau.

Die Flittertage sind vorbei,
Das Männchen wird nun wild und scheu;
In Mannsgestalt geht dann dem Weib
Der Teufel selber auf den Leib!

Der Mann
(näher rückend und einlenkend).

Zwar wird beim Weib, man muß gesteh'n,
Und weiblich oft auch das geseh'n,
Was zart und hold ins Leben scheint:
Die Schönheit sagt, wie ich's gemeint.

Die Frau
(auch näher rückend).

Zwar stellt den Mann, ich läugne nicht,
So manches Ding in schönes Licht,
Oft spricht sich Edles männlich aus:
Der Anstand ist beim Mann zu Haus.

Der Mann.

Das schönste Pflänzchen in der Welt,
Das Weib es in den Händen hält;
Wie heißt das Pflänzchen, zart gehegt?
Die Myrthe, die die Liebe pflegt!

Die Frau.

Das beste Reis im ganzen Land
Gedeiht nur unter Männerhand;
Wie heißt das Reis, so fruchtbeschwert?
Der Lorbeer, den der Ruhm genährt!

Der Mann
(aufstehend und zu ihr hintretend).

Doch der Gefühle Hochgefühl
Dem Weiblichen zu Theile fiel,
(vor ihr hinknieend)
Zu Deinen Füßen zieht es mich:
An die Versöhnung mahn' ich Dich!

Die Frau
(ihn aufhebend).

Du schließest mir den Mund recht schlau,
Das letzte Wort hat doch die Frau;
Und daß der Mann es dulden muß,
(indem sie ihn küßt)
Beweiset der Versöhnungskuß.

Die Maus, die Ratte und des Nachbars Frau.

Am Weihnachtsabend saß, wie immer,
Im schön erhellten Festtagszimmer
Herr Jobst schon manche traute Stunde
Bei seinem schönen Weibchen Gunde.
Bereitet lag in allen Ehren,
Was Christ dem Söhnchen will bescheeren,
Bei Scherz und Spiel — wer sollt's nicht glauben,
Auch unter manchem Küsserauben,
Beim Nüssespiel und Pfänderholen
Entfloh die Zeit auf leichten Sohlen.
Da raschelt etwas durch die Stube,
Und eine Maus schlüpft in die Grube,
„Ach, Weibchen, sieh' die Maus nur an!"
„Nein, eine Ratte, lieber Mann!"
„Nein, eine Maus, da hilft kein Sträuben!"
„O, bei der Ratte muß es bleiben!"
Und „Maus" und „Ratte" hört man schreien.
„Ha!" rief der Mann, „das soll Dich reuen!"
Er nimmt den Stock und zeigt ihr klar,
Daß eine Maus im Zimmer war.
Nun der Beweis bracht' es in's Reine,
Und, bald versöhnt bei Spiel und Weine,
Verlebte zärtlich dann das Pärchen
Ein bald durchküßtes Ehejährchen,
Und saß nach Jahr und Tag, wie immer,
Am Weihnachtsabend traut im Zimmer.
Daneben wohnt' ein Ehepaar,
Das kurz vorher in diesem Jahr

Von Moses Jüngern weggegangen,
Die heil'ge Taufe hat empfangen,
Und, Neuling noch in Cer'monien,
Den heil'gen Abend will vollziehen.
Da spricht der Mann zum Weibelein:
„Beim Nachbar schau' ins Fenster 'nein,
Und was Du siehst, bericht' mir treu,
Damit ich weiß, was thunlich sei."
Gesagt, gethan! und durch die Ritzen
Das Weib sieht unser Pärchen sitzen,
Und in dem Pfänderspiel, dem losen,
Sieht man sie wieder scherzen, kosen;
Und neckend fliegt von seinem Munde
Die Frage hin zum Weibchen Gunde:
„Und denkst Du noch, doch deut's nicht schief,
Wie jetzt ein Jahr die Maus hier lief?"
„Was? eine Maus? Da seht mir doch!
'Ne Ratte war's, ich seh' sie noch!"
„Nein, eine Maus, da hilft kein Sträuben!"
„Nein, bei der Ratte muß es bleiben!"
Und „Maus" und „Ratte" hört man schreien.
„Ha!" rief der Mann, „das soll dich reuen!"
Er nimmt den Stock und zeigt ihr klar,
Daß eine Maus lief jetzt ein Jahr.
Und wie den Stock just auf er blaut,
Des Nachbars Frau durch's Fenster schaut,
Und denkt zu ihrer Herzenspein,
Das muß wohl so Gebrauch hier sein!
Sie steigt betrübt vom Fenster nieder,
Dem Manne sagt kein Wort sie wieder.
„Beim Nachbar, Weibchen! was geschieht?"
Das Weibchen stumm zur Erde sieht,
„Wie ist, mein Kind, die Cer'monie?"
Stets stumm und sprachlos bleibet sie.

„So sprich doch, Weib! was ficht Dich an?
Was thut denn jetzt mein Nachbarsmann?“
Das Weibchen trüb' auf's Mieder sieht,
Er bittet, fleht, er droht, er sprüht;
Doch gar nichts sie zum Reden bringt,
Bis nach dem Stock er wüthend springt
Und wie der Nachbar es begann.
Da fragt sie endlich: „Lieber Mann!
Wenn den Gebrauch Du schon gekannt,
Was hast zum Fenster mich gesandt?“

Die guten und die schlechten Freier.

Sophie.

Ach, leider muß man wohl einmal
Sich einen Mann doch nehmen!
Ihr Mädchen alle hier im Saal,
Braucht d'rob Euch nicht zu schämen!
Wer je ein Mädchen war,
Dem ist es klar.

Louise.

Doch sollt Ihr fortan nicht so blind
Mehr unter Männern wählen;
Denn wahrlich, heut zu Tage sind
Die guten leicht zu zählen:
Dem jetzt den Stab mein Liedchen bricht,
Den nehmet nicht!

Sophie.

Gibt meine Schwester Zeichen Euch,
Die Bösen zu vermeiden,
Lehr' ich die Guten alsogleich
Von ihnen unterscheiden;
Rühm' ich Euch einen an,
Den nehmt zum Mann!

Louise.

Sieht Euch ein Mann zum ersten Mal
Und spricht schon von Gefühlen,
Von Himmelslust und Höllenqual,
Von Kopf- und Brustzerwühlen;
Dem's Herz sogleich zerbricht:
Den nehmet nicht!

Sophie.

Doch kann dem Jüngling, der Euch sieht,
Kein Wort vom Munde rücken,
Wenn er voll Scheu zurück sich zieht,
Und sieht mit halben Blicken
Euch nur verstohlen an:
Den nehmt zum Mann!

Louise.

Wer immer vor dem Spiegel steht,
Den Leib zusammenschnüret,
Wie in die Uniform genäht,
Ein Modenbild formiret,
Wer von Pomaden riecht:
Den nehmet nicht!

Sophie.

Doch der mit Putz die Zeit nicht füllt,
Geht nur in simplem Rocke,
Der nicht ein alt Familienbild
Und auch nicht eine Docke,
Stets hält die Mittelbahn:
Den nehmt zum Mann!

Louise.

Wer stets des Wortes süßen Brei
Will aus Romanen schneiden,
Wer Euch umsaust mit Schwärmerei
Aus weiland Werthers Leiden,
Wer als Souffleur nur spricht:
Den nehmet nicht!

Sophie.

Doch der Euch heute nicht citirt,
Was gestern er gelesen,
Wie er auch immer abonnirt
Auf Klassiker gewesen;
Der schweigt und doch was kann:
Den nehmt zum Mann!

Louise.

Der bei dem Eintritt ins Parquet
Gleich in den Logen suchet,
Das Schöpfchen streicht sich wundernett,
„Wie leer ist's hier!" (an die Stirne fahrend) —
dann fluchet,
Der mit Lorgnetten ficht:
Den nehmet nicht!

Sophie.

Doch wer blos auf die Bühne schaut,
Und nicht in die Coulisse,
Der an dem Inhalt sich erbaut,
Und nicht an der Actrice,
Der nie zu klatschen erst begann:
Den nehmt zum Mann!

Louise.

Wer das Concert blos frequentirt,
Um auf und ab zu wandern,
Die Damenfronte defilirt,
Von einer zu der andern,
Zu Jeder mit den Augen spricht:
Den nehmet nicht!

Sophie.

Doch wer blos singen hören will,
Nicht kommt der Säng'rin halber,
Kaum wissend, ob ihr Hut mit Tüll,
Ein lichter oder falber;
Der niemals im Applaus zerrann:
Den nehmt zum Mann!

Louise.

Der, wenn er wirbt um Eure Hand,
Ganz süßlich für Euch lebet,
Und oft selbst Euren Unverstand
Zum Himmel hoch erhebet;
Der Saus und Braus verspricht:
Den nehmet nicht!

Sophie.

Doch der nicht prahlt, wenn er Euch freit,
Nicht gold'ne Berg' Euch pinselt,
Und wenn Ihr oft voll Launen seid,
Nicht duldsam vor Euch winselt,
Der Euch straft dann und wann:
Den nehmt zum Mann!

Louise.

Nun, Mädchen, könnt Ihr wohl einmal
Nach diesem Lied Euch richten;
Doch alle Männer hier im Saal
Wird's schwerlich sich verpflichten.
Der nicht klatscht, weil's ihn sticht:
Den nehmet nicht!

Sophie.

Doch jeder Mann, der nach dem Lied
Darf kühn um Mädchen freien,
Wird ungetroffen im Gemüth
Mir seinen Beifall weihen;
Wer jetzt brav klatschen kann:
Den nehmt zum Mann!

Ehe-Whist und Liebe-Boston.

Boston.

Das ganze Leben bis zum Grab
Hat Kartenspielmanieren,
Das Schicksal hebt die Karten ab,
Der Zufall muß meliren;
Dem Glücklichen jed' Spiel geräth,
Wer Unglück hat, ist immer — bête!

Whist.

Zum Einsatz nehmen wir die Zeit
Und können's kaum erwarten,
An uns'rer Seite sitzt der Neid,
Und schaut uns in die Karten;
Und immerfort legt Jedermann
Die Hoffnungen als Marken an!

Boston.

Die Liebe fängt wie Boston an,
Nach meiner Ueberzeugung,
Da wählet und begleitet man
Nach bloßer Herzensneigung;
Wer uns recht nah' am Herzen ist,
Dem sind wir immer gerne Whist!

Whist.

Die Ehe ist das Whistspiel ganz,
Da kann man nicht mehr wählen:
Man muß nun schon den ganzen Tanz
Auf seinen Partner zählen;

Bestimmt auch stets ist die Partie,
Man spielt zusamm' und passet nie!

Boston.

D'rum in der Ehe sicherlich
Viel Spiele nicht geriethen,
Doch, wie bei Boston, kann man sich
In Liebe überbieten;
Bei beiden gibt es keinen Scherz,
Und jeder Stich geht an das Herz.

Whist.

Im Whist und in der Ehe oft
Verfolgt das Spiel der Dritte;
Ach, es entdeckt sich unverhofft
Spät eine falsch' Invite,
Man invitirt oft selbst auf Coeur,
Doch unser Aid' hat keines mehr!

Boston.

Wie Boston fängt die Liebe an,
Man muß sogleich blockiren,
Wenn vis-à-vis die Tour begann,
Das Spiel fein prämeliren;
Die Stiche gibt uns Cupido,
Man spielet keck — grandissimo!

Whist.

Man hat bei Whist und Ehe auch
Vom Gegenspiel zu leiden;
Die Hinterhand — so ist es Brauch —
Kann nie der Mann vermeiden,
Die Frau macht immer die à tout,
Der Mann jedoch gibt stets nur zu.

Boston.

In Lieb' und Boston wird auch sein
Nur auf den Rock gesehen,
Sind Bub' und Dame ganz allein,
So ist's um ihn geschehen;
Doch ist die Dame Singleton,
So fällt sie mit dem Asse schon.

Whist.

In Whist und auch im Ehestand
Wird's Spiel maskirt getrieben;
Man glaubt, die Dame sei zur Hand,
Und find't die — böse Sieben;
Und fordert man nach seinem Sinn,
Ist stets die Frau renonce d'rin!

Boston.

In Lieb' und Boston soll man nicht
Vergebens sich forciren,
Und wenn es uns an Trumpf gebricht,
So muß man's fein couvriren;
Doch hat man die honneurs en main,
Gewinnt man seinen Souverain.

Whist.

Es ist gewiß, daß ich mit Recht
Die Ehe Whistspiel nenne;
Doch unser jetziges Geschlecht,
Das spielt es mit Cayenne;
Man weiß oft kaum noch, wenn und wie,
Gewinnt, verliert man die Partie!

Boston.

In Lieb' und Boston, wie gesagt,
Muß man auf Pfiffe sinnen,
Bei Lieb' und Karten frisch gewagt,
Macht immer es gewinnen;
Doch fehlt Figur, dann ist es schwer,
Man spielt dann immer grand' misère!

Whist.

Ganz ist Cayenne — Whist die Eh',
Das ist ja leicht zu fassen;
Der Frau muß man mit innerm Weh
Sein Spielchen überlassen;
Die macht dann oft sehr schlecht Couleur,
Der Mann verliert d'rob die Honneur!

Boston.

Was süß bei Lieb' und Boston ist,
Der Wechsel ist es eben.

Whist.

Die Ehe ist ein festes Whist,
Der Robber für das Leben!

Boston.

Doch bleibt, wer nie ein Herz bezwang,
Misère-général' sein Lebelang.

Whist.

Der Hagelstolz, der stets allein,
Wird endlich ganz groß Schlemm doch sein.

Beide.

Wer Lieb' und Eh' vereinigt sah,
Gewinnt das Spiel: Concordia!

„Na!“

(Ein einsylbiger Roman.)

Man glaubt gewöhnlich so im Leben,
Es käm' nur auf die Größe an;
Ich aber will ein Beispiel geben,
Daß oft das Kleinste groß sein kann.

Das Wörtchen „Na“, man sollte meinen,
Von keinerlei Bedeutung spricht's,
Mit einer Sylbe zu erscheinen,
Das ist so gut ja wie ein Nichts;
Da kann man größ're Worte haben:
Der „Federmesser-Fabrikant“,
Der „Festungs-Mauer-Wassergraben“,
Der „Pulvermagazinen-Brand“,
Und noch mehr Worte so dergleichen,
Die wie Gebirge stehen da;
Und doch sind sie nicht zu vergleichen
Mit dem ganz winz'gen Wörtchen „Na!“

„Na!“ sagen Sie schon ungeduldig,
„Kömmt aber der Beweis noch nicht?“
„Na! nur Geduld, ich bin nicht schuldig,
Der Dichter schrieb so dies Gedicht.“

Im Wörtchen „Na“ liegt Lieb' und Schmollen,
Auch Vorwurf, Trotz und Schelmerei;
Versöhnung, Neigung, Lust und Grollen,
Cokettterie und Neckerei.

Nanette und die Tante sticken,
Nanette schaut durch's Fensterglas;
„Na!“ brummt die Tante, „welche Blicke!
Du Ungezog'ne! schickt sich das?“ —
„Na!“ sagt das Nichtchen, „welch' Vergehen,
Als ob das eine Sünde wär'!“
Doch nicht umsonst hat sie gesehen,
Denn ihr Geliebter kömmt daher;
„Wie kömmt er spät! Das soll er büßen!“
Schon wetterleuchtet ihr Gesicht,
Er stürzt herein zu ihren Füßen;
„Na!“ schmält sie, „ziere Dich nur nicht!
Wo Du geblieben, bleib' auch künftig,
Ich hab' Dich wahrlich nicht vermißt!“
„Na!“ fleht er, „Nettchen, sei vernünftig,
Ich weiß nicht, wie Du heute bist.“ —

„Na!“ schmollt sie, „hat sich was zu wissen,
Wenn der Patron bei Andern bleibt.“
„Na!“ ruft die Tant' vom Nähekissen,
„Wer weiß, wo der herum sich treibt!“ —
„Na, na!“ sagt er, „herumgetrieben?
Wo sie nicht ist, hab' ich nicht Ruh'.“ -
Sie blinzelt: „Na! wo bist geblieben?
So sprich, ich höre Dir ja zu.“ —
— „Ich bring' Dir etwas, rath' Nanette!“ —
„Du? na! das wird was Rares sein;“
— „Na, schau! es sind Concertbillete,
Ich führe morgen Dich hinein.“

Dergleichen, weiß man, muß versöhnen,
Sie lächelt schlau: „Na! so gib her!
Mein gutes Herz wird Dich verwöhnen,
Das Schmollen wird mir gar zu schwer.“
Er will versöhnt sie nun umfassen,
„Na!“ ruft sie aus und kehrt sich weg.
„Na!“ schmeichelt er, will sie nicht lassen,
„Na, na!“ grollt sie, „das ist doch keck!“ —
Er will sie dringender umfangen;
„Na! Süße!“ fleht sein heißer Mund;
„Na denn!“ spricht sie, und reicht die Wangen
Dem Glücklichen zum Liebesbund.
„Na na! was für ein Liebgekose?!“
Ruft nun die Tante brummend aus;
„Na, Tantchen! hier ist eine Dose,
Dieß Prischen ist ein wahrer Schmaus.“
Sie bitten nun um ihren Segen
Und fleh'n: „Na, liebes Tantchen, na!“
Da schmunzelt sie: „Na! meinetwegen,
Da habt Ihr Euch, ich sage Ja!“ —
„Na endlich!“ rufen sie voll Freude,
Das ist doch noch ein Tantchen, na!“
„Schon gut!“ sagt sie, und wehret beide
Halblächelnd von sich ab: „Na, na!“
Nun wend' ich mich an Euch hier Alle,
Und frage: „Na! hab' ich nicht Recht? —
Wenn's auch zum Besten nicht gefalle,
Heißt's doch wohl: „Na! es ist nicht schlecht!“

Der Tod und sein Weib.

(Ein Schwank.)

Der Tod verklagte einst vor Jovis Thron,
Wie folgt, den weisen König Salomon:
„Herr! dieser weise König sprach,
Und Narren, Weise sagen's nach:
„„Ein böses Weib ist ärger als der Tod!""
Wird irgend Jemand nun von mir bedroht,
So lacht er mich noch höhnisch aus,
Es heißet nur von Haus zu Haus:
„Was droht der arme Wicht denn noch?
Ein böses Weib ist ärger doch!"
Als d'rauf der Tod voll Ingrimm schweigt,
Spricht Salomon, das Knie gebeugt:
„Befiehl, o Herr! daß er im Menschenleib
Auf Erden frei' ein Eheweib,
Und nennt er meinen Spruch noch dann bizarr,
Dann ist der König Salomon ein Narr."
Und Jupiter, dem manche Erdenmaid
In's Götterauge Sand gestreut,
Sein »fiat« spricht. — Der Tod auch alsobald
Zur Erde steigt in Mannsgestalt,
Schulmeister gleich frisirt den Kopf,
Im rothen Rock und langen Zopf,
Und holte gleich im ersten Ort
Der Wand'rung eine Witwe fort,
Die kürzlich erst ins Paradies
Den sechsten Mann spazieren ließ.
Nachdem sie ihrem Veit und Max,
Dem Hinz und Kunz, dem Pold und Stax

Die Leichenred' erbaulich hielt
Und ihn dabei recht angeschielt,
Ging munter das verliebte Paar,
Zum Pfarrer hin und zum Altar.
Doch da erkannt' der Gottesknecht
An dürrer Hand den schlauen Hecht,
Und rufet ihn in's Kämmerlein:
„Herr! wollt Ihr hier getraut nun sein,
Versprecht mir, daß, wenn einst mein Stündlein
schlagt,
Ihr die Gestalt als Tod noch tragt:
Schulmeister gleich frisirt den Kopf,
Mit rothem Rock und langem Zopf!"

Der Tod verspricht's und alsogleich
Steht unser Paar in Hymens Reich.
Da leben sie auch kurze Zeit
In Frieden und in Einigkeit;
Er würzet ihr die liebe Eh'
Mit wenig Zank und viel Caffee;
Doch, kann ein Weib stets freundlich sein?
Die Weltgeschichte spricht hier: Nein!

Bald hört er, wie bei stiller Nacht
Ein sanft Gebet sein Weib vollbracht:
„O komm, Du freundlich lieber Tod,
Befreie mich von meiner Noth!"
Daß solch' Gebet verdrießlich macht,
Wird keinem Manne je verdacht.

Bald stellte sich nach Sonnenschein
Ein Handgemeng', ein Plänkeln ein,
Vom Plänkeln kam's zum Faustgefecht,
Und Sieger blieb — das schwach' Geschlecht.
Schulmeisters schöner Lockenzopf
Begoß ein heißer Suppentopf

Bald ward sein rothes Festtagskleid
Von Mehlgeschirren überschneit,
So, daß der Tod bald lendenlahm
Auf immer heilsam Reißaus nahm.
Er ließ auch dann der Jährchen zehn
Nichts hören von sich und nichts seh'n.
Da wird vom Pfarrer sie beschickt,
Den schon das Sterbestündchen drückt,
Der schwach und leise spricht zu ihr:
„Ach, gute Marthe, bleibt bei mir,
Versprecht mir, daß, bis ich erbleicht,
Ihr nimmermehr vom Bette weicht!
Dafür sollt Ihr auch ganz allein
Nach meinem Tod' mein Erbe sein."
Die Marthe, willig und bereit,
Pflanzt sich ans Bett commod' und breit,
Den Fliegenscheucher in der Hand,
Wie auf dem Posten ein Sergeant.
Da naht der Tod sich alsobald,
Wie er versprach, in Mannsgestalt:
Schulmeister gleich frisirt den Kopf,
Im rothen Rock und langen Zopf.
Und als er so in dieser Tracht
Beim Pfarrer still die Thür aufmacht,
Erkennt Frau Marthe ihren Mann
Und fängt zu lärmen wüthend an,
Indem sie faßt ihn am Genick:
„Ha! hab' ich Dich, Du Galgenstrick?"
Und „tausend Wetter Element!"
Begleiten dieses Compliment.
Da huscht der Tod zur Thür hinaus
Und denkt, sie geht wohl bald nach Haus!
Und tritt nach einem Stündchen fein
Beherzt bei seinem Opfer ein,

Da fliegt an Kopf ihm allzumal
Der Spucknapf und die Suppenschaal'.
Der Tod entflieht zu Jovis Thron!
Und ruft: „O recht sprach Salomon,
Ich trau' mich nicht an Pfarrers Leib,
Denn an dem Bette sitzt mein Weib!
Doch, daß ich bald das Ende schau',
Hol' ich als Tod erst meine Frau!“
Wie man vernimmt, hat seit der Zeit
Der Tod auch nimmermehr gefreit;
Doch, daß er einst ein Eh'mann war,
Zeigt sein Gerippe hell und klar.

Frauenherz und Eisenbahn.

Ein Frauenherz und eine Eisenbahn, sie gleichen
Sich alle beid' fast auf das Haar;
Wer so mit beiden fährt, ist gar nicht mehr sein eigen,
Der fremden Macht gehört er ganz und gar,
Den eig'nen Willen muß man ganz vergessen,
Ist man auf beiden einmal — aufgesessen.

Bevor man so ein Frauenherz befahren,
Da geht's mit seinen Actien Halloh!
Doch fängt man endlich an, darauf zu fahren,
So fahr'n die Actien zurück: o ho!
Trotz Passagier und allem Larifari
Steh'n doch die Herzensactien niemals — pari!

Ein Frauenherz geht vorwärts, ungezügelt,
Es trotzt der Zeit, dem Elementenkampf,
Und die geheime Kraft, die seinen Lauf beflügelt,
Ist, wie bei einer Eisenbahn: — der Dampf,
Will es geschwinder noch in seinem Lauf von dannen,
Braucht's einen Hausdampf nur noch vorzuspannen.

Ja, mit dem Hausdampf ist gar nicht zu scherzen,
Er schnaubt und pfeift in seiner Seele tief,
Und schleppt oft sechzehn leere Frauenherzen
Gleich fort mit sich, wie ein Locomotiv,
Und ist das Frauenherz nicht weit gescheidter,
So kommt mit lauter Pfiff er immer weiter.

Ein Frauenherz weiß seine Fahrt schon zu belohnen,
Macht bei dem Hauptziel manchen Nebenschritt,
Es macht gar oft so — Zwischenstationen —
Und nimmt noch nebenbei so Manchen mit,
Und mit der Zeit, so will's bisweilen uns gemahnen,
Baut sich das Frauenherz auch — Flügelbahnen.

Die Billetdoux zur Fahrt bekömmt man durch die Casse,
Sie spielen alle Farben: gelb und grau und grün,
Wer mehr bezahlt, bekömmt die erste Classe,
Doch deshalb fahren sie nicht besser d'rin.
Und wollt Ihr in die Frauenherzen schauen,
So sitzen in der dritten Class' — die Grauen.

Hat man das Frauenherz versäumt nur die Sekunde,
So geht es ab; da hilft kein Rasen, Schrei'n;
Doch laufe man nicht nach, man warte eine Stunde,
Dann kömmt's zurück und ladet ein;

Oft sagt's: „Ich fahre ab!" und wartet doch noch häufig,
Im Technischen heißt das: „Der Zug geht so bei-
läufig!"

Jedoch man muß gesteh'n, Sie werden schon erlauben,
Die Frauenherzen sind sehr frequentirt;
Man braucht sich nach der Fahrt nicht abzustauben,
Besonders schnell wird man da expedirt;
Im Gegentheil, man hat kaum Platz genommen,
So ruft man schon: „Ach Gott, wie bin ich ange-
kommen!"

(Zum Publikum.)

Nicht wahr, jetzt lachen Sie wohl, meine Herren,
Weil es den Frauen gilt, ich selber sag',
Ich bitte Sie, zu viel sich nicht darauf zu sperren,
Wer weiß, was von dem Mann zu sagen ich vermag!
Ach! Sie erschrecken? Gut! ich lasse Gnad' ergehen,
Jedoch, geborgt ist nicht geschenkt — auf Wieder-
sehen! (Ab.)

(Beim Hervorrufen.)

Wie! Hör' ich recht? Ich soll noch einmal kommen,
Sie fürchten meine letzten Worte nicht?
Wohlan! Zuerst schön' Dank! [illegible] und nun hab'
ich mir vorgenommen
— Und wie gerufen kömmt mir die Geschicht' —
Ich rede jetzt, und drehte mir auch [illegible],
Vom Mannesherzen, vom [illegible] der Schöpfung.

Ein Männerherz — darauf muß ich mich spreitzen,
Ein Männerherz ist gleich der Eisenbahn,
Man muß das Männerherz beständig heizen,
Und alle Augenblicke schnaubt es grob uns an,
Und nöthig sind ihm oft die bösen Zangen,
Denn sonst ist gleich sein Feuer ausgegangen.

Ein Männerherz ist ein Waggon, ein breiter,
Man rückt da dutzendweise nur heran,
Wahr ist's, man kömmt damit wohl immer weiter,
Denn so ein Männerherz — das hält nicht an —!
Und mit dem Billetdoux geht's zu! ich wette,
Auch ohne Platz vergibt es noch Billete.

Ja, solch' ein Männerherz hat Vorzug, unverhohlen,
Noch vor der Eisenbahn wohl irgendwo,
Man braucht kein Holz, braucht keine Kohlen,
Ein Männerherz, das heizt man auch mit — Stroh.
Kurzum, es gleicht der Eisenbahn in allen Arten,
Denn, wenn man will, macht es auch — Extrafahrten.

(Zum Publikum.)

Ist's wahr? Hab' ich nicht recht? Was sagt mir Ihre Miene?
Ich weiß, Sie nehmen mir den Scherz nicht schief!
Ich, ich kann nichts dafür, ich bin blos die Maschine,
Der Dichter, von dem's stammt, ist die Locomotiv'!
Sind Sie, Verehrteste, mit mir nicht gut gefahren,
Soll die Locomotiv' von mir es schon erfahren.

„Singe, wem Gesang gegeben!“

(Eine declam. Gesangs-Etude.)

„Singe, wem Gesang gegeben!“
Heißt ein deutsches Dichterwort,
Und so singt denn Alles eben
Auf Spektakel und auf Mord.
Denn es singen nicht nur jene,
Denen Sang gegeben war,
Nicht nur Nachtigallen, Schwäne,
Nicht allein der Lerchen Schaar;
Singen kann man Alles sehen, —
Hören aber nicht, fürwahr —
Gänse, Enten, Raben, Krähen,
Wiedehopf und Kasuar.
Denn in unsern Singvereinen
Singen Kinder schon Tenor;
Wenn Papa hat die Valuta
Auf der Börse zugesetzt,
Wird die Tochter assoluta
Auf's Theater 'naufgesetzt;
Wenn der Mann die Frau verlassen,
Weil er keine Stimm' im Haus,
Rächt er sich an allen Classen,
Schreit sich in der Oper aus.
Ach ja! Wahr ist's! Das sind Wonnen!
Wenn man bei der Oper ist.
Ach ja! Zu den Primadonnen
Hatt' ich stets ein groß' Gelüst.

Beifall hört man nur in Opern,
Und sie stöhnen: „Ach!“ — „Charmant!“ —
Und die Männer schlagen Knoppern
Sich vor Jubel an der Hand;
Und die Frauen zucken, nicken
Mit dem Köpfchen ohne Ruh',
Senken's, heben's mit Verzücken
Wie ein kranker Kakadu.
Ist die Stimme ganz rebellisch,
Kann man singen gar kein Stück,
Reis't man fort und macht sich wällisch,
Kömmt als Prima dann zurück.
Ach, ich brächte gern ein Opfer,
Gäb' das Schauspiel gern in Kauf,
Nehmen mich die Notenstopfer
Nur in ihre Gilde auf!
Kömmt man doch durch Goeth' und Schiller
Nicht zu Geld und Renommé;
Doch kauft man sich für 'nen Triller
Bald ein Gut am Comer-See.
Ja, ich will's jetzt auch probiren,
Bin zu Haus ja, und allein,
Niemand kann mich recensiren,
Ich versuch' jetzt mein Latein.

Was sing' ich geschwind — von Hayden?
(Sie singt etwas aus der „Schöpfung“.)
Das ist classisch? — Fort damit!
Mozart? Gluck? — Von diesen beiden?
(Sie singt wieder einige Noten.)
Damit macht man keinen Schnitt.
Sing' ich zum Pianoforte
Lieder, die kein Geist vermocht,

Man heißt's „Lieder ohne Worte“
Oder „Kerzen ohne Docht“.
Nein, ich will nicht viel riskiren,
Möglich, daß mich Jemand hört;
Will ein Liedchen blos probiren,
Nicht zu seicht, nicht zu gelehrt.
— Doch — ach — Gott, es ist entsetzlich! —
Annonciren muß ich mich,
„Unwohl — heiser — bin ich — plötzlich —“
Bitt' um Nachsicht inniglich.
(Setzt sich und singt.)

(Beim Herausrufen.)
Wie? Sie haben mich gehört und applaudiren?
Ach, das muß mich freu'n, das muß mich rühren,
Und da Sie mich rufen, sicherlich,
Hab' ich alle Stimmen hier für mich,
Gegen mich vielleicht nur Eine,
Welche? — Meine! —

Splitter und Balken.

(Gelegenheits-Spaß zur Declamation in halblocalem Dialect.)

Viel Richter gibt es auf der Welt,
Man nennt sie Splitterrichter;
Wenn Jemand was ins Auge fällt,
So schneiden sie Gesichter

Und ziehen gleich den Splitter aus
Und tragen ihn von Haus zu Haus,
Und fragt man so 'ne Fledermaus:
„Was sind Splitter und was Balken?"
— So stehen's da wie Talken!

Ein Eh'paar schmollt ein Bischen g'rad',
Da kommt dazu ein Dritter,
Der trägt's dann aus, so früh als spat,
Und 's war doch nur ein Splitter.
Kommt er zu Haus zu seinem Weib,
Fährt sie ihm höllisch auf den Leib,
Daß er nit hinter'm Ofen bleib',
Und sagen Sie auch zehn Mal: „Nein!"
Ich sag': „Da muß ein kleiner Balken sein!"

„Die Nachbarsleut'," so sagt zum Manne die
Frau Mahm:
„Die leben gar nit bitter,
In Wochentagen essen's Millirahm;"
Das ist doch nur ein Splitter.
Ihr Mann, ein Wächter auf der Eisenbahn,
Beacht't gar nit des Weibes Bahn,
Und sie ißt täglich nur Fasan.
Und sagen Sie mir zehn Mal: „Nein!"
Da d'runter muß ein Balken sein.

„Mein Kind," so sagt das Weib zum Mann,
„Die, die da d'rüben hat an Ritter;
Denn er begleit't sie wie 'n Galan;"
Das ist doch nur ein Splitter.
Doch kommt er früh nach Haus, oh weh!
Da sitzen zwo auf'm Canapee,
Und diskurir'n von Wind und Schnee.

Und sagen Sie mir zehn Mal: „Nein!"
Im Canapee da muß ein Balken sein!

„Ich hab' kein Geld," so sagt der Mann,
„Für lauter Band und Flitter,"
Und fährt dabei die Frau recht an;
Das ist doch nur ein Splitter.
Allein der hübschen Gouvernant',
Der schenkt er oft ein Seideng'wand,
„Den Kindern z'Lieb'", wie er's genannt.
Und sagen Sie mir zehn Mal: „Nein!"
In dieser Kind'slieb' muß ein Balken sein.

Manch' Recensent, der führt sein Amt
So scharf als wie ein Schnitter,
Hat Manches schonungslos verdammt,
Und 's war doch nur ein Splitter.
Doch manchmal über schlechtes Zeug,
Da macht er einen mürben Teig
Mit Zuckerkant und Lorbeerzweig;
Und sagen Sie mir zehn Mal: „Nein!"
Im Zucker muß ein Balken sein.

Durch Unglück macht ein Mann Bankrott,
Dann kommt sogleich das G'witter;
„Er trank Champagner, lebte flott!"
Und 's war doch nur ein Splitter.
Doch sein Cassier, jetzt Millionär,
Ja, dem erzeugt man alle Ehr'
Und „Hochverehrter!" hin und her;
Und sagen Sie mir zehn Mal: „Nein!"
Solch' Balken gibt es allgemein.

Das Menschenleben anzuschau'n,
Aus Schmerz und Lust ein Zwitter;
Der Maibaum und der Distelzaun,
Sie haben Blüthen und auch Splitter.
Doch endlich kommt Freund Hain herauf,
Zieht alle Splitter aus in Hauf,
Und legt ein Bischen Erde d'rauf,
Und in dem kleinen, kleinen Schrein
Wird das der letzte Balken sein.

Schwimm-Lectionen auf dem Trocknen.

Das Wasser ist die Losung jetzt zur Stunde,
Nur „Wasser!" schreit die ganze Welt,
In's Wasser schickt man Kranke und Gesunde,
Das Wasser kostet jetzt das meiste Geld;
Nicht zeitgemäß ist es, mit Wein den Durst zu löschen.
Wer Zeitgeist hat, der trinkt jetzt mit den Fröschen!

Der alten Heilkunst schießt man eine Breche,
Das neueste System ist pudelnaß,
Die Kranken werden jetzt tractirt wie Wäsche,
Die Medicin, das ist das Wasserfaß;
Man wird geseift, gewalkt, gestriegelt,
Getrocknet, eingeschlagen und gebügelt.

Der Hoffnungslose stürzt nicht sich ins Wasser,
O nein, er stürzt das Wasser jetzt in sich!
Wie glücklich sind jetzt Dichter und Verfasser,
Ein jeder sagt: „Mein Gräfenberg bin ich!"

Die Heilkunst bracht' es endlich schon zuwegen,
Die Leut' wie — Wassergurken einzulegen!

Doch wässert man jetzt nicht nur Patienten,
Auch die Gesunden müssen in das Wasser 'nein,
Wir schwimmen um die Wette mit den Enten,
Wir holen schwimmend jeden Karpfen ein;
Geht's fort so und die Menschheit wird noch älter,
So fängt man bald die Menschen aus dem Kelter.

Ja schwimmen muß jetzt männlich, weiblich, sächlich,
Der ganzen Welt geht's Wasser schon zum Mund!
Es ist curios, man ist so oberflächlich,
Und geht trotz alledem so leicht zu Grund.
Ein jeder Stand in allen Erdenregionen
Nimmt jetzt in seinem Fach — Schwimm-Lectionen.

Wenn auf der Handelsbörse wir jetzt gehen
Zur Geisterstunde — zwischen Zwölf und Ein —
Da kann man eine große Schwimmschul' sehen,
Da schwimmt, und plätschert, rudert Groß und Klein,
Und Mancher kann gar nicht auf's Trockne kommen,
Das kommt daher, er hat sich festgeschwommen!

Sie machen Sprüng' in allerlei Gestalten,
Und Mancher springt so hoch fast wie ein Haus,
Sie schwimmen stark — um oben sich zu halten,
Doch Manchem geht gar bald der Athem aus,
Der springt vom Tamrelin — doch, trotz der Mühen,
Sinkt er hinab; wer wird heraus ihn ziehen?

Das Schauspiel auch, man sieht's all' Augenblicke,
Was wird es sonst als eine Schwimmschul' sein!

Der Herr Director hält die Kunst am Stricke,
Doch plumpt er selber oft hinein,
Er rudert noch herum mit den Genossen,
Er kommt wohl noch heraus, doch wie begossen!

Die Liebe selbst — es klingt fast nicht geheuer —
Gleicht einer Schwimmschul', das ist sonnenklar,
Doch die Lectionen, die sind etwas theuer,
Und gute Schwimmer sind unmenschlich rar;
Die Meister muß man da besonders honoriren,
Weil, statt am Strick, die uns am Bandel führen!

Beim Lieben gibt es immer Schwimmerscenen,
Das liebend' Herz schwimmt erst in Trunkenheit,
Das liebend' Aug' schwimmt dann in lauter Thränen,
Das liebend' Paar, das schwimmt in Seligkeit;
Und ist die Liebe bis zur Eh' gekommen,
Wird umgekehrt und gleich zurückgeschwommen!

Das Declamiren auch ist wie das Schwimmen,
Man fragt erst, wie viel Grad die Dichtung hat?
In tiefer Dichtung, da läßt's gut sich schwimmen,
Doch seichte Dichtung macht den Schwimmer matt;
Und ist man fertig und betritt das Ufer —
So sind die beste Stärkung — Braverufer. (Ab.)

Repetitions-Strophen.

Wie? brauchen Sie noch Lectionen?
Sie lernen etwas hart, bei meiner Treu!
Die Männer wollt' ich heute schonen,
Allein sie rufen mit Gewalt ihr Loos herbei!

Wohlan! Verehrte Schüler! Hochgeschätzte!
Gebt Acht auf meine Lection, es ist die letzte!

Das erste Tempo heißt: „Das Knie gebogen!"
Das zweite heißt: „Gefaltet fromm die Hand!"
Das dritte heißt: „In großen Bogen
Beschreib' der Mann, was er empfand!"
Und mit dem größten Tempo wird beschlossen:
„Den Mund, den halte man stets fein geschlossen!"

Allein wie kurzathmig sind doch die Liebesschwimmer!
Es ist, als hätte Jedermann den Dampf,
Sie schwimmen kaum in Lieb' so weit als wie ein Zimmer,
Ach, so bekommen sie sogleich den Krampf!
Die Liebes-Tempi auf der alten Amati,
Sind bei den Männern jetzt: tempi passati.

Das ist da gewesen und das ist noch nicht dagewesen.

Er.

Der Winter kömmt, Lawinen gehen nieder,
Im schweren Schlummer liegt Natur wie Blei,
„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder",
Nur die Concerte blühen immer frisch und neu.
Die Akad'mien sind jetzt unsre Winterrosen,
Es schneit Artisten, regnet Virtuosen,

Und Wunderkinder wiegen sich in unsern Ohren,
Von denen jetzt werden nur Drillinge geboren;
Man geht gelangweilt fort von all' dem Klimperwesen,
Und sagt verdrießlich: „Das ist auch schon da gewesen!"

Sie.

Doch gibt's im Leben viel curiose Dinge,
Die vormals noch nicht dagewesen sind;
Daß ich ein Beispiel nur geschwind jetzt bringe:
Die Wasserheildoctoren, hochgesinnt,
Die waren im Verein zusamm'gekommen,
Ein Jeder hat ein Faß voll Wasser mitgenommen,
Ganz Deutschland horchte auf das Weltereigniß;
Ich aber sah das große Weinverzeichniß,
Das sie zum Wassertrinken durchgelesen,
Und muß gestehen: „Das ist noch nicht da gewesen!"

Er.

Ein neues Stück erscheinet endlich noch nach Jahren,
Die Künstler geben sich die größte Müh',
Das Publikum, es strömt herbei in ganzen Schaaren,
Gefüllt sind Logen wohl, Parterr' und Galerie;
Man lacht, man hört nicht auf zu applaudiren,
Man glaubt, es müßt' die Leute amüsiren,
Der Recensent geht fort zu Wein und Schweizerkäsen,
Und sagt nichts weiter, als: „Das ist schon da gewesen!"

Sie.

Ein Stück fällt durch, und allgemeiner Tadel
Spricht laut sich aus im Bühnenpublikum,
Die Sprache matt, der Inhalt ohne Adel,
Die Charactere flach, die Lösung dumm;

Glaubt Ihr, dem Dichter gingen endlich auf die Augen?
Er sag' vielleicht: „Das Ding mag doch so viel nicht
taugen,"
Und: „Der Kritiker tadelt's nicht aus bloßem Bösen?"
Glaubt Ihr das wohl? „Nein, das ist noch nicht da
gewesen!"

Er.

Mathilde sitzt, wie eine Rose blühend,
Im Abendkreise, spannend auf ihr vis-à-vis.
Und ihr zur Seite Emil, ganz von Liebe glühend,
Und schwört, er lieb' allein nur sie,
Und spricht: „O, wenn Sie wüßten, welch' ein süß Behagen
Es ist, ein liebend Bild im Herzen tragen!"
Doch sie erwidert mit naivem Wesen:
„Ach! das ist alles längst schon da gewesen!"

Sie.

Sabine schmollt, er liegt zu ihren Füßen,
Ein Körbchen voll Geschenke bringt er ihr;
„Vergib, mein Herz, ich will ja gerne büßen,
Aus diesem wähl' das Allerschönste Dir!
Denn solche Lieb', wie die zu Dir entbronnen,
War noch nicht da im Lauf der Weltensonnen!"
„Ich glaub's," sagt sie, als sie das Schönste ausgelesen,
„Ja, mein Geliebter, das ist noch nicht da gewesen!"

Er.

Wenn man die Rose einmal hat gerochen,
Wenn einmal uns entflammt die Gluth,
Wenn ein Gedicht man einmal hat gesprochen,
Wenn nur einmal man aufgehabt den Hut,
Wenn man nur einmal uns vergöttert,
Wird man auf einmal auch entblättert,

Da heißt's sogleich von Wien bis zu den Irokesen
Mit einer Stimme nur: „Schon alles da gewesen!"

Sie.

Zwar Vieles war schon da, zum Beispiel Sängerinnen,
Die ohne Stimme machten schrecklich viel Metall;
Zwar Vieles war schon da, zum Beispiel: Tänzerinnen,
An deren Wagen zog ein edler Menschenstall;
Jedoch, daß je ein Denker, ein Gelehrter,
Ein Dichter, war er auch ein vielbewährter,
Wär' ausgezeichnet wie die leeren Flitterwesen,
Beim Himmel! „Das ist noch nicht da gewesen!"

Er.

Es bildet, um was Großes zu vollführen,
Sich ein Verein mit Müh' und großem Fleiß;
Die Sammelbögen alle circuliren,
Ein Jeder sendet sie in seinen Kreis.
Da sitzt ein Filz, versteht sich, ein reicher,
Gefüllt mit Armenschweiß sind seine Speicher,
Er nimmt den Bogen, und nachdem er ihn gelesen,
Sagt nichts er, als: „Das ist schon da gewesen!"

Sie.

Man ist jetzt wie verrückt fast mit den Todten,
Auf Mozart und auf Haydn trinkt man Meere aus;
Von ihren Werken kauft man keine Noten,
Man kauft nur Lanner oder höchstens Strauß.
Wir haben Steine nur für Monumente;
Daß man jedoch das kleinste Steinchen gönnte
Zu einem Haus für den, der noch nicht ist verwesen,
Für Einen, der da lebet — „das ist noch nicht da gewesen!"

Er.

In einer Kunstausstellung auf und ab zu wandeln,
Ist ein Genuß, das heißt: man thut, als ob es einer wär';
Nur „Genrestück!" O Ochs und Kuh aus Flandern!
Und Besenbinder, Bettlerkarren sammt der Mähr',
O! hier ist die Natur natürlicher noch, als natürlich,
So ungenirt, so sans façon, so geistreich unmanierlich,
Man schaut es an, das Mauvais genre-Wesen,
Und denkt: „Natur, du bist zu oft schon da gewesen!"

Sie.

Ein Kranker liegt im Bett und weiß sich nicht zu rathen,
Der Extraposten gibt's jetzt viel ins — Unterland,
Gevatter Tod hat jetzt gar viele Pathen,
Homöopathen, Hydropathen, Pathen allerhand;
Bestimmt war ein Consilium, schon kömmt der Eine,
Und fragt: „War das Consilium nicht da um Neune?"
Der Kranke schöpft nun Hoffnung, zu genesen,
Und sagt: „Gott Lob! nein, das ist noch nicht da gewesen!"

(Beim Herausrufen.)

Sie sind zufrieden, schlagen in die Hände,
Sag' ich: „Sie sind zu mild. — Das ist ja eben da gewesen!"
Sie rufen uns heraus, wir kommen auch behende,
Und so mit Herzenslust, „als wären wir noch gar nicht da gewesen!"

Man macht dann einen Knix, das ist nicht zu vermeiden,
Man legt die Hand auf's Herz. „Das ist schon da ge-
wesen!"
Und ist der Dichter da, zeigt man auf ihn bescheiden;
Doch daß man's auch so meint, — „ist noch nie da ge-
wesen!"
Dann geben wir noch Zuwag ein'ge Zeilen,
Wie diese hier, und — „das auch schon da gewesen!"

Dann geh'n wir ab; doch ob wir aus dem Hause eilen,
Nicht noch einmal zu komm'n? — „Das ist noch nicht
da gewesen!"

Das alte Lied von der neuen Zeit.

Mit einem Lied der Zeit soll ich die Worte würzen?
Die Zeit ist gar kurios! Mir wird ganz bang!
Wenn ich versuch', sie jetzt hier zu verkürzen,
Wird sie dadurch vielleicht erst grad' recht lang!
Jedoch ich mach' es so wie and're Leut',
Wenn's nicht geräth, so that's der „Geist der Zeit".

Der „Geist der Zeit!" Ja, wer den Geist erfunden,
Der war gewiß ein grundgelehrter Mann;
Geht Alles schief, zu allen Lebensstunden,
Man hängt die Schuld dem Geist der Zeit nur an;

Wenn Jemand eine Dummheit macht, vier Finger breit,
Wer hat die Dummheit dann gemacht? Der Geist der Zeit.

Der Geist der Zeit? Ei was! Es gibt gar keinen;
O, glauben Sie es mir, es ist nicht wahr;
Die Zeit läßt keinen Geist erscheinen,
Und dann der Geist hat keine Zeit fürwahr.
Ein Jeder denket: „Du bist dumm und ich gescheidt,"
Und nennet den Gedanken: „Geist der Zeit".

Der Geist der Zeit, der ist ein gar curioser,
Sie malen ihn verschieden, die Genies;
Im blauen Igel schildert ihn der Moser,
Und Beranger beschreibt ihn in Paris;
Der Holzhau'r selbst, er spaltet keck sein Scheit
Und schimpft: „So spaltet sich der Geist der Zeit!"

Der Zeitgeist wirft in'n Zeitenstrom die Kiesel,
Und glaubt, er hält den Strom der Zeit nun auf;
Allein dadurch wird laut nur sein Geriesel,
Er murmelt immer lauter nur in seinem Lauf;
Man ruft dem Strome zu: „Halt auf! Woher? Wie weit?"
Der Strom geht über; das ist auch der Geist der Zeit!

Der Geist der Zeit hat lange still gegoren,
Er lag in Schmerz, in Qual zusamm'gekufft,
Er krümmte lange sich, und hat geboren
Ein Zwillingspaar, sie heißen „Dampf und Luft",
Der Geist der Zeit, das heißt: „Der Mensch im Kampf
Mit Actien auf Luft und Actien auf Dampf."

„Die Zeit wird mir zu kurz," sagt bald wohl Einer,
Doch Niemand sagt: „Zu kurz wird mir der Geist."
„Der Geist bringt Rosen," also sagt wohl Keiner,
„Die Zeit bringt Rosen," sagen Alle meist.

Und wo der Zeit ein Geist die Rosen knickt,
Da hat der Geist der Zeit an ihnen sich erquickt.

Der ein'ge Geist der Zeit, das ist die Mode,
Der Zeitgeist ist nur das, was Jeder g'rade trägt,
Die Zeit allein macht Alles zur Methode,
Und Geist hat der, der sich in ihr bewegt;
Der Zeitgeist sagt: „Man fährt bei Jemand vor
Und schickt statt sich die Karte mit dem — Ohr."

Der Geist verlangt, den Menschen zu gefallen,
Die alten Häuser einzureißen dort und hie,
Die Zeit sagt: „Wartet, bis von selbst sie fallen,
Allein dazu schickt auf die Börse sie!"
Der Hausherr nebenan wird's wahrlich nicht verweigern,
Denn dann kann mit dem Zeitgeist er den Zins auch steigern.

Geht in das Gasthaus man zum Mittagsessen,
Ist da der Zeitgeist als Homöopath;
Begehrt man Wein, so läuft der Zeitgeist unterdessen
Zum Keller schnell hinab als Hydropath,
Und wenn der Kellner dann die Rechnung zieht,
So ist's der Zeitgeist auch, der Alles doppelt sieht.

„Die ganze Welt soll schwimmen, auch die Frauen",
So will's der Zeitgeist oder das Geschick,
Und o, wie oft kann man sie schwimmend schauen,
Sie kommen oftmals gar nicht los von ihrem — Strick.
Der Zeitgeist spricht zum Mann: „Cigarren raucht!"
Weil zu Cigarren keinen Kopf man braucht.

Der Zeitgeist sagt wohl auch: „Man declamire;“
Allein mit Maß und rasch, und dann gleich fort!
Denn dauert's wiederum bis halber Viere,
So bleibt kein Hung'riger auf seinem Ort;
So spricht der Zeitgeist, und Sie schweigen? Gar kein
Wort?
Versuche schon, das heißt: „Schreit' du auch mit dem
Zeitgeist fort!“

Etuden.

„Etuden?“ Ja, das Wort ist jetzt modern, zwar nicht
chinesisch,
Nicht rococo, doch bei den Deutschen eingeübt,
Denn erstens ist dies deutsche Wort — französisch,
Wir habens nicht entlehnt, gediebt, wir habens — adoptirt.
Der Deutsche hat ein Vaterherz, ein leichtgerührtes,
Hört er wo ein unglücklich Wort, er adoptirt es.

„Etuden!“ Ja ein Wort, das man vor Jahren noch nicht
kannte,
Ein Wort, für's Affectiren recht gemacht,
Doch „Studien!“ Das Wort versteht ja nicht die Gouvernante,
Da würden wir von ihr nur ausgelacht,
Studiren! Ach, das klingt so deutsch, so diesseits rheinisch,
Dann heißt es auch „accedet“ auf gut Lateinisch.

Studen ist das Steckenpferd jetzt aller „Isten",
Die fühlen sich jetzunder ganz charmirt,
Hornisten, Pianisten, Harfenisten, Geigenisten
Und Alles, was das Hirn uns trepanirt;
Studiren ist so schwer, daß man es gar nicht könnte,
Brächt' man's zu wege nicht durch Instrumente.

Und weil es jetzt so gäng' und gebe ist im Leben,
Daß man studirt im Angesicht vom Publikum,
Genire ich mich heut' auch ganz und gar nicht eben,
Studire hier nur ein mein Künstlerthum.
Geschwind! 's ist Zeit schon! Est periculum in mora!
Wir Frauen absolviren blos die Humaniora!

Ich hab' studirt Cothurnum, — so zu sagen —
Die Stelzen von des hehen Stöckels Tragödie; —
Ich hab' studirt den Soccum, den sie tragen,
Das heißt, die woll'nen Socken in der Komödie,
Die Bühnen sind curiose Dicasterien,
Wer da gar nichts studirt, bekommt die längsten Ferien!

Mit deutschen Bühnen geht es wie mit alten Burgen,
Sie fallen ein, wie immer man sie renovirt,
Tantièmen nützen nichts und Dramaturgen;
Die Dichter selbst sind schon zu strapazirt,
Sie schreiben nicht für Thalien, nicht für Melpomenen,
Sie schreiben Rollen nur für Diesen und für Jenen.

Ach, wär' ich nicht ein Frauenzimmer und rangirte
Nach Herrn Linné zum schwächlichen Geschlecht',
Ich würde Recensent und ich tractirte
Die deutschen Bühnen so, wie ich es gerne möcht'!
So aber, da die eine Bühne täglich nur wird schlimmer,
Probir' ich's mit „Local". — „Es thut's halt nimmer!"

„Local-Etuden!" O wie oft studirt nicht eine schöne Dame
So auf ein Hochdeutsch, sieben Stockwerk hoch,
Daß mit Accent, dem reinsten, sie auskrame,
Was sie aus Modebüchern in sich sog,
Doch wie sie so schön deutsch spricht, wie aus einer Schachtel,
Versetzet ihr das Wienerische plötzlich eine „Dachtel!"

„O Frühling," schwärmet sie, „ich muß hinaus nach Baden,
Es hüllt Natur sich schön in ihre Feiertracht,
Die Blüthen und die Blumenkelche laden
Mich dringend ein mit ihrer Zaubermacht,
Daß ich des Morgens munter in den Düften wandel',
Und Abends geh' ich zu der „Milli-Mariandel!"

Dann redet vom Theater sie mit Mundverdrehen,
„Ach, gestern war ich in dem Volksstück d'raus,
Ach, das Jargon! Man kann sie kaum verstehen,
Man hält ja diesen Dialect kaum aus!
Mein Mann zwar lachte über diese Sprache der Barbaren,
Ich aber sagt' ihm! „Ach, laß mi aus mit dem
Schmarren!"

Am Putztisch sitzt sie und der Freund daneben,
Sie spricht von Poesie und Lit'ratur:
„In Schiller nur allein ist dichterisches Leben,
Da ist der Styl so klar, vom Fremden keine Spur,
Die Sprach' so rein, so zart, so klar und edel," —
Da sticht die Zofe sie; sie schreit: „Zwlampete Gredel!"

Geschmeidig ist die Sprach', genannt: die Wienerische,
Sie fügt sich gleich dem Witz und dem Gemüth,
Sie kann auch edel sein in ihres Kernes Frische,
Sie kann auch zärtlich sein in einem kleinen Lied.

Und duftig ist sie dem, der nur sie weiß zu pflegen
Wie's erste Veigerl auf den „Marzi-Regen!"

Auch zum Gesang ist sie, o lächeln Sie nicht höhnisch,
Auch im Gesange ist sie mild und sanft und weich,
Zwar nicht für den Salon, nicht italienisch,
Doch für ein Liebchen und ein Stübchen überreich,
Und sollt' es Sie, Verehrte, nicht ermüden,
Studir' ich hier noch einige Etuden.

(Hier wird ein Gesangsstück eingelegt.)

Doch still! Jetzt ist ja diese Saison, die Staggione,
Auch wälsche Oper, wie man lieber will,
Jetzt ist Saison für Spargel und Canzone.
Du einfach' G'sangl, du, sei mäuschenstill! —
D'rum leg' ich meine Stimme jetzund nieder;
Johanna geht; doch ruft man sie — so kehrt sie wieder.

Kalenderweisheit und Aprilnarren.

Der Lenz ist da, der Lenz mit seinen ersten Blüthen,
Die Veilchen blüh'n im März, die Narren im April;
O, im April, da sind die Narren gut zu miethen,
Da schickt man sie, wohin man selbst nur will.
Doch nur der Erste ist bestimmt zum Narrenfeste,
Denn nur bei Narren heißt's: „Der Erste ist der Beste!"

Ach, dem Kalender ist jetzund nicht mehr zu trauen!
Die Zeit läuft rasch, Kalender hat den Fuß verstaucht!
Neujahr! — da kann man jetzt an jeder Thüre schauen,
Daß keinem Menschen man was Gut's zu wünschen
braucht!
Ja, im Kalender steht wohl stets die alte Leier,
Doch, wenn sie „Frühling“ schreiben, wird das Holz erst
theuer!

Und was für Aberglauben sie verbreiten
Im Volk, das wird mit Worten kaum gemalt!
Im Februar heißt's: „Lichtmeß ist!“ und gleich zur
Seiten:
„Vom ersten Viertel wird der Zins bezahlt.“
Die Zeit ist nie jetzt an der Zeit, wenn Sie erlauben,
Allein es gibt schon Hausherrn, die so was noch glauben.

Dann heißt es „Faschings-Ende“, und dann wieder
„Fasten!“
Ja, im Kalender steht es so, doch anders auf dem Tisch!
Wir essen mit Parteigeist und dem Geist der Kasten! —
Wir nehmen Theil mehr an dem Ochsen, als am Fisch!
Und daß man für den Hausball seinen Schmuck verpfände,
Die Zeit fängt g'rade an am „Faschings-Ende!“

Im März, so heißt's, erwacht der Lenz und seine Sänger,
Erwacht Natur aus ihrem Schlaf, wie Blei;
Allein jetzt schlummert die Natur schon etwas länger,
Und Herr von Lenz der schnarcht oft noch im Mai.
Des Lenzes Sänger sind, wie alle jetzt — dramatisch,
Ganz fest auf'm Blatt, der Gesang ist problematisch.

Schön's Wetter gibt es, wenn an diesem, jenem Tage,
Der Bär ein wenig aus der Höhle geht:

Allein, auch das ist nur Kalendersage,
Wie jede Eh'frau das von selbst versteht,
Da geht der Bär aus seiner Höhl' tagtäglich,
Und doch gibt's Donnerwetter stets nachträglich.

Und weil der März vergeht mit Hoffen und mit Harren
Auf einen Frühling, der nicht kommen will,
Und Hoffen, Harren gar so Manchen macht zum Narren,
D'rum sind die Narren zeitig im April.
Man kann sie foppen, necken, schicken da am schlimmsten,
Denn die geschickten Narr'n, die sind auch stets die dümmsten.

„Die Frauen sind April," so sagen doch die Männer,
„Bald trüb, bald heiter, kühl jetzund und gleich d'rauf heiß!"
Und weil sie sind April, so schicken ihre Gönner
Am Ersten sie ein Bischen auf das Eis.
Aprilgeschickt sind stets die Hochgeschätzten,
Vom ersten Jänner bis December dann den letzten.

Der Jüngling fragt und fragt es zehnmal wieder:
Ob er gewiß auch allererste Liebe sei?
„Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder!"
Erwidert sie und senkt das nasse Aug' dabei.
Auf diese Art kann man mit Wort und Blicken
Am lichten Mai in den April sie schicken.

Nur keinen Narren soll man sich zum Eh'mann wählen,
Die sitzen überm Hals und stets zu Haus,
Man muß mit ihnen stets zu Haus sich quälen,
Denn Narren gehen nur das ganze Jahr nicht
aus!
Schickt man sie nicht in den April zuweilen,
Sind sie so ungeschickt, uns langzuweilen.

Kein Mensch kann ja dem Weltenloos entgehen:
In den April wird jeder Mensch geschickt,
Er mag nun fahren, reiten, kriechen, gehen,
Das kümmert den nicht, der ihn schickt.
Doch wunderbar! Ein Narr, der kriecht, kömmt oftmals weiter,
Als sonst ein Kluger kommt, und wär' er auch ein Reiter.

Am allermeisten doch, am allermehrsten
Schickt selber sich der Mensch in den April,
In dieser Hinsicht zählt er stets den ersten,
Da steht ihm der Kalendertag stets still.
Von einer Hoffnung schickt er sich zur andern,
Um bis zum Grabe stets April zu wandern.

Und — die Concerte jetzt und die Akademien,
Die schicken gar in den April bei Nacht.
Da sieht man, was die Künst' für *Lichter* ziehen,
Wenn man die Kunst so recht beim *Licht* betracht'.
Doch still! *Viel Lichter* seh' hier an allen Ecken,
Da muß sich so ein *kleines Lichtlein gleich verstecken!*

Hinter-dem-Ofen-Lieder.

1.

Bringet Holz, doch nicht vom weichen,
Bringet Holz von harten Eichen,
Deutsches Holz vom deutschen Stamme,
Daß da werde deutsche Flamme,
Daß da werde deutsche Lohe,
Weich zu kochen Deutschlands Rohe;

Denn es kommt ein hart gesinnter,
Eisbelad'ner, deutscher Winter;
Und es muß den Deutschen locken,
Hinterm Ofen deutsch zu hocken,
Hinterm Ofen deutsch zu wohnen.
Bringt das Holz der Urteutonen,
Gehet deutsche Knüppel lesen,
In den Spessart und Vogesen. —
Hermann's Geist mit Riesenschenkel,
Suche Holz für Deine Enkel!
Rübezahl muß klein es hacken,
Däumling auf den Rücken packen,
Daß die Deutschen deutschberathen,
Deutsch sich hinterm Ofen braten.
Deutsche Kachel, deutsche Breite
Deutscher, derber Ofenseite,
Mit dem dicken, runden Bauche,
Nimm' uns auf im deutschen Rauche!
Laß beim Saft vom deutschen Hopfen
Uns die Pfeife sinnend stopfen;
Laßt uns denken, tief wie Hegel,
Wie man deutsch wird nach der Regel;
Wie man, singend deutsche Strophen,
Deutschland frei macht hinterm Ofen;
Hinterm Ofen trachten, dichten!
Hinterm Ofen Lieder dichten!
Hinterm Ofen aufbegehren!
Hinterm Ofen weltbekehren!
Hinterm Ofen Weisheit greinen!
Hinterm Ofen Deutschland einen!
Hinterm Ofen Dome thürmen!
Hinterm Ofen Zukunft stürmen!
Hinterm Ofen, hinterm Ofen,
Bäckt man Deutschlands Katastrophen.

2.

Nehmet von den dicksten Stöcken,
Schichtet einen Scheiterhaufen,
Und die Stadt von allen Ecken
Soll zu meinem Ofen laufen!
Hoch auf soll die Flamme lodern!
Kommt herbei, Ihr Deutschlands-Schätzer!
Zu Gerichte will ich fodern
Einen großen, deutschen Ketzer;
Führt ihn her, den feisten Sünder,
Hand und Fuß müßt ihr ihm schnüren,
Weil er schon die kleinen Kinder
In der Schule will verführen.
Weil, so weit die deutsche Zunge
Auf der Erde ist verbreitet,
Dieser freche, dumme Junge
Deutsche auf den Abweg leitet. —
Bastard Du aus Irmin's Lenden,
Nicht vom deutschen Teut Entstammter,
In den Flammen sollst Du enden,
Du aus Deutschland fort Verdammter!
Räub'risch „D!" o Usurpator,
Willst Du steh'n an Deutschlands Spitze?!
Schon naht, Deutschland! dein Salvator,
Bringt Dein „T" zum Ehrensitze!
Werft das „D" mir in die Flamme! —
Ha! wie's lodert, knistert, prasselt!
Jetzund mit der deutschen Amme
Kömmt das „T" herangerasselt.
Vivat „T!" im Lorbeerkranze!
Deutschlands Wohl ist weich gebettet,
Und ich hab's im vollen Glanze
Hinterm Ofen hier gerettet.

3.

Deutsche Frauen, Damen, Zofen,
Mädchen, Witwen, Jungfern, Alte!
Kehrt vom Land zurück zum Ofen,
Er allein ist stets der Alte!
Er allein ist stets beständig,
Wie vor Jahren ist er heuer,
Und in seiner Brust beständig
Wohnt das keusche Herzensfeuer.

Müde seid Ihr wohl vom Schwärmen,
Satt habt ihr Romantik eben,
Sternlicht kann das Herz nicht wärmen,
Sehnsucht kann vom Thau nicht leben;
Tannendüfte will die Lunge,
Doch das Aug' will auch das Seine;
Mondschein ist ein lieber Junge,
Doch ihm fehlen Fleisch und Beine.

Manchmal zwar kömmt angeritten
So ein Schwarm Studenten-Futter,
Schwärmen für die Semmelschnitten,
Schwärmen für die gelbe Butter,
Tummeln sich mit uns im Freien,
Schaukeln sich mit uns im Nachen,
Doch zum Lieben, doch zum Freien,
Will nicht Einer Anstalt machen.

Tauben girren, Hühner gackern,
Auf das Feld zieht rasch die Sichel.
Auf den Bergen sieht man ackern
Und im Thal macht Heu der Michel;
Blumensträuße, wie die Riesen,
Gold'ne Fischlein im Behälter;
Doch das Herz hat nichts von diesen
Und man wird auch immer älter.

Darum Frauen, Damen, Zofen,
Witwen, Mädchen, Jungfern, Alte!
Kommt hierher nur hintern Ofen,
Daß Eu'r Herz nicht ganz erkalte!
Amor, ach! Ihr wißt's ja Alle,
Er gehöret zu den Blinden,
Blinde sind im meisten Falle
Hinterm Ofen nur zu finden.

4.

Auf den Straßen, auf dem Platze,
Ist die Thorheit stets zu schauen,
Und man hört sie, wie die Katze,
Von den Dächern laut miauen.
Hinterm Ofen sitzt die Wahrheit,
Und das Wissen hinterm Ofen;
Hinterm Ofen kam die Klarheit
Und das Licht den Philosophen.
Falschheit auf der Straße lauert,
Lärmend, tosend, stets aufs Neue,
Hinterm Ofen, stillgekauert,
Liegt des Hauses Pudel: Treue!
Wer die Welt will ohne Schranken,
Braucht dazu die Welt voll Waffen;
Hinterm Ofen in Gedanken
Kann man sie aus Nichts erschaffen.

5.

Hinterm Ofen sitzt manch' Einer,
Der da wär' ein Bonaparte,
Wenn er statt dem Ziegenhainer
Schwänge Säbel und Standarte.
Hinterm Ofen lungern hundert
Weltgenies und Eisenhelden,
Und das Weltgeschick sich wundert,
Daß sie sich ihm gar nicht melden.

Hinterm Ofen, Compaßregler!
Kann man Bahn durch's Meer erkunden,
Hinterm Ofen, Weltumsegler!
Ward Amerika gefunden.

6.

Hinterm Ofen redigiren
Will ich Musen-Almanache!
Will von hier aus requiriren
Alle lyr'schen „O!“ und „Ache!“
Späne, Splitter — von Gedanken
Häcksel, Füllsel, Reibsel, Schnitzel,
Breite Prosa in den Flanken,
Und inmitten Versgebitzel.
Die Novellen à la Wachsmann,
Von den grünen Skribel-Junkern,
Und daneben soll von Flaxmann
Ein gestoch'nes Bildniß flunkern.
Hier ein Weib, zur guten Stunde,
Flicht ein Lied zu breiten Schlupfen,
And're mühen sich, vom Munde
Prosa wie Charpie zu zupfen.
Alles soll sein Scherflein steuern,
Schwäbisch, pomm'risch, sächsisch, wendisch,
Was man hinterm Ofen leiert,
Nennt der Ofen: — vaterländisch!

7.

Hinterm Ofen, für die Deutschen,
Muß der arme Autor dichten,
Muß die Musen tüchtig peitschen,
Deutschlands Zukunft einzurichten.
Und Apoll' als Musterreiter,
Ausstaffirt mit Waaren-Ballen,

Handelnd, schachernd, so befreit er
Deutschland in den Börsenhallen.
„Die Erlösung zu beginnen,“
— Läßt der Gott sich froh verlauten —
„Muß man Baumwoll', Garn und Linnen
Billig überall vermauthen!“

8.

Wenn wir uns zusammenrotten,
Hinterm Ofen auszuschnaufen,
Lassen wir die größten Flotten
Vor dem Ofen Stapel laufen.
Eine Seemacht zu begründen
Mit Fregatten und Gallionen,
Wird gar Niemand leichter finden,
Als die hinterm Ofen wohnen.
Denn der Ofen macht empirisch,
Und Empirik macht uns ethisch,
Und die Ethik macht uns lyrisch,
Und die Lyrik macht phrophetisch.
Von der Weser über Danzig,
Durch den Ochsenberg von Kreide,
Gehen täglich über zwanzig
Kriegsschiff' nach der Hasenhaide.
Wo der Sprea Fluthen stürmen,
An der breiten Pankow Mündung,
Wird sich hoch ein Pharus thürmen,
Deutscher Seemacht zur Begründung.

Nur hochdeutsch, oder: der G'nackstreich.

Nach langer Mühe ist es endlich mir gelungen,
Der deutschen Sprache völlig Herr zu sein,
Sie so zu sprechen, wie die hochdeutschesten Zungen,
Zu sprechen klar sie und vom Dialect ganz rein;
Kein „Gangen's", kein „I küß' d'Hand",
Kein „Halt!" — das bin ich gar nicht mehr im Stand;
Es ist bekannt, daß ich so edel spreche,
Wie in dem Burgtheater nur die Rettich und eh'mals die Peche;
Aber g'rad', wenn ich so im erhabensten Satz,
Gibt's mir einen G'nackstreich, und pfutsch 's ist die Katz'.

Es ist so schön, das Deutsche rein zu sprechen,
Besonders wenn mit der Geliebten man so spricht,
Da kann man recht so nach dem Herzen stechen,
Wenn man um's Wort die schönsten Phrasen flicht.
Wenn Lieb' versucht, sein Lieben ihm zu schildern,
Spricht Lieb' so gern in süßen Blumenbildern,
Sie spricht mit Worten, die das Herz so rühren,
Daß sich das Trutscherl muß verschameriren.

Wenn im Gewerbverein ich eine Rede halte,
Wie fließt Beredtsamkeit von meinem Mund;
Wenn ich das Deutsch so wunderrein entfalte,
Wie staunt ringsum die ganze Tafelrund',
Und mit Begeisterung erstreckt sich meine Suade
Auf Leder, Ziegel, Knoppern und Pomade,
Die Gluth, die mich ergreift, ist nicht zu löschen,
So daß ich fuchli oft, in' Tisch möcht' inne pleschen.

Wenn ich als Hauptmann dann an einem Feiertage
Am Stock am Eisen Bürger exercir' —
So ist es allgemein nur e i n e Sage,
Daß ich die Truppe hochdeutsch commandir';
Ich laß mein Raçepferd auf hochdeut'sch traben,
Ich reit' hinauf, hinab, am Kohlmarkt und am Graben;
Sie stehen Alle schweigend da, als wie geknebelt.
Nit aner muxt si — sonst wern's glei verwebelt.

Beim Bier des Abends sitzen Recensenten, —
Denn die Kritik ist eine durst'ge Leidenschaft, —
Ich spreche mit in lauter Argumenten,
Mein Wort ist voller Blüthe, voller Kraft;
Ich falle ihrem Urtheil wüthend in die Speichen,
Sie halten mich für einen ihres Gleichen;
Ich schimpf' auf Schiller, Goethe, Mozart und Generali —
Da halten's glei das Maul und werden ganz pomali.

Auf's Land geh' ich im Frühling gar so gerne,
Wie herrlich prangt das Götterweib „Natur!"
Ganz anders ist der Himmel da, die Sterne,
Ganz anders ist der grüne Schmelz der Flur!
Die Bäche murmeln und die Wälder rauschen,
Die Nachtigallen süße Lieder tauschen,
Ich seh' den Abendstern gar mild erglänzen,
So, daß ich röhren muß und Thränen trenzen.

Ich declamire auch, doch nur ästhetisch,
Erhaben ist mein Ausdruck, rein ist mein Accent.
Ich liebe Alles, was so recht pathetisch,
Und Gluth und Blut und Muth in jeder Zeile brennt.
Wenn von des Dichters Bilderungewittern
Die Wangen glühen und die Herzen zittern,

Und wenn die Thränen so die Wangen überschwemmen,
Daß sie vor Flennen nit zum Paschen kommen können.

Repetition.

Ich weiß, mein Deutsch, es muß mir Rosen bringen,
Die schönsten Rosen bringt's mir eben jetzt,
Denn Ihre Huld muß mich mit Glück durchdringen,
Ich hab' als Höchstes immer sie geschätzt,
Es ist so süß, den Kennern zu genügen,
Es ist das höchste irdische Vergnügen,
Die Kunst sitzt traurig stets im Lebenswinkel,
Das Außapaschen is ihr anzig's Herzensbinkel —

Der literarisch-gesellige Tag- und Nachtwächter.

Redacteur Schuhu,

oder:

Die reisenden Kunstvögel.

„All' meine Herren, laßt Euch sagen,
S'hat Concerte über Concerte geschlagen!“

Schuhu sitzt beim Redigiren,
Schuhu ist ein Redacteur;
Schuhu sitzt beim Kritisiren,
Schuhu ist ein Kritiseur;
Schuhu sitzt beim Compiliren
Aus »Gazette« und aus »Voleur«;

Schuhu sitzt beim Corrigiren,
Um ihn Blätter kreuz und quer;
Schuhu sitzet in Papieren,
Man sieht kaum den Schuhu mehr;
Schuhu sitzt bei g'schloss'nen Thüren,
Ist zu sprechen gar so schwer;
Plötzlich kömmt es zu marschiren,
Trab herauf die Treppe schwer;
Künstler sind's, die Zeit-Vampyren,
Schier ein Virtuosen-Heer;
Kömmt mit Geigen und Clavieren
Und mit Baß und Flûte-Travers,
Mitten d'rin, auf allen Vieren,
Wunderkinder mit Geplärr!
Hilft kein Läugnen, hilft kein Zieren,
Ach, da hilft nicht Gegenwehr!
Will sich Kein's von hinnen schieren,
Bis dem Schuhu ward die Ehr',
Daß sie bei ihm sich quartieren,
Bis sie g'habt „die große Ehr!"
Und von allen Luftgethieren
Kömmt nun an das große Heer!

Monsieur Rabe (tritt ein).

„Guten Morgen! Bin der weltbekannte
Große Rabe, bin bescheiden, sage blos,
Daß man keinen größern kannte,
Keinen größern Virtuos,
Daß man allgemein mich nannte:
Musje Rabe très famohs!
Hier sind Briefe, sechs und zwanzig,
Alle an den Redacteur,
Sechs von Pommern, acht von Danzig,
Zwölfe kommen über's Meer.

Und ich bitte ganz bescheiden,
Künd'gen Sie den Wienern an,
Wie die Wiener zu beneiden,
Daß gekommen solch' ein Mann!
Können sagen, daß ich einzig
Bin in meinem Fach,
Stimm' und Schule, Schönheit eint sich
Unter diesem Lockendach;
Können sagen, daß ein Jeder,
Der mich hört', in Wonnen schwamm,
Und am End' als großen Köder,
Setzen Sie noch dies Programm!" (Rabe ab.)

Fräulein Dohle (flattert herein).

»Ah! La vôtre! Fräulein Dohle!?" —
„Monsieur Schuhu? n'est-ce pas?« —
„Schuhu, ja, vom Kopf zur Sohle,
Zu Befehl bin ich jetzt da!"
»Vous savez, Monsieur, bin Altistin,
Magdeburg mein Vaterland,
Mais Monsieur, comme grande Artistin,
Ich schon lang' kein Deutsch verstand!
Bin tout-à-fait nun cantatrice,
Nix mehr Säng'rin allemand,
Hab' gemacht Furore in Fenice,
Wie's Theater abgebrannt!
Will mich nit lass' engagiren,
Non! Non! Deutschland ist nit meine Welt,
Weil ich g'rad thu' durchpassiren,
Will ich nehmen deutsches Geld!
Können sagen: Meine Kehle
Sei jetzt ganz Olivenöl,
Und die deutsche Philomele
Gegen mich nur ein Kameel!

Werde singen im Montecchi,
Können mich recommandir',
Daß Tedeschi die Orecchi
Und die Taschen öffnen mir!" (Doble ab.)

Monsieur Kibitz.

„Juten Morj'n, erjeb'ner Diener!
Herzens-Männken! Redacteur!
Bin een Mime, een Berliner,
Bring' Empfehlungsschreiben her.
Spiele Allens, trajisch, komisch,
Episodens mit Jefühl;
Aber Alles anatomisch,
Wie es Tieckens haben will.
Recensentens kenn ich keene,
Sind mir alle tout einjal!
Ihre Kritik nur alleene
Ist für mir een Extra-Jnade,
Annoncir'n Sie, daß ich hier.
Was da steht in Ihrem Blahde,
Ah, das ehret doppelt mir!
Wenn ich jebe achtzehn Rollen
Hier in kurzer Zeit, jeschwind,
Redacteurchen! J! dann sollen
Sie mit mir zufrieden sind." ([illegible] ab.)

Lord Storch.

„Bin ein Künstler, sag' es trocken,
Denn bescheiden Lump nur ist,
Und ich trage meine Locken
Bald wie Thalberg, bald wie Liszt;
Trag' wie Döhler die Cravatte,
Und bin blaß wie ein Genie,
Und wo einer Tadel hatte,

War ich grob auch wie ein Vieh
Bitte gleich zu annonciren,
Daß ich gebe zwölf Concerts,
Weil ich bald muß abmarschiren,
Denn man wünscht mich allerwärts.
Können sagen: Alle Sitze
Sind vergriffen schon voraus,
Daß aus jeder Fingerspitze
Springt ein Dämon mir heraus!
Und daß oben im Orchester
Um die Sitz' ist eine Hetz'.
Und nun guten Abend, Bester,
Sie bekommen zwei Billets." (Storch ab.)

Madame Wachtel.

»Prima Donna assoluta
War ich zwei und vierzig Jahr,
Noch nimmt Deutschland die Valuta
Meiner Stimme an für bar,
Freilich eine alte Schachtel
Nennt mich mancher Bösewicht,
Aber eine Madam Wachtel
Altert wie die andern nicht.
Stimme hab' ich zwar verloren,
Aber Spiel hab' ich, ein classisch Spiel!
Stimme dringt nur in die Ohren,
Doch das Herz, das ist mein Ziel.
Geht kein Ton auch aus dem Munde,
Reiß ich weit auf doch das Maul,
Und ich sterbe eine Stunde,
Denn ich bin im Spiel nicht faul.
Schreiben Sie mit großen Lettern:
Madam Wachtel ist jetzt hier,

Und sie wird darnieder schmettern
Jedes andre Säugethier;
Denn singt einmal Madam Wachtel
Den getreuen Gesang,
Wird für künftige Fiasko-Dachtel
Allen Sängerinnen bang." (Madame Wachtel ab.)

Monsieur Wiedehopf und Mamsell Kranich.

„Monsieur Schuhu, wir sind Wesen,
Wie die Welt noch niemals sah,
Haben Sie denn nicht gelesen
Alle Blätter von Europa?
Elßler, Vestris, Taglioni
Tanzten Alle nur so so!
Und wie Mispeln zu Maroni
Steht zu uns die Cerito!
Wenn wir tanzen, ha! ma foi,
Stockt im Laufe Vater Rhein,
Und das schönste pas de trois
Tanzen stets wir Zwei allein.
Jüngst bei einer Pirouette
Sah uns zu ein Papillon
Lange auf der Halblorgnette,
Sagte trunken dann: Très-bon!
Gestern ich, mit starken Hüften,
Wie ein Kreisel um mich trieb,
Letztlich gar in freien Lüften
Mamsell Kranich stecken blieb.
Schreiben Sie also, mein Bester,
Schnell in Ihrem Zeitungsblatt,
Daß man seit der schönen Esther
Nichts so Schön's gesehen hat."
(Beide ab.)

Signor Drossel.

„Bin der große Wunder-Geiger,
Drosselino nenn' ich mich,
Und der große Weltenzeiger
Zeigt allein nur stets auf mich.
Spiele Fiedel, Geige, Violine,
Was nur Katzendärme hat,
Alles mit der leichten Miene,
Gleich als äß' ich Krautsalat.
Ja, aus meinem Instrumente
Mach' ich wahrlich, was ich will,
Mach' daraus mir eine Rente,
Wenn die liebe Dummheit will.
Und auf einer Saite spiel' ich
Pauken, Corno und Fagot,
Und mein Bogen reitet grillig
Paß, Galopp, wie Trab und Trott.
Wenn ich komme in Ekstase,
Schneid' ich alle Saiten ab,
Und Ihr schwört bei Eurer Nase,
Daß ich d'rauf geflötet hab'!
D'rum, mein Bester, schnell zur Feder,
Die Trompete schnell zur Hand,
Schreiben Sie nur, daß ein Jeder
Um Billete schon gesandt;
Schreiben Sie nur viel und lange,
Schreiben Sie nur alle Tag,
Daß dem Schreiber schon wird bange,
Wie genug er loben mag.
Schreiben Sie zu jeder Stunde:
Meister Drosselin' ist hier!
Weil ich dann aus diesem Grunde
Vierteljährig pränum'rir'."

(Drossel ab.)

Klein Päppchen.

„Päppchen bin ich, Wunderkindlein
Vom Papa, dem Papagei!
Redacteur! an diesen Windlein
Sehen Sie das Wunder frei.
Bin Klein Päppchen! Wunderpäppchen!
Pa! pa! pa! pa! Papa=goy!
Trage Löckchen unterm Käppchen,
Bin ein little wonder-boy!
Trag' ein off'nes Kinder=Kragerl
Und auch 's Halserl trag' ich blos,
Und das Westchen bis zum Magerl,
Mit der Hand ess' ich den Kloß.
Bin schon dreizehn, doch nur achte
Schreiben Sie, Herr Redacteur!
Weil ich diese Jahrzahl pachte
Für die ganze Kunst=Carrièr',
Nennen Sie mich Amorettchen!
Kleiner Engel! — Herzensdieb!
Mignonkünstler! — Kunstkadettchen!
Taschen=Mozart! — Tausendlieb!
Elfenkindchen! und so weiter!
Schreiben Sie nur lang und viel,
Sonsten wird die Welt gescheidter
Und für Wunderkinder kühl." (Päppchen ab.)

Lady Sperling.

„Bin die blonde, blasse Sperling,
Komm' direct von Albion,
Sang nur stets für lauter Sterling,
Niemals für 'ne halbe Kron'.
Sang in Brighton und in Windsor,
Wo man kömmt in Strumpf' und Schuh',

Singe nun dem deutschen Rindsohr,
Das in Mänteln hört mir zu.
Mister Schuhu sein kein Schräper,
Mister Schuhu seine polite,
Werden setzen in your paper,
Daß nur kommen viele Leut',
Sie könn' sprech' von meiner beauty,
That attract die schöne Welt,
Will schon machen dann my duty,
You versteh'n me! — Little Geld!«
(Sperling ab.)

Mamsell Grasmücke.

„Donna Seraphina heiß' ich,
Tanze Seil und reite Kunst,
Redacteure haben fleißig
Schon gebuhlt um meine Gunst,
Herr von Schuhu steh'n im Rufe,
Daß er zu das Aug' nicht schließt,
Wenn ihm mit dem Pferdehufe
Hübsches Satanlein begrüßt. — —
Herr von Schuhu, nicht von Eisen
Ist ein Englischreiter-Herz,
Künstlerinnen, die auf Reisen,
Lassen lange nicht im Schmerz.
Schreiben Sie von Seraphinen,
Daß sie tanzt wie ein Zephyr,
Daß sie ist an Wuchs und Mienen
Eine zweite Venus schier;
Daß die Sprünge, toll, entsetzlich,
Wie vom Bösen einstudirt,
Dennoch sind so süß, ergötzlich,
Daß man fast zum Narren wird.

Süßer Schuhu, wenn Sie schreiben
So viel Schönes stets von mir,
Dürfen Sie auch bei mir bleiben,
Wenn den Shawltanz ich probir'!" —
(Grasmücke ab.)

Don Sperber.

„Bin ein Mann, ein ganz superber,
Musje Schuhu, j'ai l'honneur!
Bin der herrliche Don Sperber,
Bin Don Sperber, Esk'moteur.
Große Dinge ich vollbringe,
Ja, es scheint ganz parador,
Denn ich mache solche Dinge,
Daß der Mensch steht wie ein Ochs.
Mache neunzig volle Häuser,
Wenn Don Carlos keines macht:
Und kein Narr wird jemals weiser,
Sieht er mich auch jede Nacht.
Manchmal nehme ich von Hundert
Im Parterr mir den Verstand,
Und die Welt steht dann verwundert,
Ich hab' gar nichts in der Hand.
Manchmal nehm' ich Zeitungsblätter,
Wo man mich gelobt darin,
Lass' sie seh'n, und, Donnerwetter!
Niemand findet Menschensinn.
Lieber Schuhu, ach trompeten
Sie mich täglich lobend aus,
Und ich zaub're gold'ne Gräten
Uns aus jedem Stockfisch 'raus!
Dann will ich nach Pest mich kehren,
Und im Zauberhute schwillt's,

Dorten wird man mir verehren
Eljen und auch Ehren-Filz."
(Den Sperber ab.)

Magister Grünspecht.

„Großer Schuhu! Großer Brama!
Kritiker, wie keiner mehr!
Hab' geschrieben hier ein Drama,
Heißt: „Die Liebe und der Bär."
Halb ist's episch, halb ist's lyrisch,
Und die dritte Hälft': Idyll,
Und der Held, der spricht algierisch,
's ist vom Faust ein Codicill!
's gibt zwar schon gar viele Fäuste,
Auch am Fäustling fehlt es nicht,
Als der große Goethe neußte,
Nies't er aus dies Faust-Gezücht;
Alle diese Fäust' sind schofel,
Nur mein Faust allein ist groß,
Und mein guter Mephistophel
Ist kein rother Schalksnarr blos.
Auch mein Hund, das ist kein Pudel,
Denn ich bleib' originell, —
Ist ein Windspiel, und ein Rudel
Folgt ihm in des Doctors Zell';
Und mein Wagner ist gezeichnet
Nach dem Leben, ein Pedell.
Was sich mit der Gret' ereignet,
Ist Romanze und Novell'.
Für die Bühne ist es schwerlich,
Denn das Volk ist gar zu zäh'.
Findet Alles gleich beschwerlich,
Wenn's nicht endet froh und jäh!
Und die Künstler! Nicht kapabel
Ist ihr Mund zu solcher Sprach',

Nur was flach ist, geht vom Schnabel,
Das allein, das ist ihr Fach!
Herr von Schuhu, Ihre Kritik
Hat am Weisheitsquell genippt,
Unter Ihren Geistesfittig
Steck' ich d'rum mein Manuscript;
Fünf und sechszig große Bogen,
Eng beschrieben, aber klar;
Seien Sie so hochgewogen,
Legen Sie Ihr Urtheil dar!
Lass' es gerne hier bei Ihnen
Heut' und morgen über Nacht,
Hat es Ihnen gut geschienen,
Ist sein Glück auch schon gemacht,
Schr.iben dann nach Prag und Leipzig,
Nach Berlin dem Directeur!
Wer den Faust bekommt, der preis' sich
Glücklich dann, wie keiner mehr!
Und in Ihrem Blatte preisen
Sie das Stück gar wunderbar,
Meinen Dank werd' ich beweisen
Dann mit einem Exemplar!"
(Grünspecht ab.)

Reb Tardus Polyglottus.

„Scholem Lechem! Na, was chidesch?
Leben soll'n Sie, Redacteur!
Als Se kennen Deutsch und Jüdesch,
Kam ich geh'n zu Ihnen her.
Ja, man sagt, daß von de Musen
Sein der Oberschte Se gar!
Gut! Wer mer a Bißel schmusen,
Zwa g'schickte Leute sen ja ein Paar

Ich bin groß, denn ich bin einzig,
Meinesgleichen kenn' ich nicht.
Schat-Pollaken? Neun und neunzig
Hab' ich auf an Greiß*) derwischt.
Geld nur brauch' ich, schönes, frisches,
Doch wie komm' zu Geld ich hier?
Unter Se steckt emal Risches**)
Und de Jüden kennen mir;
Doch ich hör', Sie hab'n ein Blättel,
Was von Groß und Klein beliebt,
Setzen Sie hinein ein Pschettel***),
Was es da für Wunder gibt!
Wunder! Wunder! Zu beschreiben
Sein Sie gar nit All's im Stand,
Und das Maul wird offen bleiben
Und vergeh'n gar der Verstand." —
(Reb Turdus Polyglottus ab.)

So vom Morgen bis zum Abend
Geht's beim Schuhu ein und aus,
Schlurrend, schleifend, stampfend, trabend
Rennen sie ihm ein das Haus,
Jeder kömmt mit Zeitungsblättern
Und Recommandation,
Worin's steht mit Riesenlettern,
Daß er ist ein Göttersohn.
Einmal muß er annonciren,
Daß der Künstler schon ist nah',
Wieder muß er annonciren,
Daß der Künstler schon ist da.
Später muß er avisiren,
Daß man wünschet sein Concert;

---

*) Greiß: Irrthum.
**) Risches: Schadenfreude.
***) Pschettel: Abhandlung.

Gleich darauf dann denunciren,
Daß er wirklich gibt Concert;
Dann erst muß er repetiren,
Wo und wann ist das Concert,
Dann erst muß er wieder schmieren,
Wer da wirkt in dem Concert;
Gleich d'rauf muß er recensiren,
Wie er spielte im Concert;
Dann muß er ihn animiren,
Daß er gibt noch ein Concert!
Dann erst muß er laut citiren:
Auf Verlang'n noch ein Concert;
Und zum Lohn für Müh' und Kummer
Holt der Künstler, wenn er geht,
Ohne Geld sich jede Nummer,
Wo im Blatt die Kritik steht;
Und zum Dank, aus Herzenstiefe,
Daß er raubet Müh' und Zeit,
Will er noch Empfehlungsbriefe
Für halb Deutschland weit und breit! —
Schuhu, das sind Deine Freuden,
Schuhu, das ist Deine Lust;
Schuhu, Du bist zu beneiden,
Schuhu, wirf Dich in die Brust;
Und wenn dann in großen Kreisen
Jemand mit dem Künstler spricht,
Sagt er mit der Stirn' aus Eisen:
„Ach, ich kümm're um Kritik mich nicht!“

Recipe zu einer modernen Posse.

Nimm etwas Mehl von grobem Korn
Und von der Mühl' auch das Geklapper,

Ein Hökerweib mit ihrem Zorn,
Ein Hökerweib mit ihr'm Geplapper;
Dann nimm ein Bischen Götterlehre,
Apollo, Wolken und Mythologie,
Dann einen Schneider mit der Scheere,
Den Bock dazu noch als Allegorie;
Nimm ferner Schwaben und Chinesen
Und einen Jodel ganz perfect,
Dann misch' dazu noch Irokesen
Und einen Böhm' im Dialect.
Dann nimm noch Witze, altgebacken,
Und Liederchen von Anno Zwei.
Nimm voll sodann die besten Backen
Von Jodeln, Schnalzen, Pfeiferei;
Dann nimm noch Flüche, Invective,
Als: „Rindvieh!" „Esel!" „Ochs!"
und „Schuft!"
In jedem Acte exclusive
Werd' ein Bedienter durchgepufft;
Auch Zotennamen, derbe, dicke,
Dabei die Gesten recht pikant,
Und die „Gesetzlen" alle spicke
Damit nur muthig bis zum Rand!
Laß die Musik recht wüthend schmettern,
Besonders in der Ouvertur,
Motive nimm aus allen Blättern
Von einer alten Partitur:
Und zu dem Liedlein Charivari
Stets nur dieselbe Dudelei
Von „Madeln", „Wadeln", Larifari,
Und von den „Busserln" alt's Geschrei.
Dann darf im Ganzen auch nicht fehlen
Ein storchenbeinig Quodlibet,
Kannst alle Opern ja bestehlen,

Ausplündern sie von A bis Z!
Und um die Schaulust zu erhöhen,
Stell' auf ein „Mädchen-Regiment",
Recht nett und niedlich anzusehen
Vom Scheitel bis zum Sohlenend';
Von Pulver nimm den größten Haufen,
Und laß die Madeln schießen aus,
Ja, laß' sie fechten, hopsen, laufen,
So was ergötzt das große Haus!
Und zum Beschluß ein griechisch' Feuer,
Ein goldverbrämter Prachtpalast,
Mitunter Tänzer, Johler, Schreier,
Und G.uppen, wie ein Sege.mast!
Das Alles mische auf und unter,
Leg' rechten Unsinn nur hinein;
Und gehet Alles d'rauf und d'runter,
Muß plötzlich Jemand traurig sein —
Sei's Jemand von der Wirthshausstube
Und vom gemeinsten Harfnerlied; —
Hinaus dann zieh'n zur Todtengrube
Mit einem nassen Jammerlied.
Dann wird Succeß Dir niemals fehlen
Du bist der Gott der Galerie.
Auf die Kritik auch kannst Du zählen,
Denn nach dem Stück — tractirst Du sie!
Gleich in der Kneipe hart daneben
Wird die Kritik zurecht gebracht
Che viva sempre! Welch ein Leben! —
So wird ein Volksstück jetzt gemacht!

Die Geldklemme und die Doctorenschwemme.

(Beigetragen von Herrn Carl Treumann.)

Ich behaupte und zweifle, ob mir Jemand widerspricht,
Der Mensch wird entweder geboren oder — nicht.
Wer nicht geboren wird, braucht der zu sterben? Nein!
Also der kann das ganze Jahr ohne Doctor sein!
Doch wer geboren wird, braucht den Doctor auf Erden
Damit er auch bequem kann gestorben werden.
Drum ist es auch für den Doctor ein wahres Fest,
Wenn sich irgendwo ein Mensch geboren werden läßt!
Da jubelt er und ruft: „ich gratulir'!
Wenn ihm Gott das Leben schenkt, dann gehört er mir!" —
Da ist es jetzt eine Zeit zu Doctoren und Testamenten,
Die ganze Natur ist jetzt voller Patienten.
Die Kartoffeln sind krank, wie man überall hört,
Die brauchen keinen Doctor, sie liegen schon in der Erd'!
Und daß die Weintrauben krank sind dann und wann,
Das sieht man manchen Menschen am Nasengewächs an!
Und die Papiere? denn ihr Zustand macht die Aerzte ganz
dumm,
Sie sind nicht gesund und nicht krank, sie schleppen sich so herum,
Sie möchten immer was, sie haben immer ein curios Gelüst,
Obwohl ihr Zustand kein gesegneter ist.
Sie liegen nicht im Bett, o nein! sie schleichen aus,
In der Renngass', dort steht ihr „allgemeines Krankenhaus".
Kurz, Alles kränkelt jetzt mit Anstand auf der Welt,
Am meisten aber kränkelt jetzt das liebe Geld!
Es ist eine ganz eig'ne Krankheit, die sich jetzt weist.
Und die der Patient vorderhand „die Geldklemme" heißt.

Er fühlt sich so beklemmt, es reißt ihm schier die Brust
heraus,
Und manchmal geht ihm auf einmal der Athem aus.
Die Geldklemme hat es zuerst mit Hausmitteln probirt,
Mit Thee aus Pfeffer m ü n z e n und Krause m ü n z e n melirt.
Aber darauf ward ihr gar erst recht wind und weh,
Sie war bald selbst heiß abgekocht, wie der Thee.
Mit den Hausmitteln hat es also nicht recht gethan,
Die Geldklemme fängt also zu „d o c t o r e n" an.
Zuerst kommt der „Kinderdoctor", man weiß, wie „Kinder-
doctoren" sind,
Sie besuchen zwei: die Mutter und das Kind.
Aber sie sind nobel: Sie schreiben nur e i n e Visite auf,
Für die Mama — das Kind aber g e h t d'r a u f!
So ist's mit dem Kinderdoctor und der Geldklemme bestellt,
Die K l e m m' bleibt leben, aber hin ist das G e l d!
Als der Kinderdoctor die Geldklemm' nicht hat curirt,
Wird's mit einem „allopathischen Doctor" probirt,
Der verschreibt ein langes Recept e i n z u n e h m e n, ihr,
Aber statt der Medicin verschluckt sie als Recept: „das Papier!"
Die Geldklemm' weiß sich darauf keinen andern Rath,
Es kömmt ein anderer Doctor: „ein Homöopath!"
Der Homöopath schaut die Geldklemm' an, ganz genau,
Und fragt: „haben Sie Appetit gnädige Frau?
Die Geldklemm' sagt: „Und was für Hunger! Hunger wie ein
Deficit!"
Der Homöopath aber sagt ganz phlegmatisch: „Das ist nur
Scheln-Appetit!"
D'rauf zieht er den Kügerl Naschmarkt aus der Tasch'
Und sagt zu der Geldklemm': „da, nasch!"
Da hab' ich ein Kügelchen, das hilft gewiß, Gottlob,
Das nimmt man ein unter dem Mikroskop.
Dann weiß ich e i n gutes homöopathisches Mittel noch,
Nehmen sie eine Taube — aber eine Taube ohne Loch.

Diese Tasche setzen Sie, wenn Sonnenschein ist hier,
Dem Herrn Baron von Rothschild gerade vor die Thür.
Wenn er dann ausgeht, gerade im Sonnenschein,
Da fällt sein Schatten in Ihre Tasche hinein.
Sie klappen sie geschwind zu, tunken's in vier Maß Wein,
Dann werden Sie gleich Millionenvoll sein."
Doch da auch dieses Mittel die Geldklemme nicht heilt,
Wird geschwind zu einem „Wasserdoctor" geeilt.
Der sagt: „Nur Wasser! nur Wasser! frisch vom Berg,
Gehen Sie auf die Börse, das ist ganz Gräfenberg.
Da wird zu Wasser Alles, was ihr wollt,
Es rinnt durch die Finger Silber wie Gold,
Da lassen Sie sich tuschen, die große Tusch' auch,
Und lauter kalte Umschläge um den Bauch,
Und stellen sich unter die Pump' und pumpen hinaus,
So gehen Sie täglich zweimal begossen nach Haus!" —
Aber der Geldklemm' nützt auch das nichts mehr,
Und sie probirt's mit einem „Magnetiseur".
Der sagt: „Frau Geldklemm', es paßt zu meinem magnetischen
Zweck,
Vorderhand nehme ich Ihnen alles Metall gleich weg!"
D'rauf führt er die Geldklemm' in eine finstere Stub',
Und bläst ihr hinein in die Magengrub',
Und streicht sie an, die Kreuz und die Quer,
Und streicht wieder hin, und streicht wieder her,
Aber wie soll denn da der Geldklemm' besser sein?!
Die Klemm' streicht er nicht aus, nur's Geld streicht er
ein!
Da aber auch nicht hilft der Magnetiseur,
So ruft sich die Geldklemm,' ein'n „Semmeldoctor" her.
Der Semmeldoctor sagt: „Liebe Geldklemm', wie ich da seh',
Errath' ich sogleich auch den ganzen Caffee!
Das Uebel ist, daß Ihre Verdauungskraft steckt,
Sie haben in den Caffee gar zu viel eingebrockt.

Nicht nur Ihre Semmel, sondern auch Ihr Brod,
Ein Brocken um den andern, das ist der Tod!"
Die Geldklemm' verzweifelt und schreit entsetzt:
„Nun wohlan, ruft mir den „Hühneraugendoctor" jetzt."
Der Hühneraugendoctor kömmt und schreit wie ein Bär:
„Frau Geldklemm', zeigen's einmal Ihren Zinsfuß her!"
Wie er den geschwollenen Zinsfuß erblickt,
Ruft er: „Jetzt weiß ich, wo der Schuh Sie drückt!
Sie gehen halt auf der Börse herum ganze Stund',
Für einen soliden Fuß ist das Pflaster nicht gesund;
Ein spitziges Pflaster, und zum Ueberfluß
Tritt dort Einer dem Andern noch auf den Fuß.
Da find' ich nur ein Mittel für ihr Uebel heraus,
Bleiben Euer Gnaden halt hübsch zu Haus,
Das nimmt das Uebel mit der Wurzel heraus."
Die Geldklemm' sagt: „Das ist gemein! fi donc fi!
Jetzt schick' ich um einen „Doctor der Philosophie!"
Die Philosophen sagen, das Geld ist nur eine Idee!
Folglich ist die Geldklemm' eine Kopfkrankheit: gar keine Idee!
Im Robert schreit der Teufel senior dem Teufel junior
Auch stets das Geld ist nur Chimäre in's Ohr.
Dennoch unterliegt es gar keinem Zweifel,
Kein Geld oder keine Idee, das ist ein Teufel.
Doch ein hochverehrtes Publikum wird schon neugierig sein,
Ob der Doctor die Klemm' curirt oder nein,
Aber leider kann ich Ihnen in diesem Moment eben,
Darüber noch keine sichere Auskunft geben.
Denn die Geldklemm' und der Doctor der Philosophie ganz dicht,
Sie stecken eben beisammen, beim Verfasser von diesem Gedicht,
Was nun da für Cur vorgenommen wird, kann ich nicht sagen,
Wenn Sie gütigst erlauben, so geh' ich und will fragen.

Nach dem Hervorruf:

Nun weiß ich's und sag' Ihnen ganz unverzagt,
Was mir vom Concilium der Dichter gesagt:

Die Philosophie hat seiner Geldklemm', der lieben,
Nur zwei einfache Hausmittel verschrieben.
Das erste ist zwei starke Handvoll Applaus,
Von einem gütigen Publikum als Stärkung und Schmaus.
Das zweite Hausmittel riß ihn gewiß heraus:
Nämlich für seine Mittel alle Tage ein solches Haus.

Sterngucker und Börsenschlucker,

oder:

Wieder Einer, der ausgeblieben ist.

(Gesprochen von Herrn Carl Treumann.)

Die Börse, nicht die, welche Jeder in seiner Tasche bringt,
Die Hauptbörse, welche alle andern Börsen verschlingt,
Die Börse ist wie eine Sternwarte, wie ein Observatorium,
Man soll sie bauen da, wo kein Dunst gemacht wird rings=
herum,
Nicht gar zu hoch darf man sie bauen, leicht gedeckt durch
Schindel,
Von wegen der Schwankungen, von wegen dem Schwindel!
Zur Börse und zur Sternwart' braucht man zwei Sachen nur,
Ein gutes Fernglas und eine Uhr.
Ein Fernrohr, um zu sehen, wie die Sterne und Papiere steh'n,
Und eine Uhr, die zeigt, wenn Zeit ist — durchzugeh'n,
Die Börse und die Börsianer, die sind ein Liebespaar,
Sie versprechen sich gegenseitig das ganze Jahr,

Allein wenn getraut werden soll, da stellt es sich heraus,
Sie traut nicht, und der „Liebhaber“ bleibt auf einmal aus.
Und wie auf der Erde, so wird's auch im Himmel getrieben,
Den Astronomen ist auch Einer ausgeblieben!
Der Komet, den die Astronomen in Süd, West, Ost
Auf dreihundert Jahr gegeben haben in Kost.
Sie haben abgeschlossen, ihn im September zu liefern her,
Aber er kömmt nicht, auch nicht auf die Börse, wo er gleich geliefert wär'.
Und er kommt auch nicht auf die Sternwarte,
Wo die Astronomen steh'n und schreien: Stern! warte!
Der Komet kömmt nicht, aber er legt sich Ihnen gehorsamst zu Füßen,
Er hat mir geschrieben, er läßt Sie gar vielmal, gar schönstens grüßen,
Er läßt sich entschuldigen, aber es ist nicht seine Schuld,
Die Astronomen haben Recht, sie haben herausgebracht mit Geduld,
Daß er alle dreihundert Jahr kömmt und jetzt wär' der Augenblick,
Aber der Komet sagt: die Erd' wär' noch um hundert Jahr zurück;
Jedoch wird er Ihnen erscheinen hell und licht und klar,
Wenn Sie gefälligst nur warten wollen noch hundert Jahr.
Der Mensch muß zwar schon zu siebenzig sterben,
Schad't nichts! das Warten werden uns're Kinder noch erben!
An Warten fehlt's nicht, an Talent dazu nicht gebricht's,
Aber dreihundert Jahr warten, und nun kömmt erst nichts!
Unter uns, der Komet hat mir ausführlich geschrieben,
Warum er heuer den Wienern ist ausgeblieben.
Wo hätte er denn gleich ein Quartier hergenommen,
Denn er hätt' sollen g'rad' um Michaeli kommen,
Da ist Ziehzeit, da *zieht's* in allen Gliedern,
Es ist ein Knochenreißen bei Hohen und bei Niedern!

Man glaubt, es zieh'n nur aus die Inwohner, welche wandern,
Nein! die Hausherr'n selbst ziehen auch aus — die Andern!
Bis der Komet hätt' Quartier gefunden weit und breit,
Hätt' er grad' gebraucht seine dreihundert Jahr Umlaufszeit.
Und wo soll er sich sehen lassen? Und für welchen Eintritts-
preis?
Man läßt sich jetzt Entree bezahlen auf enorme Weis'!
Fünf Gulden, eine Mumie abwickeln zu seh'n,
Wenn entwickelte Mumien in allen Straßen herumgeh'n!
Zwei Gulden für Azteken, im Musiksaal gesetzt,
Da sitzen die Musikanten! So wird die Kunst geschätzt.
Ein Gulden zu Miß Bessi, die Dame, welche sehen läßt für
Geld,
Daß's noch Leute gibt, die sich scheinen auf der Welt.
Ein Orang-Utang um einen Gulden, als ob es nicht wie die
Schwaben,
Affen genug gäbe, die lange Arme haben.
Drei Gulden ein Concertsitz, versteht sich im Cercle,
Für geschlagene Clavier und gesungene Tuberkel!
Daraus sieht man, daß in Wien zur jetzigen Frist
Der Geldmangel das häuslichste Wesen ist.
Man bemerkt den Geldmangel nie an einem öffentlichen Ort,
Er bleibt schön bei Jedem zu Haus' fort und fort!
Bei diesen Verhältnissen und bei diesem veränderten Stand,
Meint der Komet, hätt' er Wien nicht wieder erkannt.
Ich hab' ihm zwar gesagt: Du find'st alte Bekannte im
Ueberfluß,
Zum Beispiel den alten Speci, den „Heidenschuß",
Denn die Gegenwart respectirt noch immer en bloc,
Wenn olim die Heiden haben geschossen einen Bock.
Ich hab' ihm gesagt: Du find'st auch noch wie dazumal
Den Holzweg auf der Brücke vom Wiener Canal;
Diese Brücke ist wie eine deutsche Kammer construirt,
Bald ist die rechte Seite, bald ist die linke ruinirt;

Die Seite, die verdorben ist, ist mir aber immer lieber,
Denn von der kann man sagen: „da geht gar nichts d'rüber!"
Kurz der Komet wird finden, das Alte steht noch fest und gut,
Nur die Abendbörs' wandert stets, die ist der ewige Jud'.
Die Erd' ist ihr Teppich, der Himmel ihr Dach
Nur Abends geht ihr ein Licht auf, aber — schwach.
Unter freiem Himmel sie sich unter einander schnuppen,
Man glaubt, es sind gefallene Sternschnuppen!
Denn nur zwei Wissenschaften sind auf Gewißheit basirt,
Die prophezeihen alle Abend, was nächstens passirt:
Die „Astronomie" und das „Börsenspiel", die, sagen die Geschichtsspäher,
Die zwei sind so alt, wie Chinesen und Hebräer.
Die Astronomie und die Börse schwören zu gleichen Fahnen,
Sie berechnen beide stets nur ihre — Bahnen!
Die Astronomie die Bahn vom Merkur zum Jupitersitz,
Und die Börse die Bahn von Reichenberg bis Pardubitz.
Auf jeden Fall wird mehr der Astronomie als der Börse vertraut,
Weil jene auf den Himmel und diese blos auf Actien baut.
Beim Himmelsbau ist alles ehrlich, auf mein Wort,
Denn der Himmel gibt den Bau nicht in Accord.
Bevor der Himmel die Concession zum Oberbau gewährt,
Prüft er ganz gut den Unterbau auf der Erd'.
Die Astronomen haben auf ihren Bahnen, so wie wir,
Auch drei Classen für verschiedene Passagier':
In der ersten die Fixstern', die Gelben,
Das sind vornehme Stern', geh'n nie vorwärts, immer dieselben;
In der zweiten sitzen auf Leder die Planeten,
Und in der dritten Classe die armen grauen Kometen.
Die Meteore, Nordlichter, Sternschnuppen und Wolkenflug
Gehören zur Bagage, und gehen mit dem Frachtenzug.
Es ist möglich, daß unser Komet den Train versäumt, der gemischt,

Wer weiß? Vielleicht hat er gar den Betteltrain erwischt.
Sie können sich denken, wie vielmal der steh'n bleibt vom
Himmel bis zu unsrer Welt,
Wenn der Train von Wien nach Baden schon zehnmal hält!
Ich hoffe nur, das verehrte Publikum ist mild gesinnt,
Und daß wir Beide, der Komet und ich, entschuldigt sind;
Der Komet, daß er nicht gekommen nach Ihrem Sinn,
Und ich? ich dafür, das ich — ja gekommen bin.

Die Redefreiheit der Frauen.

Im Anfang erschuf Gott Himmel, Erde und Licht,
Gewächse, Bäume, Pflanzen und so weiter,
Den Ochs, den Esel, dann erst mit edlem Angesicht
Den Menschen als König über Thier, Fisch und Kräuter,
Am sechsten Tage ward er König und dachte sich „gut",
Und hat am siebenten Tag sogleich — „geruht".

Als Vorzug vor dem dummen, stummen Thier
Hat dann der Mensch das „Denken" und „Sprechen"
bekommen;
Der Mann nahm das „Denken": „das gehört mir,"
Die Frau hat geschwind sich das „Sprechen" genommen;
Der Mann dachte, als wär' er ein Rathsherr brav,
Er dachte ganz tief, und fiel in einen tiefen Schlaf.

Adam dachte! Doch woran er gewiß nicht gedacht,
War: daß er im Schlaf ein Weib würd' erhalten,

Sonst wär' er lieber wach geblieben die ganze Nacht,
Und hätt' sich eisenfest die Rippe gehalten!
Doch weil der erste Mann gedacht und geschlafen hat,
Findet an allen Ehemännern die Strafe jetzt statt.

Die erste Frau aber nahm die Sprache geschwind,
Doch was sprach sie zuerst? das waren Geschichten.
Das erste Wort zum Mann war: „Mein liebes Kind!
Laß uns doch essen von den verbot'nen Früchten."
Durch dieses Wort aßen sie und wurden gescheidt,
Das war die erste Frucht der Mündlichkeit.

D'rauf fragte der oberste Richter: „Wer hat das erlaubt?"
Und Adam hat als Advocat die Frau erhoben;
Die Frau hat sich zu entschuldigen geglaubt,
Und hat die Anklag' auf die Schlange geschoben,
Das Urtheil hieß: „Marsch von Eden und mucke nicht!"
Das war das allererste „öffentliche Gericht".

Und seit jener alten paradiesischen Zeit
Findet Denken und Sprechen sich selten beisammen,
Der Denker war zum Reden viel zu g'scheidt,
Denn man sah das Sprechen tyrannisch verdammen;
Die Frauen allein in Süd und in Nord,
Die Frauen nur allein hatten das frei' Wort!

Denn wo man Caffee oder Thee schenkte ein,
Im Cirkel, im Salon oder Sälchen,
Da machten wir gleich einen „Redeverein",
Die Rede war groß und klein wie das Schälchen,
Da ward geredet, debattirt, geschrien, gezankt,
Und so hatten wir „politische Bildung" erlangt!

Die Hausfrau sah man, grad' wie im Parlament,
Auf ihrem Divan als „Lord vom Wollsacke" sitzen,
Da kam bald eine Bill über's Hausregiment,
Bald eine Reform der Hauben und Spitzen;
Am Ende kam sogar eine „Monstre-Petition"
Wegen „freier Hausfreund-Association".

Da wurde gered't nicht nur, auch Urtheil gefällt,
Ob Dieser oder Jener ein Aff' oder Adonis!
Wir haben uns zwar nicht zum Examen gestellt,
Doch sind sie uns angeboren die partes orationis.
Denn jedes Subject bekommt in unserem Rath,
Mit oder ohne Copula schon sein Prädicat.

Wir reden über Staat, Politik, Militär und Putz,
Besonders über die inneren Finanzen;
Ja, die geheimen Ausgaben nehmen wir in Schutz,
Es gibt so gewisse Fälle im Ganzen! —
Die „Wahlfragen" besprechen wir jetzt zur Frist,
Wir wählen Jeden, der nicht wählerisch ist!

Wir sprechen auch herzlich, mit Liebe und Lust,
Für den Verein, der sich bildet für's Reden.
Frei zu reden von freier männlicher Brust,
Ein solcher Verein begeistert wohl Jeden!
Die deutsche Sprache vor All.m ist's werth,
Daß sie geschliffen werde zu Sense und Schwert.

Die tendenzkranke Welt.

(Vorgetragen von der k. k. Hofschauspielerin Frl. Louise Neumann.)

Man sagt „die Welt ist kugelrund", das war vor Zeiten,
Da war die Welt noch eine junge kugelrunde Frau,
Sie drehte sich im Tanze lustig mit den Leuten,
Sie nahm's bei einem kleinen Puff nicht so genau;
Zufrieden war mit ihrem Frühling, Winter, Herbst und
Sommer
Chinese, Russe, Spanier, Türk' und Pommer!

Jetzt ist die Welt schon alt! da wird sie eckig!
Hat Runzeln auf der Stirn, im Angesicht;
Nun ist die gute Haut ganz leberfleckig,
Und in den Gliedern sitzt ihr tief die Gicht!
Die Welt, sie leidet blos an Altersschwäche,
Ein jeder Arzt curirt sie anders, sie doch zahlt die Zeche!

„Die Welt," so sagt ein Theil von den Doctoren,
„Sie leidet an der „Herzbeutelwassersucht",
Da heißt's „anzapfen", nur anzapfen, dabei ist nichts verloren,
Erfahrung bringt uns diese gold'ne Frucht!"
Und diese Curart, scheint's, gefällt den Leuten,
Die liebe Welt wird angezapft von allen Seiten!

Ein andrer Arzt meint und beweist es aus der Grundheit,
Die Welt wär' eigentlich „positiv" nicht krank,
Sie weiche „relativ" blos ab von der Gesundheit,
Und stört so irgend ein Organ, ganz blank.
Darum curiren all' Organe sie ganz munter,
Da ist das kranke dann gewiß auch d'runter.

Ein dritter glaubt — ich glaub', der hat's getroffen —
Die Welt sie leide oben (deutet auf die Stirne), da, im ersten
Stock!
Da läßt sich freilich gar nicht viel mehr hoffen,
Und darin irrt sich wohl der Aerzte ganzer Schock!
Denn sie vermehren deshalb blos die Universitäten,
Wo eigentlich mehr Narrenhäuser vonnöthen!

So sieht man an der Welt stets laboriren,
Ein jeder Doctor schreibt sein Leib-Recept,
Die klugen Aerzte suchen blos zu trainiren,
Daß sich die Krankheit in die Länge schleppt.
Wenn aber die Aerzte gar — Concilium halten,
Da ist's gewiß gleich ganz aus mit dem Alten!

Die Weltkrankheit grassirt in drei Gestalten,
Erst die „Zerrissenen", die waren leidlich noch,
An ihrer Seele wollte blos die Naht nicht halten,
Sein eigenes Selbst erschien jeglichem als Loch!
Wenn die Zerrissenen sich jenseits erblicken,
Natürlich, daß sie stets am Zeuge sich was flicken!

Dann kam der „Weltschmerz", das waren Patienten!
Sie konnten die Welt nicht ausstehen, sie that ihnen weh!
Denn weil die Hühner nicht schwimmen wie die Enten,
So nennen sie unausstehlich garstig den See!
Der „Weltschmerz" ist ein „Nervenübel", o Jerum!
Er sitzt in der Tasche und heißt „nichts nervus rerum".

Die dritten, das sind die „Tendenzkranken!"
Das Theater ist jetzt ein großes Tendenzen-Spital!
Ein Stück braucht nicht Handlung, nicht Gedanken,
Nicht Situation, Charactere, Moral,

Die „Tendenz" ist die Röhre in der Wasserleitung,
Führt in's Theater Wasser aus der „allgemeinen Zeitung".

Wie Dichter kommen zusammen, große Geister,
Und tiefe Stille herrscht im grundgelehrten Kreis,
Die Jünger blicken ehrfurchtsvoll auf ihren Meister,
Ob denn noch Niemand was Gescheidt's zu sagen weiß;
Da endlich steht ein solider Geist auf, ein Kanzellner,
Erhebt die Stimm', entwickelt seine Tendenz und ruft:
„Kellner!"

Den ganzen Winter schmollt die Frau mit ihrem Gatten,
Doch kaum kömmt der Mantillengott, der „Lenz",
So schmeichelt sie und folgt ihm wie sein Schatten,
Die, glauben Sie mir, die hat eine Tendenz!
Ich sehe sie schon in Baden draußen, bei Schreiner,
Da sitzt sie und die Tendenz und — noch Einer!

Man spricht ein Gedicht, und denkt sich bei Allen,
Auf keinen Fall thut mir was das verehrte Publikum,
Ist das Ding schlecht und will gar nicht gefallen,
So seh' ich in meiner Tendenz nach dem Dichter mich um,
Gefällt es aber, wenn auch nur ein Bischen, am Ende,
O, dann leg' ich die ganze Tendenz in — Ihre Hände.

Beim Rufen.

Aha, meine Verehrten, Sie haben auch Ihre Tendenz!
Mit Freuden nehm' ich noch einmal Audienz,
Empfehle mich gehorsamst, und mach' höflichst zu wissen,
So wartet noch eine Tendenz dort bei den Coulissen.

Dialect und Orthographie.

(Gesprochen von der k. k. Hofschauspielerin Frl. Louise Neumann.)

Es soll ein Deutschland nur sein, ein-einzig!
So heißt es jetzt in Ost und West und Süd und Nord,
Ein Deutschland, doch Dialecte hat es neunzig,
Vom wahren Deutsch hört man kaum mehr ein Wort.
Wie nur am kleinsten Bach spricht irgend ein „Klachel",
Gleich heißt's im Dialect „ob" oder „unter dem Bachel!"

Weil Zwei oder Drei gemüthlich gesungen
Im weichen, lieben österreich'schen Dialect,
So glaubt ein Jeder schon, es sei ihm dasselbe gelungen,
Wenn statt: „Wie bin ich erschrocken", er schreibt: „Wie
bin i da schreckt!"
Es gibt nun Dialecte „ob der Wien" und „unter der
Alser",
Und wie ein Volkspoet schreibt Jeder „Hernalser".

Ein Jeder singe, wie ihm der Schnabel gewachsen,
Das ist schon recht, allein jetzt singt manch' Wiener Poet
Mit einem wildfremden Schnabel aus Sachsen,
Und es gefällt, wenn man's nur nicht versteht!
Die Art, wie sie mit dem Mund die Worte zerreißen,
Wird heutzutag eine „Mundart" geheißen.

Die „Blume" heißt „Bleamerl", die Rose heißt „Reserl",
Und „alloan" heißt soviel als „allein",
Der große „Esel" heißt nur ein „Eserl",
Das wird doch gewiß „gemüthlich" sein.

Man schreibt ein „z", ein „w", ein „e", ein „a", ein „r" und
d'rüber einen Haken (^),
Und spricht aus „zwear", daß einem die Zähne knacken.

Auch mit der Orthographie wird jetzt furchtbar verfahren!
Zuerst sieht man das „ph" fast schon gar nie,
Da soll doch der liebe Himmel bewahren,
Man schreibt „Philosoph" wie jedes andre „fi"!
Das überflüssige „h" muß die Dichter auch schon verdrießen,
Daher sie auch statt „Ruhm" blos „Rum" genießen!

Das überflüssige „e" wird auch nicht mehr geschrieben,
Man wirft's aus allen Wörtern völlig nun hinaus,
Anstatt des langgedehnten Zeitworts „lieben"
Spricht man ganz kurz „ich libe dich" jetzt aus.
Die Regel gefällt den Männern jetzt wohl allen
Denn „Liebe" ohne „Eh" (e) wird schon sehr gefallen.

Und mit den Doppelbuchstaben ist's gar ein Gegrämel!
Kein Doppel „m", kein Doppel-„n" soll mehr sein,
Statt „Semmel" hat man blos „Semel",
Für zwei „m" ist unser Mund zu klein!
Hab' ich vor Jahren mir einen „Mann" mit zwei „n" er-
koren,
Geht mir jetzt an ihm der vierte Theil verloren.

Bei „fühlen" und bei „sehnen" fand man sich bewogen,
Den „Hauchlaut" zu verwerfen, man schreibt sie ohne „h".
Denn jetzt ist bei „fühlen" und bei „sehnen" jeder Hauch er-
logen,
Das wissen die Orthographien-Macher ja!
Ein Andrer frißt mit Heißgier alle „Ch"-e,
Schreibt „Almanac" statt „Almanach".

Ein großer Buchstab wird selten jetzt genommen,
Bei „Hauptwörtern“ werden kleine blos gesetzt,
Die eignen Namen nur sind ausgenommen,
Doch Ochs und Kuh schreibt man klein blos jetzt.
„Doch auch diese,“ sagt der Lehrer beim Examen,
„Schreibt man groß, sind sie Familien-Namen!“

Wir Frauen, wir haben ein Privilegium ausschließlich,
Wir brauchen gar keine Orthographie!
Das ist in gewissen Dingen ganz ersprießlich,
Zum Beispiel: das „Bindezeichen“ setzen wir gar nie!
Denn es ist und bleibt die schwerste Function
In einem „Liebesbrief“ die Interpunction!

Die Zeichen alle, Striche, Puncte und Colonnen
Sind für uns ein exotisches Gewächs,
Wir Frauen machen nur zwei Interpunctionen:
Ein „Ausrufungszeichen“ und einen „Klecks“;
Doch sind wir nicht immer in diesem Punct dumm,
Wir wissen auch zu schließen, wie Figura zeigt: Punctum

Wir müssen auf's Land.

Eine weibliche geheime Rathssitzung.

Personen:

Sophie. — Antonie. — Amalie.

Sophie.

Ich hab' Sie heute, meine Besten, eingeladen
In wicht'ger Angelegenheit, Sie wissen schon,
Zu einer Sitzung, einer ungeraden,
Zu einer Art von weiblicher Session.

Antonie.

So? Zur Session? Ach Gott, das wird langweilig!
Da sitzen wir und bringen nichts hervor, das weiß ich heilig!

Amalie.

Zu einer Sitzung und Berathung? Jetzt? Bei Dir?
Wie ist das möglich, ich seh' ja keinen Schlafstuhl hier?

Sophie.

O, durch den Schlaf wird die Berathung erst gewichtig,
Im Schlaf ist der Eindruck der Außenwelt ganz aus,
Ein Rath, der schläft, o dessen Rath ist wichtig,
Im Schlaf kehrt sich der inn're Mensch heraus!

Antonie.

Und weil im Schlaf man besser räth, als wenn man wacht,
Deshalb sagt man ja auch: Besserer Rath kömmt über Nacht!

Amalie.

Doch weil der Rath durch Schlafen gut wird in der That,
So sollt' es eigentlich nur heißen: „Bess're Nacht kömmt über'n
Rath.“

Sophie.

Zur Sache nun, mein Mann hält eben Sieste,
Ein „inn'rer Mensch“ ist er stets gleich nach Tisch!
Also zur Sitzung, meine hochgelehrten Gäste,
Und Jede sage ihre Meinung frisch!
Der Casus ist fatal, der Winter ist nun bald vorüber,
Der Sommer kommt, wie machen wir's gewandt,
Daß wir zur Reise bringen unsern Mann herüber,
Denn darin sind wir einig wohl: „wir müssen auf das Land!“

Antonie

„Auf das Land müssen“ verbum transitivum, man kann
ihm vorsetzen
Das persönliche Fürwort: „Ich, Du, Sie, wir müssen auf das
Land“,
„Auf das Land müssen“, auch als leidendes Zeitwort zu setzen,
Der Mann muß dabei leiden: verbum passivum genannt.

Amalie.

Ja, aber es handelt sich hier um den „Modus“,
Die Art, wie man dem Mann dies Zeitwort stellt,
Ob »imperativ«, ob schmollend, bittend hic rhodus!
Und dazu braucht man das „Hilfszeitwort Geld“.

Sophie.

Also „wir müssen auf das Land„, so heißt das Ultimatum!

Antonie.

Und das am zehnten Mai, prix fix, festes Datum!

Amalie.

Beschlossen und ausgefertigt in triplicatum!

Sophie.

Allein wie leiten wir es ein so fein und weise,
Wie fädeln wir die Sache so brillant,
Daß unser Mann uns bitten muß zur Reise,
Daß er d'rauf dringt und spricht: „Mein Kind, du mußt auf's Land!"

Antonie.

Gleich heute werd' ich krank, dann alle Tage kränker,
Im Magen dahier drückt's, im Herzen dahier sticht's!
Mein Mann ist ein Gelehrter, ein selt'ner tiefer Denker,
Mit diesem hab' ich's leicht, der Gute denkt auf nichts!

Amalie.

Soldat ist mein Gemahl, den weiß ich weich zu sieden,
Und rühm' ich seinen Muth, thut er, was mir gefällt,
Ich sage ihm getrost: Im dreißigjährigen Frieden
Bist du, mein Tapfrer, Deutschlands größter Held!

Sophie.

Mein Mann? was ist er nur geschwind? Allgemeiner befugter Festessenmitglieder-Sammler,
Das ist in jetziger Literatur ein gewichtiger Mann,
Dabei ist er Ober-Ober-Toast- und Bratengedichte Stammler,
Ich pack' beim Essen ihn, bei Tisch, da — beißt er an!

Antonie.

Die Männer, liebe Kinderchen, sie sind ein chronisch Uebel,
Sie überschreiten oft den gesetzmäßigen Verlauf,
Das Uebel hinzuhalten nur, nehmt mir's nicht übel,
Das ist die Kunst, da verstehen sich die Frauen d'rauf!

Amalie.

Ei was! behandeln! Man muß sie gar nicht behandeln!
Dadurch werden sie am drastischsten curirt!
Je aufmerksamer man sich zeigt, desto mehr machen sie Mandeln,
Behandelt man sie kalt, das macht sie inflammirt.

Sophie.

Den Hausarzt muß man zu gewinnen wissen,
Ein Hausarzt, der galant ist, und hat Verstand,
Der fühlt dem Mann den Puls, der schröpft ihm das Gewissen,
Und sagt: Ich steh' für nichts, geht sie nicht auf das Land!

Antonie.

Ich sollte krank mich stellen? das ist bedenklich,
Versäumen Theater, Concerte, Soiréen und Ball?
Viel lieber rede meinem Mann ich ein, er sei kränklich,
Er muß auf's Land, mit der ersten Nachtigall!

Amalie.

Was? der Mann soll mit auf's Land? Gehorsamer Diener!
Wo steckt die Erholung dann, ich dank' dafür!
Da frag' die Wienerinnen man, die Wiener,
Er in der Stadt, sie auf'm Land, das ist plaisir!

Sophie.

Ach, das verstehst Du nicht; ist der Mann mit auf dem Lande,
So hält er's nicht aus, am zweiten Tag ist er abgepascht.

Allein läßt Du ihn in der Stadt, so sitz'st Du auf dem Lande
In ew'ger Angst, daß er Dich überrascht!

Antonie.

Ach was, man muß nur nicht nach Hietzing, Baden,
Da ist's gleich so gut, man bleibt zu Haus.
So nach Gastein, nach Ischl, Berchtesgaden,
Da ist man aus der Ueberraschungslinie 'naus!

Amalie.

Ja, Ischl! köstlich! man möchte mit der Zunge schnalzen,
Das Salz, die Sohle, die Haut volée!
Doch sagt mein Mann stets: „Ischl ist gesalzen,
Und läuft man hin, so thut Einem die Sohle weh!"

Sophie.

Ich sage meinem Mann, man muß viel mehr Geld ausgeben,
Bleibt man in der Stadt, fährt täglich man doch aus.
Denn „nulla dies sine linea" heißt's im Wiener Leben,
Das heißt: „Alle Tage muß man zur Linie 'naus."

Antonie.

Ich muß auf's Land, doch sei's etwas entlegen,
Um Gottes Willen nur nicht an der Eisenbahn,
Da kommen Gäste an, in Sturm, Blitz und Regen,
Ganz Wien kommt dann mit Kind und Lehrer an!

Amalie.

Hier gibt's nur ein „auf's Land!" die Brühl, da ist's einzig!
„Kennst du das Land, wo die zwei Raben blüh'n?"
Die Fichten, Ruinen, man trennt sich, vereint sich,
„Dorthin, Gesellschaftswagen, laß mich mit dir zieh'n!"

Sophie.

Also, wir müssen auf das Land, das ist das End' vom Liede;

Antonie.

Mein Mann ist ein Gelehrter, er thut Alles! Bona fide!

Amalie.

Die Weiber wollen, die Männer müssen, so hat die Seele
Friede!

Sophie.

Die liebenswürdigen Frauen, wie sie hier sind Alle,
Ich weiß, sie wollen nächsten Sommer alle auf das Land,
Da ist's hohe Zeit, stellen Sie mir auf die Mäusefalle,
Um den Mann zu fangen, reizend, schalkhaft und gewandt.

Antonie.

Ja, ja, die Frau, die im Sommer auf dem Land will sein,
Die heize nur im Winter ihrem Mann recht ein!

Amalie.

Ach Gott, der Winter ist lang genug, um mürb den Mann
zu machen.
Zum heil'gen Abend ein Käppchen, ein Cigarren-Etui,
Zu Neujahr ein Schreibepult mit zwei Drachen,
Die ein Amor lenkt durch Sympathie!
Zum Namenstage eine Börs' mit einem Schmetterlinge,
Das packt, er macht die Börse auf, und läuft uns in die Schlinge.

Alle Drei.

Also, wir müssen auf das Land, kein Mann ist, der es
änder',
Und alle Frauen, die hier sind, sie müssen auf die Länder!

Beim Hervorruf:

Sophie.

Entschuldigen Sie, ich hab' nicht Zeit, das ist bekannt,
Ich kann nichts repetiren, „ich muß auf's Land".

Antonie.

(Beim zweiten Ruf.)

Ihr schmeichelhafter Ruf so großen Werth mir hat,
Daß ich, dafür zu danken, kam wieder in die Stadt!

Amalie.

(Beim dritten Ruf.)

Ich war schon in der Brühl, und eile wieder her,
Und danke, ländlich, sittlich, für die Ehr'!
Doch an der Linie traf ich den Dichter an,
Und bring' ihn mit, vielleicht kömmt er daran.

Der Mensch als Staatsmaschine.

Es ist der Mensch mit seinen viel' Gelenken,
Wie ihn der liebe Gott erschaffen hat,
Mit seinem Kopf und Hirn zum Denken,
Mit seinem Antlitz schön, oval und glatt,
Mit seinem Fuß, die Schritte gut zu lenken,
Mit Hand und Brust und Herz und Schulterblatt,
Ganz wie gemacht, daß er als Vorbild diene
Zur allerbesten reichen Staatsmaschine.

Der „Kopf“ ist der Regent bei jedem Erdensohne,
Denn das Regieren nur in einer Hand,
Der Kopf allein, er trägt die Denkerkrone,
Denn Geist und Urtheil, Klarheit und Verstand,
Sie wählen sich den Kopf zum hohen Throne,
Gedanken blitzen in dem schönen Stirnenband,
Die oberste Gewalt im Staatenleben,
Sie sei in eines Menschen Macht gegeben.

Die „Augen“, die den Blick in weite Fernen tragen,
Sie sind von „Auswärts das Ministerium“,
Sie senden Telegraph, Depeschen, Fragen,
Weitsehend in die ganze Welt herum;
Sie wechseln Noten, bitten, zürnen, klagen,
Sie blitzen und sind freundlich wiederum,
Und will es ihnen auch nicht immer glücken,
So wissen sie gescheidt ein Auge zuzudrücken.

Die „Nase“, dieser Hauptpunct in dem Angesichte,
Sie ist das „Ministerium der Polizei“,
Die Nase riecht die ganze Weltgeschichte,
Wo was zu sehen ist, da ist die Nas' dabei,
Daß sie zum Wohl des Staates stets berichte,
Wo etwas faul, anrüchig so im Leben sei,
Die Nas' in Ehren! sie ist nöthig zu dem Weltbehelfe,
Und wenn sie nies't, sagt Jedermann: Gott helfe!

Der „Mund“, und was gehört zu seinem Ganzen,
Die Zähne, Gurgel, Kehle und auch Hals,
Er ist das „Ministerium der Finanzen“,
Er braucht zwar viel, doch er ernährt auch All's;
Er muß sorgen stets für Magen, Wanst und Ranzen,
Für Milz und Leber, für das Herz auch manchenfalls;

Und hat der Mund noch so viel Nahrung eingetrieben,
Ist alles andr'e voll, nur er ist leer geblieben!

Das „Herz", das in dem Busen ist verborgen,
Das „Ministerium des Innern" präsentirt,
Ihm anvertraut sind die innern Lebenssorgen,
Von ihm wird Ruh' und Wohlsein prätendirt,
Es ist bewegt, erregt vom Abend bis zum Morgen,
Es sei zu weit nicht und zu eng creirt,
Denn wenn das Herz an uns nur Recht gesprochen,
Kann es d'rauf stolz sein, kann es d'rauf pochen!

Der „Magen", dieser bäurische Philister,
Der Magen ist das „Proletariat",
Gebt ihm zu essen, fleißig und zufrieden ist er,
Der Hunger ist sein Tyrann und Potentat,
Er kümmert, satt, sich den Kuckuk und sein'n Küster,
Um Politik, Gesetz und Kirch' und Staat.
Der Magen ist ein Faß, das kann man täglich hören,
Denn großen Lärm machen nur — die leeren!

Die „Hände", und die Arme, eng verbunden,
Sind zum „Minister des Kriegs" ernannt;
Gerüstet seien sie zu allen Stunden,
Doch nicht aus Lust zum eitlen Kampf entbrannt!
Das Haupt zu schützen vor Gefahr und Wunden,
Sind sie für Kaiser, Ehr' und Vaterland,
So erbt sich fort im menschlichen Geschlechte:
Die Rechte für die Waffen, Waffen für das Rechte!

Die „Füße", Sie erlauben schon dies Wort, ich bitte,
Die Füße sind die „Unterthanen" nur,
Das Haupt soll weise lenken ihre Schritte,
Das ist das Grundrecht im Gesetze der Natur,

Sie sollen folgen, wenn es lenket ihre Schritte,
Denn von der Höhe nur sieht man die rechte Spur,
Jedoch bleibt's wahr, beim Gang, beim Lauf, beim Tanze,
Die Füße unten tragen doch das Ganze!

Eine freie Conferenz.

Personen:

Ein Doctor der Rechte.
Ein Doctor der Medicin.
Ein Doctor der Weltweisheit und Magister der fünfprocentigen Künste
vulgo Banquier.
Eine seufzende Hauptcassa.

(Zuerst treten die drei Männer auf.)

Diplomat.

Stell' mich vor, bin Jurist, und ein halber Diplomat,
Ich beende die Dinge alle politisch, aber staat!

Professor.

Ich bin ein Professor von Frankfurt am Main,
Ich wirke mit der großen Idee, aber klein.

Banquier.

Ich bin ein Banquier, ich steh' in der richtigen Mitt',
Ich hab' keine Politik, keine Idee, aber Credit!

Diplomat.

Zu einer Conferenz finden wir uns allhier ein.

Professor.

Zu einer Conferenz? da kann ich nicht dabei sein!

Diplomat.

Nicht? Und warum denn nicht?

Professor.

Weil im Jahre 1860 und drei
Meine silberne Hochzeit ist, und da wär' ich auch gern dabei.

Banquier.

Ne silberne Hochzeit? Bleiben Sie nur hübsch ruhig dahier,
In zwölf Jahren begeht man die silberne Hochzeit auch in Papier.

Diplomat.

Wir sind so eigentlich hier als ein Kranken-Concilium vereint;
Da ist so ein Patienten, der nur seufzt und seufzt und weint,
Eine charmante Person: „Haupt-Cassa" genannt,
Die sind jetzt alle unpäßlich in jeglichem Land.

Professor.

Das ist die Gripp'! die circulirende Gripp' auf Ehr'!
Greift die Nerven an und rührt vom nervum rerum her!

Banquier.

Ich bitt' Sie, lassen Sie uns aus mit Ihrem rerum und nervus!
Es sind nichts als dreiprocentige vapeurs und damit: servus!

Professor.

Aber werden wir die Patientin denn nicht bald sehn?

Banquier.

Ich glaube schon (man hört seufzen) da kommt sie zu gehn!

Cassa.

(Leidend und schmachtend.)

Ach! — ach! — (Alle Drei beschäftigen sich mit ihr.)

Diplomat.

Wie befinden Sie sich heut', gnädige Frau?

Cassa.

Ach! —

Professor.

Das Wetter ist doch so freundlich, die Luft so lau —

Cassa.

Ach! — O! —

Banquier.

Nehmen Sie Platz, Sie sind ja gesund und frisch, aber schwach

Cassa.

Sie glauben gar nicht, wie mir so unwohl ist, — ach!

Diplomat.

Was fühlen Sie denn so eigentlich?

Cassa.

Ach! so eine Leere!

Professor.

Eine Leere? Ein vacuum? Davon ist keine Spur,
Nicht möglich, es gibt keine Leere in der Natur.

Diplomat.

Keine Leere in der Natur? Greifen sie nur in Ihre Tasche hinein,
Da finden Sie eine Leere, die kann Ihnen zur Lehre sein.

Professor.

Eine leere Tasche ist ein naturwidriger Status, also —

Banquier.

Dieser Status, Freund, ist jetzt in allen Hauptcassen der Status quo.

Diplomat.

Jedoch, meine Herr'n, nun frisch auf zur Conferenz,
Was spüren Sie denn eigentlich, Euer Excellenz?

Cassa.

Ach! Einst! — O! Einst! Damals! früher, als ich noch,
Aber jetzt, keine Spur mehr und doch!

Diplomat.

Dunkel ist der Sinn und führet nicht zum Ziel,
Allein ich muß das verstehen, es ist juristischer Styl.

Professor.

Einst — jetzt — doch — Spur — das klingt verwirrt, meine Verehrte,
Entschuldigen Sie, waren Sie vielleicht einst eine Gelehrte?

Banquier.

Einst eine Gelehrte? Jetzt ist sie eine Geleerte und wie,
Und was gaben sich ihre Lehrer mit ihr für Müh'!
Sie hat Ober-Leerer und Unter-Leerer, lauter Genie!

Cassa.

Ach! und meine Stimme ist so schwach, sie hat gar keinen
Schall.

Professor.

In der Diagnose heißt das: sie hat kein Metall.

Diplomat.

Es ist eine Modification von einem Katarrh vorderhand,
Jedoch der Kehlkopf leistet noch passiven Widerstand.

Banquier.

Die Haupt-Cassa hat den Katarrh? So kommen Sie zu
mir,
Ich hab' Bonbons für Sie, lauter Bonbons, Zuckerplätzel in
Papier.

Cassa.

Ach, es haben schon so viel Aerzte an mir laborirt,
Sie haben das Uebel hingehalten, aber niemals curirt.

Diplomat.

Das ist's, was man die medicinische Politik nennt,
Die Aerzte interveniren zwischen Krankheit und Patient,
Gibt die Krankheit nach, wird der Kranke gesund,
Gibt der Kranke nach, so geht er zu Grund,
Sind beide hartnäckig, so schreitet der Arzt bewaffnet ein,
Kommt mit Pulver und Kugeln und gräbt Beide ein.

Professor.

Est modus in rebus! Der Fall ist klar wie ein Schluß,
Der Patientin fehlt nichts, als daß sie mehr einnehmen
muß.

Banquier.

Einnehmen? Einnehmen! Kann sie einnehmen den modus
in rebus?
Einnehmen ist der Modus, aber wer soll eingeben? das „ist
der Rebus“.

Cassa.

Ach, einnehmen! Ach, ich hab' schon so oft eingenommen,
Mit vielem Int'resse, die Mittel haben mir nicht bekommen.

Diplomat.

Zum Zweck führen nur die Mittel, hier sind die Mittel
der Zweck,
Darum kommen Zweck und Mittel nicht vom Fleck.

Professor.

Ich meine, man behandle die Kranke homöopathisch nur,
Keine theure Apotheke, man überlasse sie der Heilkraft der
Natur.

Banquier.

Ja, homöopathisch? Ich habe schon bei solchen Kranken
practicirt,
Das, was solchen Kranken hilft, hab' ich mit Glück auch an
Gesunden probirt.
(Klimpert in der Tasche mit Silbermünze.)

Cassa
(zuckt, zusammen).

Ach! (wie begeistert) Welche Töne! wie versühren sie mein
Ohr!
Ach! meine Herrn, der Mann kommt mir magnetisch vor.

Banquier.

Ich bin pure magnet'sch! Ja, ich bin Ihnen im Stand
Und ström' eine curiose Kraft aus, und das blos aus der Hand.

Cassa.

Ach! und ich schlaf' so unruhig, hab' schwere Träume, und
bin mir nicht bewußt;
Auch fühl' ich eine solche Beklemmung auf der Brust.

Professor.

Brustbeklemmung? Das ist Mangel an Blut.
Blut ist Gold, das Blut vermehren, wär' ihr gut!

Diplomat.

Vielleicht kalte Bäder, Douche, kaltes Wasser in Humpen.

Banquier.

Was hilft da die Tusch'? Hier heißt es nur pumpen.

Cassa.

Ach, meine Herr'n, das ist alles recht gut und charmant,
Aber während Sie conferiren, nimmt das Uebel überhand.

Professor.

Ueberhand? wirklich? Das ist erwünscht! Das ist gut!
Da lernen wir das Uebel kennen, ganz wohlgemuth.

Banquier.

Ihre Krankheit, Madame, ist die curioseste von der Welt!
Man weiß, was einem fehlt, und kriegt's doch nicht, Gelt? (Geld).

Diplomat.

Nun, meine Herren, die Vorfragen sind aus, Gott sei Dank.
Wir sind in der Hauptfrage einig: die Kranke ist krank.

Professor.

Krank? Krank so eigentlich nicht, aber auch nicht gesund,
Die Wechselwirkung der Organe ist gestört zur Stund'.

Banquier.

So? Dann verlassen Sie sich nur auf mich, auf Ehr'!
Von wem als von mir kommt die ganze Wechselwirkung her?

Cassa.

Ach! welche Qual! — ach! wär' ich nur schon todt!

Diplomat.

Nur nichts übereilt, das kommt schon, damit hat's keine Noth,
Doch nicht eher, bis wir allseitig gekommen zum Schluß,
Bis wir bewiesen, daß das, was ihr fehlt, fehlen muß.

Cassa.

Ach! der Hunger! Ich möcht' Alles verschlingen auf jedem
Schritt!

Banquier.

Das ist kein wahrer, barer Hunger, das ist nur Schein-
Appetit.

Cassa.

Ach! ist's auch kein Hunger, so ist's doch ein Gelüst.

Professor.

Das ist curios — Gelüst? da doch ihr Zustand nicht ge-
segnet ist.

Diplomat.

Sie sehen, meine Gnädige, wir hoffen das Beste am End'.

Professor.

Das heißt, meine Gnädige, machen Sie Ihr Testament!

Diplomat.

O! seinen letzten Willen macht jeder Kluge gesund.

Banquier.

Ihren letzten Willen? Sie will das Letzte vom Mund!

Cassa.

Ach! ich hinterlasse meinen Erben meinen Segen allhier.

Banquier.

Ihren Segen? In Barem oder in Papier?

Diplomat.

Aber doch endlich zur Conferenz! Sehen Sie sich nur um,
Wir sind ja nicht allein, auf uns sieht ein ganzes Publikum.

Professor.

Ein Publikum? So? Hat das hochverehrte Publikum bezahlt, mein Herz?

Diplomat.

Ei freilich, 2 Gulden für den Sitz, wie vor dem März!

Professor.

Ganz, wie vor dem März hat es bezahlt? Das ist schlimm!
Denn dann hat es dafür nur einen Sitz, aber keine Stimm'!

Diplomat.

Aber der Dichter hat Sie zur Conferenz eingeladen und verspricht's!

Banquier.

Nun das ist nobel! Man wird jetzt überall eingeladen und kriegt nichts.

Cassa.

Ach! ich vergeh'!

Professor.

Sie vergeh'n? Das vergeht!

Diplomat.

Aber nun zum Schluß.

(Tritt vor.)

Verehrtes Publikum, hochgeschätzte vereinigte deutsche Damen und Herr'n,
Wenn Sie ein gutes Perspectiv haben, so sehen Sie den Schluß in der Fern'.
Wollen Sie ihn erwarten? Fast wird uns bang',
Es wird Ihnen am Ende vielleicht dennoch zu lang'!

Banquier.

Aber wissen Sie was? Machen wir ein Geschäft — ich bin bereit,
Sie wollen das Ende wissen? Schließen Sie mit mir ab, — aber auf Zeit!

Professor.

Wollen Sie aber, verehrte Deutsche, indessen nach Hause geh'n,
Und kommen sie gefälligst über's Jahr, wir werden auf demselben Felde steh'n.

Cassa.

Und in der Hoffnung, Sie wieder zu seh'n in Lebensgestalt,
Will ich trachten, daß ich mich so lang' durch ein Anleh'n erhalt'.

(Lehnt sich an den Banquier an und geht mit ihm ab.)

Beim Hervorrufen:

(Die drei Herren treten allein vor.)

Diplomat.

Was ist das? Noch mehr Conferenzen will das deutsche Haus?

Professor.
So? Desto besser! Die Gerufenen kommen dabei heraus.

Banquier.
Wer hat mich gerufen? Gott, wie bin ich erschreckt!
Wenn mich Jemand ruft, will er was vorgestreckt.

Diplomat (zum Professor).
Was sagen wir nur geschwind? Ein Bonmot, einen Witz!

Professor.
Ein Bonmot? Lassen Sie mich machen — Verehrtes Publikum, das ist eine Hitz'!

Banquier.
Das ist wahr! die Hitz' im Publikum ist kein Schnack.
Es ist ihm vor Hitz' alles Geld geschmolzen im Sack.

Diplomat.
Sei'n Sie doch still! Was soll der alte Witz heißen.
Verehrtes Publikum! Verehrte Deutsche —

Professor.
Verehrte Deutsche und Preußen!
Wir können nicht lange hier bleiben per se,
Die Kranke da d'rin gibt uns ein großes Diner!

Diplomat.
Eine Art von diplomatischem Diner, das will so viel sagen,
Als: wir probiren, wie viel die andern vertragen.

Banquier.

Ein politisch Diner, das will so viel heißen,
Wer politisch ist, hat immer zu beißen.

Professor.

Ein Diner, das ist die Schule der Diplomaten,
Ein Jeder meint, er allein riecht den Braten.

Banquier.

Und wer da ist ein echt besonnener Diplomat,
Der ißt gar keinen Braten ohne Bundsalat.

Diplomat.

Dann geht's auch tiefer in die Politik schon,
Es kommt der brennende Plumpudding, das ist der Palmerston.

Banquier.

Und nachher eine Delicatesse, die ist ganz rar,
So pikant und gut für den Magen: der russische Caviar!

Professor.

Und glaubt man schon, man ist fertig, dem Hunger
gemäß,
Da, ganz am End', da kommt auch noch der Schweizer-
käs'.

Alle drei.

Verehrteste Deutsche, wir wissen nicht, wo die Köpf' uns
steh'n,
Vergeben Sie also, daß wir an die Geschäfte geh'n.

(Alle ab.)

Beim zweiten Hervorrufen:
(Treten mit Cassa vor.)

Professor.

So treten Sie nur ein, da das verehrte Publikum gern wüßt',
Ob nach dem Essen von der Hauptcassa etwas übrig geblieben ist.

Cassa.

Ich hatte drei Aerzte, bin also sehr gefährlich gewesen,
Jedoch Sie riefen, das macht mich plötzlich genesen.
Denn wo nur eine arme Cassa Noth verspürt,
Dort wird durch Ihre Güte sie immer curirt.
Sie kamen als Aerzte, so oft man sie rief,
Denn leider, wir Cassen werden sehr oft recidiv.

Inhalt des vierzehnten Bandes

Erste Abtheilung.

Dichtungen für ernste Declamation.

Zweite Abtheilung.

Dichtungen für heitere Declamation.









